





Schillers Don Karlos.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

26. 27.

Don Karlos.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1886.

Schillers
Don Karlos.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1886.

Elisabeth
War Ihre erste Liebe; Ihre zweite
Sei Spanien!

I. Stoff.

Bei seiner zweiten Anwesenheit zu Mannheim Ende Mai 1782 ward Schiller von dem Intendanten des dortigen Nationaltheaters, Geheimerath Wolfgang Heribert von Dalberg, so freundlich aufgenommen, daß er hoffte, derselbe werde ihn für das Theater, besonders für seine Bühne, zu gewinnen suchen. Dieser lieh ihm die vor drei Jahren ihm persönlich gewidmeten „Theaterstücke" des gleich darauf in Frankfurt gestorbenen Straßburgers Heinr. Leop. Wagner*) und die eben im vorigen Jahre in einer neuen schönen Ausgabe bei Didot zu Paris erschienene geschichtliche Erzählung des Abbé César Vichard de Saint Réal († 1692): Dom Carlos nouvelle historique; er solle sehn, ob damit etwas für die Bühne zu machen sei. Von Stuttgart aus beschwor Schiller den mannheimer Gönner, daß er sich ihn vom Herzoge auf einige Zeit als Dichter für seine Bühne erbitte, da er es in seiner jetzigen Stellung als Regimentsmedicus nicht länger aushalten könne. Auf dessen ausweichende Antwort bat der halbverzweifelte Dichter ihn am 15. Juli dringend, seine Rettung, könne

*) Sie enthielten das Schauspiel „Evchen Humbrecht", eine Umarbeitung der 1776 erschienenen „Kindermörderin", und „Macbeth, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Shakespeare".

er darauf eingehn, möglichst zu beschleunigen. Nachdem er ihm seinen Fiesko Mitte August vorzulegen versprochen, fuhr er fort: „Die Geschichte des Spaniers Dom Karlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers, und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten werde. Wagners ‚Kindsmörderin‘ hat rührende Situationen und interessante Züge, doch erhebt sie sich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht; sie wirkt nicht sehr auf meine Empfindung und hat zu viel Wasser. Um den ‚Macbeth‘ hat er gar nicht das geringste Verdienst. Beide Bücher sende ich Ew. Excellenz hier mit dem unterthänigsten Dank zurück. Ich würde den Namen Dalbergs niemalen an die Spitze einer solchen Arbeit zu setzen wagen.“ Der vorsichtige Dalberg blieb auch jetzt ungerührt. Als Schiller ihn darauf zu Stuttgart sah, mußte er ihm den Entschluß seiner Flucht verheimlichen. Die Furcht, der Herzog werde seine Auslieferung verlangen, trieb ihn, da Dalbergs Rückkunft sich in die Länge zog, von Mannheim nach Frankfurt. Auf dem Wege nach Goethes Vaterstadt entstand der Plan zu Kabale und Liebe, an welchem Stücke er in Frankfurt lebhaft fortarbeitete, als ihn Dalbergs stillschweigende Ablehnung des von diesem gehofften Vorschusses tief verletzte. In Oggersheim bei Mannheim wurde neben begeisterter Fortdichtung an dem neuen Stücke die Umgestaltung des von der mannheimer Intendanz zurückgewiesenen Fiesko beendet. Aber auch diese neue Fassung des republikanischen Trauerspiels genügte dieser nicht, und Dalberg war grausam genug, jede Anerkennung des Stückes durch eine kleine Gabe, die Iffland in Anerkennung des außerordentlichen Verdienstes der Dichtung vorschlug, dem bedrängten Flüchtling zu versagen. Um seine kleinen Schulden zu bezahlen, übrrließ Schiller den Fiesko für

einen Louisdor den Bogen dem Buchhändler Schwan. Im glücklichen Aufenthalte zu Bauerbach bei Meiningen auf dem Gute der Mutter seines akademischen Freundes Wilhelm von Wolzogen vollendete er Kabale und Liebe. Ganz unerwartet gedachte Dalberg wieder des schnöde vergessenen Dichters; brieflich frug er Schiller nach seinem neuen Stücke und machte ihm, wie dieser sich ausdrückt, auf eine verbindliche Art Entschuldigungen über seine Untreue. Dieser hatte sich unterdessen mit manchen neuen Planen getragen und sich zu diesem Zwecke mehrere geschichtliche Werke durch den ihm befreundeten Bibliothekar W. Friedr. Herm. Reinwald in Meiningen verschafft. Zuerst hören wir Anfang März von einem Friedrich Imhof, der sich an keine geschichtliche Person anlehnen sollte. Sein Imhof, dem er seinen eigenen Vornamen gab, sollte ein freisinniger, durch seine Leidenschaften zu Grunde gehender Denker sein. Hierauf führt Schillers Aeußerung in einem Briefe an Reinwald: „Die Bücher, wovon wir sprachen, über Jesuiten und Religionsveränderungen, überhaupt über den Bigotismus und seltene Verderbnisse des Charakters suchen Sie mir doch mit dem Baldesten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen Friedrich Imhof losgehn will. Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch, was ich vorgestern vergessen habe, Bücher, in welchen von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht, sind ganz vortrefflich in meinen Plan.“ Kurz darauf hören wir, daß eine Maria Stuart ihn anzieht. „Meine Maria Stuart ist auch nicht so glücklich, unanimia (allgemeine Zustimmung) zu haben. Ich bin wirklich in einer verdrießlichen Lage, weil ich gerne an ein Stück ginge, und noch zu keinem entschlossen bin. Ich glaube,

mein Imhof erhält sich auf dem Brett.“ Vielleicht war es gerade die Geschichte der Maria Stuart, die ihn wieder auf Karlos führte, da einige Zeit an eine Verbindung des Infanten mit der schottischen Königin gedacht wurde; an diesem festzuhalten bewog ihn besonders die wieder sich eröffnende Aussicht auf Dalberg, der ihn auf diesen Stoff hingewiesen hatte. Am 27. März meldet er Reinwald: „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, habe ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Dom Karlos zu.“ Unzweifelhaft hatte ihm Reinwald dazu die früher von Dalberg erhaltene geschichtliche Novelle von Saint Réal verschafft. Diesem schrieb er: „Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals, verunglückt, eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln, und das mannheimische Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber, werther Mann, erwarte ich Ihren mir immer werthen Rath, und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beschäftigung hälftig verdanken muß

[wegen der Mittheilung von Saint Réal], so entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundliche Unterstützung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statistik des Volkes bekannt sein müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. . . . Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden, und noch viel weniger eine Ausführung auf Gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld mit einigen dahin einschlagenden Werken befriedigen. . . . Wenn Sie allenfalls Brantômes Geschichte Phillipps II.*) besitzen, so theilen Sie mir solche auch mit." Die Bücher will er Abends abholen lassen. Bei ihrer nächsten Zusammenkunft solle eine Szene von Dom Karlos fertig sein, die der Freund richten werde. Welche Bücher er von Meiningen erhielt, wissen wir nicht, vielleicht außer Brantôme den neunten 1758 erschienenen Band der Uebersetzung von des Pfarrers Juan de Ferreras Historia d'Espana (Schiller selbst nennt den Ferreras bei der Veröffentlichung des ersten Aufzugs) und den betreffenden Band der allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray in deutscher Bearbeitung. Neben Dom Karlos schwebte dem Dichter ein Konradin vor, da Dalberg ihm früher die Bearbeitung eines „interessanten deutschen Themas" hatte vorschlagen wollen. Diesem meldete er am 3. April, nachdem er einiges angegeben, was seinem bürgerlichen

*) Er meint den Abschnitt Philippe II. Roy d'Espagne im ersten Theile von Brantômes Mémoires. St. Réal führt diesen an, aber auch den ebenfalls einschlagenden Elisabeth de France Reyne d'Espagne im zweiten Theile.

Trauerspiel Kabale und Liebe auf der Bühne entgegenstehn möchte: „Gegenwärtig arbeite ich an einem Dom Karlos. Ein Sujet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich Ew. Excellenz zu verdanken habe. Dazwischen will ich an einem Trauerspiel von Prinz Konradin arbeiten.“ Elf Tage später schreibt er an Reinwald: „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, mein Freund, und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blanken Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. . . . Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht so lieben und doch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet; er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. . . . Nun eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehn, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Dom Karlos und Julius abmessen — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Dom Karlos hat, wenn ich mich des Maßes be-

dienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandthaten fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will (und sollte mein Karlos auch für das Theater verloren gehn) einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will, Gott bewahre, daß Sie mich auslachen —.“ Man erkennt in dieser Aeußerung den verliebten Schwärmer, dem der Kopf warm geworden war und der seine Glut in einer feurigen Dichtung ergießen wollte, in welche auch so vieles, was er in Friedrich Imhof darzustellen gedacht hatte, sich verschlingen sollte. Eine leidenschaftliche Liebe zu der Tochter seiner mütterlichen Gönnerin, Frau von Wolzogen, von welcher er weder der Geliebten noch der Mutter etwas verrathen durfte, hatte ihn damals ergriffen. Diese Leidenschaft begeisterte ihn, aber da er sich nur zu bald die völlige Aussichtslosigkeit seiner Liebe gestehn mußte, so verrauschte auch der Strom der Begeisterung, und er kam nicht über den ersten Entwurf heraus, der uns noch glücklich erhalten ist. Zum Verständnisse seiner Bedeutung betrachten wir vorab die Grundzüge der Geschichte in der Quelle Schillers, der Erzählung von St. Réal.

Dieser wollte durch seine Erzählung das Andenken der tugendhaften Königin Elisabeth von Spanien, der Gemahlin Philipps II., „ohne welche der Prinz Navarra [Heinrich IV.] nicht der größte König der Welt*) und, um noch mehr zu sagen,

*) Die Mittheilung der Königin hatte den Anschlag vereitelt, ihn nebst seiner Mutter in Navarra aufzuheben und der Inquisition zu überliefern.

der Großvater Ludwigs XIV. geworden wäre“, vor Verleumdung sichern. Als Quellen nennt er eine lange Reihe spanischer, französischer, italienischer und niederländischer Geschichtschreiber, eine handschriftliche Darstellung des Herrn de Peyrese und ein kleines Gedicht unter dem Namen Diogenes. Die Neigung der Königin zu ihrem Stiefsohne stellt er leidenschaftlicher dar, als man nach seiner obigen Aeußerung glauben sollte. Folgen wir dem romantischen Erzähler. Der fünfjährige Waffenstillstand zu Vaucelles hatte die Vermählung Elisabeths, der ältesten Tochter Heinrichs II. von Frankreich, mit Don Karlos, dem Sohne Philipps II., in Aussicht genommen. Die Prinzessin war noch sehr jung, aber für ihr Alter höchst gebildet. Da die Heirat von beiden Seiten mit Freude beschlossen wurde, so faßte diese, so bald sie ihr vorgeschlagen wurde, große Achtung für den ihr bestimmten Gemahl. Ihr jugendliches Herz, das so eine erwünschte Gelegenheit fand, sich zu fesseln, machte sich insgeheim eine angenehme Unterhaltung; unmerklich bildete sich in ihr eine Neigung, welche ihre Tugend mehr quälte, als sie glaubte. Der spanische Prinz war nicht weniger mit seinem Schicksal zufrieden. Da er nach allem, was man ihm von der Prinzessin sagte, eine sehr angenehme Vorstellung von ihr gefaßt, überließ er sich mit Vergnügen aller Verliebtheit, welche diese ihm einflößte. Ihr Porträt vollendete das, was der Ruf ihrer Schönheit begonnen hatte. Man versicherte ihm, daß dieses ihr sehr gleiche, und Dom Karlos glaubte es leicht, weil er es wünschte. Bei der Betrachtung des Bildnisses stellte er sich alle Wege vor, wie er der Prinzessin seine Gedanken über sie mittheilen könne. Unerträglich schien es ihm, daß diese nicht wissen sollte, wie er sich freue, wie die Hoffnung, sie zu besitzen, seine Seele erfülle. Manchmal

schämte er sich seines Glückes, und hätte fast Gelegenheit gewünscht, sich das Herz der Prinzessin erst zu gewinnen. Da dieses aber unmöglich war, so wäre er schon zufrieden gewesen, hätte er ihr seine verschiedenen Gedanken übermitteln können. Leider kam es bald darauf von neuem zum Kriege. Bei den Unterhandlungen, welche am 3. April 1559 zum Frieden von Château-Cambresis führten, verlangte Philipp, der eben seine Gattin durch den Tod verloren hatte, die seinem Sohne bestimmte Prinzessin für sich. „Obgleich diese Nachricht für Dom Karlos, der sie in großer Gesellschaft erhielt, ein Donnerschlag war, so beherrschte er sich doch so gut, daß niemand seinen Schmerz merkte, aber die Gewalt, die er sich anthun mußte, kostete ihm viel, wenn er sich allein fand. Alles, was Liebe und Muth einflößen können, ging an seinem Geiste vorüber; da aber die Niedergeschlagenheit, in welcher er sich befand, ihm keinen Erfolg versprach, und seine gegenwärtige Stellung ihn hinderte, sonst etwas zu unternehmen, so ging seine Verzweifiung unmerklich in Schwermuth über. Daher kam das sonderbare Leben, welches er seitdem führte. Er wurde dadurch seinem Vater verhaßt, der dessen wahre Ursache nicht ahnte, und da er den Sohn nach sich selbst beurtheilte, den Kummer des jungen Prinzen der Ungeduld, zur Herrschaft zu gelangen, zuschrieb. Obgleich das, was die Prinzessin für Dom Karlos empfand, mehr Neigung zur Liebe als wahre Leidenschaft war, so machte doch die Furcht, es sei wirklich Liebe, sie gegen sich selbst außerordentlich mißtrauisch. War sie bisher gar zu neugierig gewesen, welche Wirkung ihr Porträt auf Dom Karlos geübt, und hatte sie gewünscht, sein Herz möge unruhiger sein als ihr eigenes, so fürchtete sie, nachdem sie die Aenderung ihres Schicksals erfahren hatte, nichts mehr als seine Liebe. Wie

schmeichelhaft ihr auch ihre Schönheit war, jetzt wünschte sie alles, was man von ihren Reizen sagte, möchte unwahr sein." St. Réal läßt sie ihre Abreise absichtlich so lange verschieben, als es der Anstand gestattete. Schon im Juni hatte sich der König durch den Herzog von Alba als seinen Stellvertreter mit ihr trauen lassen; die Abreise von Paris fand erst Ende November statt.

Dom Karlos ging ihr entgegen in Begleitung seines Vetters Alexander Farnese von Parma und seines Hofmeisters Ruy Gomez de Silva, Prinz von Eboli, eines Günstlings des Königs. Sobald die junge Königin die erste Kunde von der Annäherung des Prinzen erhielt, wurde sie von widerstreitenden Gefühlen so gewaltsam aufgeregt, daß sie ihren Frauen ohnmächtig in die Arme fiel und erst wieder zu sich kam, als Dom Karlos schon ganz nahe war. „Nach der ersten Begrüßung betrachteten sich die beiden Personen und verstummten, und da die übrigen aus Achtung gegen sie gleichfalls schwiegen, so entstand ein bei solcher Gelegenheit ganz außergewöhnliches Stillschweigen. Dom Karlos war nicht von regelmäßiger Schönheit; aber außer einer wundervollen Farbe und dem schönsten Kopfe von der Welt hatte er so feurige und geistvolle Augen und eine so lebhafte Miene, daß man nicht sagen konnte, er sei unangenehm. Anfangs war er von der Schönheit der Königin geblendet, aber die Betrachtung, wie viel er in ihr verloren habe, verwandelte seine Verwunderung bald in Schmerz, und da er voraussah, was er ihretwegen leiden werde, so kam er allmählich dazu, sie mit einer Art Schrecken anzublicken.

„Als der Prinz in dem Wagen der Königin Platz genommen hatte, wandte er während des ganzen Weges die Augen von ihr

nicht ab, so daß er alle gewünschte Gelegenheit hatte, sie zu betrachten und sich zu quälen. Die Königin bemerkte dies bald. Ein geheimes Gefühl, das sie nicht bemeistern konnte, ließ sie in dem Entzücken des Dom Carlos eine Lust empfinden. Doch ihn anzuschauen wagte sie nicht, und er selbst betrachtete sie anfangs mit Zittern; als aber ihre Augen, die sich einige Zeit gemieden hatten, müde, sich Gewalt anzuthun, zufällig sich begegneten, vermochten sie nicht mehr, diese wegzuwenden. Diese treuen Ausleger sagten der Königin alles, was Dom Karlos ihr zu sagen hatte. Durch tausend traurige und leidenschaftliche Blicke bereitete er sie auf die ganze Hartnäckigkeit und Größe seiner Leidenschaft vor. Das Herz dieses Prinzen, das von seinem Geheimniß belastet und von Schmerz über sein Unglück gedrückt war, konnte es nicht länger verschieben sich zu erleichtern, und da er aus der bestürzten und verlegenen Miene der Königin zu erkennen glaubte, daß sie ihn verstehe, so empfand er eine so lebhafte Freude, daß er einige Augenblicke das Glück seines Vaters und sein eigenes Unglück vergaß. Diese Genugthuung gab ihm eine Freiheit des Geistes, die er bei der ersten Zusammenkunft des Königs mit der Königin sich nicht zugetraut hatte. Aber die Prinzessin war auf dem Wege in so tiefe Gedanken versunken, daß auch die Gegenwart ihres Gatten sie ihnen nicht zu entreißen vermochte.“ Als bei der Ankunft in Madrid die Königin ihren Gemahl scharf anblickte, ohne zu denken, was sie that, fragte dieser, da er die wahre Ursache ihrer Verlegenheit nicht ahnte, sie verdrießlich, ob sie beobachte, daß er schon graue Haare habe. St. Réal ergeht sich hier in der Schilderung der hinreißenden Schönheit der Königin, wobei er sich auf Brantôme beruft.

Endlich bot sich Dom Karlos die lange vergebens gewünschte Gelegenheit, die Königin allein zu sprechen, als der Hof das Kloster Yuste in Estramadura besuchte, wo Karl V. bestattet ist. Hier führte er sie in einen kleinen Pomeranzenwald hinter dem Zimmer des Königs, um daselbst auszuruhen. Kaum waren sie dort angekommen, so eröffnete er sich ihr mit einer Freiheit des Geistes, die er sich selbst nicht zugetraut hatte. „Zuerst beschwor er sie, sich über dasjenige nicht zu beunruhigen, was er ihr zu sagen habe; sie möge glauben, daß er ihr nie eine andere Mühe machen werde, als ihn anzuhören. Dann bat er sie, sich der Zeit zu erinnern, in welcher sie für einander bestimmt gewesen, und zu bedenken, welchen Eindruck eine so reizende Hoffnung auf sein Herz habe üben müssen. ‚Majestät, Sie können leicht urtheilen‘, fuhr er fort, ‚daß Ihr Anblick diesen Eindruck nicht ausgelöscht hat, und ich fühle es wohl, daß er ihn nie auslöschen wird.‘ Anfangs konnte die Königin sich die Freude nicht versagen, einen Mann in so leidenschaftlichen Gefühlen für sie vor sich zu sehn, wie sie noch niemand ihr zu bezeugen gewagt hatte; aber als sie darauf über seine Worte nachdachte, so gaben diese, da sie deren Stärke fühlte, ihr eine so traurige Vorstellung von seinem Seelenzustande, daß sie ihn sehr bemitleidete. Sie gestand ihm, daß die Achtung, welche sie für ihn zu der Zeit gefaßt habe, wo sie zu seiner Gattin bestimmt gewesen, ihr nicht gestatte, sein Leiden ohne Schmerz anzusehn und ihm den Trost zu versagen, den sie ihm, ohne ihre Pflicht zu verletzen, zu geben vermöge. Der Prinz antwortete, nur sie zu sehen und zu sprechen verlange er. Aber die Königin erhob sich bei diesen Worten, vielleicht aus Furcht, mehr zu sagen, als sie selbst wollte, und wandte sich gegen den Prinzen von Parma und Ruy Gomez, die auf sie zukamen; dem

Dom Karlos sagte sie bloß, er würde weise sein und sie wahrhaft lieben, wenn er sie mehr fliehe als aufsuche. Dieser war außerordentlich zufrieden, daß er seine Leidenschaft ihr erklärt hatte, und sein Geist schien seitdem so frei, wie er vorher unruhig gewesen war. Die Königin bemerkte dies sogleich. Da die Liebe alle Gestalten, sogar die der Vernunft und Tugend, annimmt, um sich in ein Herz zu schleichen, so glaubte sie, Klugheit und Edelmuth verpflichteten sie, die Leidenschaft des Prinzen geheim zu halten. In diesem Gedanken konnte sie sich nicht enthalten, ihm zu verstehn zu geben, daß sie die Veränderung seiner Stimmung als Wirkung seiner Vorsicht betrachte. Dom Karlos nahm sich die Freiheit, das erstemal, als er sie allein nach der Rückkunft in Madrid sprach, sie daran zu erinnern, und er versicherte ihr mit ausnehmendem Vergnügen, keine Stimmung und kein Verhalten sei seiner Natur so zuwider, daß seine Leidenschaft es nicht leicht annehmen würde. Darauf machten sie sich alle vertrauten Geständnisse, welche sie sich machen konnten. Dom Karlos erzählte der Königin alles, was sich in seinem Herzen und Geiste begeben hatte, seit er zuerst von ihr gehört hatte. Sie gab ihm dagegen die ganze Geschichte ihrer Kindheit mit tausend Kleinigkeiten, welche ihre Aufmerksamkeit so angenehm beschäftigten, wie sie Gleichgültigen langweilig gewesen wären; nur als sie auf die Bestimmung ihrer Heirat zu sprechen kam, ließ sie sich nicht mit derselben Freiheit über ihre dadurch erregten Gefühle aus, mit welcher der Prinz die seinigen dargestellt hatte, aber die Gewalt, welche sie, um diese zu verheimlichen, sichtlich sich anthat, sagte ihm mehr, als sie verschwieg. So angenehm verlebten diese vornehmen Personen die Zeit, welche sie zusammen zubringen konnten."

Die unglückliche Verwicklung leitet Saint Réal von der Prinzessin Eboli her; diese sei von Neid und Haß gegen die Königin erfüllt gewesen, da die Verbindung mit dieser ihre eigenen Absichten auf des Königs Herz zerstört habe. Dom Karlos stand sehr freundlich mit dieser, da sie ihn immer wieder mit ihrem Manne, der sein Hofmeister und täglich mit ihm in Streit war, zu versöhnen wußte. „Da sie ihm einst über seine vielen Fehler, besonders seine Mißachtung und Beleidigung der Damen, Vorwürfe machte, und meinte, ihre Freundschaft für ihn müsse sehr stark sein, daß sie ihm so vieles verzeihen könne, äußerte er lachend, sie habe wohl Ursache dazu, da seine Gleichgültigkeit gegen andere Frauen daher komme, daß sie alle Achtung, welcher er für ihr Geschlecht fähig sei, erschöpft habe. Die Prinzessin war über diese Worte, die sie für eine Liebeserklärung nahm, so entzückt, daß sie ihm auf eine Weise erwiderte, welche ihm die Augen öffnete und ihn sein Glück bei ihr erkennen ließ. Anfangs wollte er es sich zu Nutzen machen; denn keine Untreue schien ihm mehr zu entschuldigen als diejenige, die er eben begehn wollte. Die Prinzessin gehörte zu den Frauen, welche, ohne sehr regelmäßige Züge zu haben, mehr Anziehendes besitzen als viele regelmäßige Schönheiten; aber, wie gefährlich sie auch sein mochte, Dom Karlos war von einer noch stärkern Leidenschaft für die Königin ergriffen. Seine Einbildung stellte ihm in diesem Augenblick dieselbe mit der Anmuth und der Lieblichkeit dar, welche alle andere Schönheiten in Vergleich mit der ihrigen ihm plump erscheinen ließen, und der Reiz dieser Vorstellung ließ ihn die Prinzessin auf einmal mit einer Verachtung anschauen, welche sie keineswegs hatte erwarten können. Nichtsdestoweniger nahm er ihr Entgegenkommen so verbindlich wie möglich auf, ohne

dasselbe zu erwidern, sie aber erkannte, daß er eine Zärtlichkeit vorgab, die ihm fremd war. Eine Frau vergißt einen solchen Zustand nie und erinnert sich daran mit Wuth, wenn sie es nicht mit Vergnügen kann,"

Bald darauf schlich sich Dom Juan von Oesterreich, der natürliche Sohn Karls V., in das Vertrauen des Dom Karlos ein, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob die Königin dessen Liebe erwidere; denn daß dieser in sie verliebt sei, hatte ihm seine eifersüchtige Beobachtung verrathen. Da es ihm aber nicht gelingen wollte, so verband er sich mit der Prinzessin Eboli, mit welcher er bald in das vertrauteste Liebesverhältniß trat, das ihn um so mehr erfreute, als sein Herz keinen Antheil daran nahm. Er entdeckte ihr auch des Dom Karlos Liebe zu der Königin, und sie verband sich mit ihm, kein Mittel unversucht zu lassen, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Doch gerade um diese Zeit sah sich der König genöthigt, Dom Karlos auf einige Zeit von Madrid zu entfernen. Der Prinz hatte sich nämlich scharf gegen die Inquisition erklärt, weil diese es gewagt, das Andenken seines Großvaters Karl V. zu beschimpfen, dessen Liebling er gewesen war. „Als Karl V. sich nach Spanien zurückzog, nahm er ihn zu sich. In dieser ausgezeichneten Schule der Weisheit und Großmuth wurde Dom Karlos in seiner angeborenen Liebe zum Ruhme und zur Heldentugend bestärkt. Das Verlangen, der Sorgfalt dieses erlauchten Lehrers einigermaßen zu entsprechen, hatte seinen Geist gleichsam vor der Zeit zur Reife gebracht und Früchte gezeitigt, welche sonst von dieser Zeit nicht zu erwarten sind. Der Kaiser wußte den lebhaften und feurigen Charakter des Prinzen mit solcher Kunst und Mäßigung zu beherrschen, daß er in kurzer Zeit ihn

merklich milderte. Da aber zu fürchten stand, diese gewaltige Glut der Seele werde, wolle man sie ganz unterdrücken, zum Bösen sich wenden, so gab er ihr allen nöthigen Schwung, indem er sie auf den Ruhm hinwandte, dessen sämmtliche Schönheiten, kann man sagen, dieser weise Lehrer der Heftigkeit der Begierde seines Schülers preisgab." Nun hatte die Inquisition es durchgesetzt, daß man den verstorbenen Kaiser als Protestanten verdächtigte, seinen Hofprediger, seinen Beichtvater und den Erzbischof von Toledo, als seinen geistlichen Führer, der Ketzerei beschuldigte und sie nebst dem Testamente des Kaisers zum Scheiterhaufen verdammte. Philipp sah sich genöthigt, der Verbrennung des Hofpredigers und des Bildes des im Gefängnisse gestorbenen Beichtvaters beizuwohnen, um nur den Erzbischof von Toledo zu retten und die weitere Verfolgung des Testamentes seines Vaters zu hindern. Dom Karlos ward durch diese Milderung des Urtheils der Inquisition einigermaßen beruhigt, aber die Inquisitoren ruhten nicht, bis er nebst Dom Juan und dem Prinzen von Parma, die gleichfalls sich über die Verfolgung der Inquisition unwillig geäußert hatten, nach der Universität Alkala geschickt wurde. Egmont, der sich nach den Niederlanden zurückbegab, begleitete sie. Dom Karlos ließ sich auf dem Wege von ihm die Schlacht von Gravelingen erzählen und äußerte das höchste Verlangen nach ähnlichen Großthaten; sollten die Unruhen in Flandern zu einem Kriege führen, so wollte er sich selbst dorthin begeben, um die Kriegskunst an seiner Seite zu lernen.

Aber in Alkala erlitt Dom Karlos durch einen Sturz vom Pferde eine so gefährliche Verletzung am Kopfe, daß man an seiner Herstellung verzweifelte. Der Prinz schickte seinen Günst=

ling, den Marquis von Posa, zur Königin, um ihr sein letztes Lebewohl zu überbringen. Diese sandte ihm durch den Marquis einen Brief, der alles Zarte und Rührende aussprach, was Freundschaft und Verzweiflung einzugeben vermögen. Der Prinz wurde durch den Brief außerordentlich erfreut. Nach der Genesung ließ der König ihn nach Madrid zurückkommen. Bei der ersten Zusammenkunft mit ihm forderte die Königin ihren Brief zurück, aber Dom Karlos wollte sich von diesem Zeugen ihrer Zuneigung nicht trennen, der ihm lieber als sein Leben war. Die Schwangerschaft der Königin reizte seine Eifersucht so sehr, daß er ihr darüber die sonderbarsten und widersinnigsten Vorwürfe machte. Nach ihrer Niederkunft mit der Erzherzogin von Flandern wurde die Königin von den Blattern befallen, aus denen sie aber noch gesunder und schöner hervorging. Kaum hatte Dom Karlos Zeit, ihr darüber seine Freude zu bezeugen, als sie nach Bayonne abreiste, wohin sich der französische Hof zu ihrem Empfange begeben hatte. In ihrer Begleitung war der Herzog von Alba, der in Bayonne erfuhr, daß sie es gewesen sei, welche durch ihre Mittheilung seinen Plan vereitelt hatte, die Königin von Navarra und ihren Sohn, welche sich für die Hugenotten erklärt hatten, nach Spanien zu entführen und dem Arme der Inquisition zu überliefern (S. 7 f.). Da dem Herzog die Verbindung des Dom Karlos mit der Königin schon immer verdächtig gewesen war, so glaubte er, diese habe mit Vorwissen des Prinzen gehandelt, und er beschloß sich an beiden zu rächen. Dom Karlos, als er den schändlichen Anschlag auf die Königin und den Prinzen von Navarra nach der Rückkehr der Königin erfuhr, konnte sich nicht enthalten, in Gegenwart Dom Juans und der Prinzessin Eboli zu äußern, er werde einst diejenigen schrecklich

bestrafen, welche dem Könige so niederträchtige Rathschläge gäben. Da der Herzog von Alba als Urheber der Verschwörung bekannt war und der König nichts ohne den Rath des Ruy Gomez that, so konnte er nur diese beiden gemeint haben. Die Prinzessin Eboli hinterbrachte ihrem Gemahl des Dom Karlos Aeußerung, wonach dieser es an der Zeit hielt, dem Prinzen entschieden entgegenzutreten und sich zu diesem Zwecke mit dem Herzog von Alba, seinem Nebenbuhler in der Gunst des Königs, zu verbinden. Aber hierzu schien es ihnen unumgänglich nöthig, sich des Beistandes des Staatssekretärs Antonio Perez zu versichern, den sie dadurch gewannen, daß Ruy Gomez ihm den freiesten Zutritt zu seiner Gattin gestattete, in die er längst verliebt war, ohne daß er bisher irgend eine Gunst von ihr hatte erhalten können, was ihm denn dadurch gelang, daß er ihr die bisher geheim gehaltene Verbindung zwischen ihrem Gatten und dem Herzog von Alba verrieth. Perez war es, der es dem König hinterbrachte, wie die Königin den Anschlag auf die Königin von Navarra und deren Sohn verrathen, und welche Drohung Dom Karlos gegen die Urheber desselben ausgestoßen habe. Dadurch erregte er im Könige den ersten Verdacht gegen das Verhältniß seines Sohnes zu seiner Gemahlin. So beschloß er denn, ihren Umgang genau zu beobachten, nicht aus Eifersucht, sondern seines Ansehens wegen. Zu diesem Zwecke nahm er bedeutende Veränderungen in den wichtigsten Hofämtern vor, um ohne Aufsehen die erste Stelle im Hofhalte der Königin der Prinzessin Eboli zu übertragen, die wegen ihrer Verbindung mit Dom Karlos, dessen Drohung sie bereits verrathen hatte, und wegen des Ansehens ihres Gatten ihm zu seiner Absicht besonders geschickt dünkte. Die Königin erkannte sogleich die Ursache dieser neuen

Einrichtung. Vergebens suchte Dom Karlos ihr Mißtrauen gegen die Gräfin Eboli zu verscheuchen, und die Achtsamkeit dieser auf seine Verbindung mit der Königin überzeugte ihn bald selbst, wie gegründet der Verdacht gegen sie sei. Bei Gelegenheit des Besuchs des im Baue begriffenen Eskurial fand Dom Karlos Gelegenheit, die Königin allein zu sprechen, die seiner rührend leidenschaftlichen Bitte nicht widerstehn konnte, ihm ein sicheres Mittel anzugeben, wie er sie, wenn es ihr beiderseitiger Vortheil verlangen sollte, allein sprechen könne: aber alle von Dom Karlos vorgeschlagenen schienen der Königin zu gefährlich.

„So standen die Sachen, als der Marquis von Bergen und der Baron von Montigny, Abgeordnete von Flandern, am Hofe ankamen, die bei der Gefährlichkeit ihres Auftrags ihre Haupthoffnung auf das Gerücht von der Großmuth des Prinzen und von der natürlichen Güte der Königin gesetzt hatten. Man brauchte bloß unglücklich zu sein, um den Schutz dieser Fürstin zu erhalten, und nur tugendhaft, um die Freundschaft des Dom Karlos zu verdienen. Die Abgeordneten stellten ihnen den traurigen Zustand des Adels von Flandern seit dem schlimmen Dienste vor, den der Kardinal von Granvella als erster Minister der Statthalterin ihnen beim König erzeigt habe. Sie erhoben ihre Treue und Unschuld in den vergangenen Bewegungen; sie beschworen besonders den Prinzen, so viele wackere Diener des Königs und theure Gegenstände seiner Zärtlichkeit nicht den gewaltsamen und übereilten Rathschlägen zu überlassen, welche die Eifersucht auf ihre Tugend und der Neid auf ihren Ruhm dem Herzog von Alba einflößten; sie versicherten, der Ruf von seinem Muthe sei der einzige Trost in ihrem Unglücke. Dom Karlos, dessen natürliche Neigung zum Kriege bisher durch die Gewalt

seiner Liebe zurückgehalten worden war, schämte sich hierbei außerordentlich, daß er noch nichts für seinen Ruhm gethan habe. Auch trieben ihn Briefe des Grafen Egmont an, welche ihm die Abgeordneten übergaben. Der Graf forderte ihn auf, sein Versprechen zu halten, sich, sobald der Krieg entbrannt sein werde, nach Flandern zu wenden. Den Zustand dieser Provinzen schilderte er in einer für Dom Karlos so günstigen Weise, daß der Prinz sich entschloß, sich die Statthalterschaft derselben geben zu lassen; bald hoffte er im Stande zu sein, alles zu unternehmen, was seine Macht und sein Ehrgeiz ihm riethen, habe er die Unruhen durch seine Gegenwart gestillt. Kaum aber hatte er diesen Entschluß gefaßt, als das Bild der Königin sich seiner Einbildung viel schöner und anziehender darstellte, als er es jemals gesehen hatte, und ihn zweifeln ließ, ob er je die Kraft haben werde, sie zu verlassen; doch als er ernstlich über seine Lage nachdachte, fand er, daß alles ihn in seinem ersten Gedanken bestärken müsse. Im Anfange ihrer Verbindung hatte die große Jugend der Fürstin es ihr unmöglich gemacht, die Achtung und das Mitleid, die sie für Dom Karlos hegte, ihm zu verbergen; als dann die Zeit sie klüger gemacht, hatte sie eingesehen, daß ihre Freundschaftsbezeugungen, wie unschuldig sie auch waren, seine Liebe nur nährten. Sie stellte ihm bei allen Gelegenheiten die Folgen dieser Leidenschaft und das Unglück vor, welchem diese sie aussetze. Wie eingenommen er auch von dieser war, so konnte er sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß sie recht habe, und so mußte er ihre täglich steigende Zurückhaltung billigen. In einer so schrecklichen Geistesaufregung glaubte er, um diese Fürstin von seiner unglücklichen Leidenschaft zu befreien, die sie mit Recht so sehr beunruhigte, sich zu einem

großmüthigen Entschlusse bestimmen zu müssen, und er schien sich nicht besser von dieser befreien zu können als durch lange Abwesenheit und wichtige Beschäftigungen. Anfangs glaubte er dies, aber in der Gegenwart der Königin änderte er bald seine Meinung, und da er bedachte, welch ein Vergnügen es sei, sie zu sehn, fühlte er, daß er sich nicht entschließen könne, sie nicht mehr zu sehn. In diesem Gedanken erzählte er der Königin, was sich zwischen ihm und den Abgeordneten begeben hatte, und welchen Plan er sich gebildet habe; er bat sie tausendmal um Verzeihung, daß er einen Augenblick gedacht habe, fern von ihr leben zu können. Aber die Königin, welche nur seine Leidenschaft heilen wollte, nahm ihm trotz seines Widerstandes das Versprechen ab, den Plan der Reise nach Flandern zur Ausführung zu bringen. Um ihn desto leichter dafür zu gewinnen, gab sie ihm zu bedenken, daß die Reise den Unwillen des Königs über ihre Verbindung verscheuchen müsse, er nach seiner Rückkehr weniger beobachtet, auch noch angesehener und freier durch den Ruhm sein werde, den er sich ohne Zweifel erwerbe, wonach sie dann mit viel weniger Beunruhigung zusammen leben könnten. Dom Karlos, durch diese Gründe, aber noch mehr durch seine blinde Ergebenheit in den Willen der Königin überredet, erklärte sich öffentlich zu Gunsten des niederländischen Adels, zum großen Aergerniß der Inquisitoren, die ihn fast für einen vollen Ketzer hielten; hatten sie ja die Geschichte mit dem Testamente Karls V. noch nicht vergessen. Dem Könige ließ er sagen, daß, wenn er ihm die Statthalterschaft der Provinzen übertrage, er mit seinem Kopfe für ihren Gehorsam stehen wolle.“

Der Herzog von Alba, der auf jene Statthalterschaft besondern Anspruch machte, wußte durch Ruy Gomez und Perez auf

den König zu wirken, so daß dieser die Sache ablehnte, indem er vorgab, das Gesuch zu bewilligen, doch er selbst wolle ihn in den Niederlanden einführen. Alles wurde scheinbar zur Reise vorbereitet, aber als diese eben vor sich gehn sollte, stellte sich der König krank. Der Königin und dem Dom Karlos entging es nicht, daß die vorgeschützte Krankheit nur eine List sei. Der Prinz konnte sich nicht enthalten, in Gegenwart der Königin und der Prinzessin Eboli über die Krankheit des Königs zu spotten, und in ein kleines Heft einen launigen Bericht über die großen und bewunderungswürdigen Reisen des Königs Dom Philipp zu schreiben. Dieses Heftes wußte sich die Prinzessin Eboli zu bemächtigen, ohne daß die Königin, welche großen Spaß daran gehabt hatte, und Dom Karlos es merkten.

Da der König an einem schweren Fieber erkrankt war, und Dom Karlos die Königin nur bei diesem sehn konnte, eine briefliche Verbindung aber sehr gefährlich schien, so schlug der Prinz ihr den Marquis von Posa als Vermittler ihrer Verbindung vor. „Dieser Günstling war einer der artigsten jungen Kavaliere, die als Edelknaben mit dem Prinzen erzogen worden waren. Obgleich er große Lebhaftigkeit besaß, war er doch eine der natürlich gebildeten Seelen, ebenso zur Stärke als zur Mäßigung befähigt. Dom Karlos, der ein treffendes Urtheil besaß, hatte in ihm sogleich einen unter jungen Leuten seltenen Geist erkannt. Der Marquis war nicht weniger entzückt von dem Eifer, den Dom Karlos für alles Gute und Edle zeigte, und so bildete sich unter ihnen eine Verbindung, wie sie sehr selten zwischen einem Prinzen und einem Höfling besteht, da sie immer auf gegenseitiger Bewunderung beruhte. Da es am Hofe keine gefährlichere Stelle gibt als die eines Günstlings des Thronfolgers,

so hatte der Marquis Dom Karlos gebeten, so wenig als möglich das Zutrauen, mit welchem er ihn beehren wolle, öffentlich zu zeigen. So kam es, daß, obgleich sie in innigster Verbindung lebten, man nichts weiter davon wußte, als daß der Prinz die Unterhaltung des Marquis weit angenehmer finde als die der andern, was jedermann that. Durch das Geheimniß ihrer Freundschaft war der Marquis um so geeigneter, der Königin und dem Dom Karlos bei dieser Gelegenheit zu dienen. Da man nicht wisse, daß er mit dem Prinzen so vertraut stehe, würden seine Unterredungen viel weniger Verdacht erregen. Weil aber der Königin bekannt war, wie leicht Dom Karlos zu täuschen sei, wollte sie erst selbst den Marquis von Posa prüfen, ehe sie sich ihm eröffnete. Durch den Vorwand, ihm einen Brief geben zu wollen, fand sie, als sie ihn das erstemal beim Könige traf, ein Mittel, sich insgeheim mit ihm zu besprechen. Ueber seine Weisheit war sie entzückt, wie er selbst über ihren Geist; niemals kam ihm seine natürliche Mäßigung mehr zu Statten. Bei der Art, wie die Fürstin sich ihm bei dieser Unterredung zu erkennen gab, unterstützt durch den Glanz ihrer Schönheit und die Reize ihrer Liebenswürdigkeit, würde jeder andere, der nicht so vollständig Herr über sich selbst gewesen wäre, sich in sie verliebt haben." Aber bald wurde ihr Umgang verrathen. Die Minister, welchen die Gunst des Marquis gefährlich schien, wußten es so einzurichten, daß der Umgang der Königin mit dem Marquis dem Könige bekannt werden mußte. Die Königin war damals wieder schwanger. Der König, von Eifersucht gequält, berechnete die Zeit der Schwangerschaft, und da er glaubte, diese stimme nicht, gab er dem Marquis ihre Verführung Schuld. Ein zufälliger Umstand bestärkte seinen Verdacht. Da beim Turnier

zur Feier der Genesung des Königs sich für die Königin allein kein Ritter erklärt hatte, beklagte sich diese darüber launig bei dem Marquis, der darauf scherzhaft äußerte, sie müsse sich deshalb bei der Natur beklagen, da sie, wäre sie so schön wie die übrigen Damen, auch einen Ritter gefunden haben würde. Sie erwiderte in derselben Weise, zur Strafe für seine Grobheit befehle sie ihm, ihr Ritter zu sein, damit er die Schande habe, der Häßlichsten zu dienen. Der dadurch bestätigte Verdacht des Königs stieg zur quälendsten Ueberzeugung, als der Marquis am andern Tage mit einem Schilde in die Schranken ritt, auf welchem die Sonne in dem höchsten Punkt des Himmels stand mit der Aufschrift: „Nichts kann mich sehn, ohne zu brennen!" Im Turnier trug er den ersten Preis davon. Der König, der dies, obgleich der Marquis meist Sieger im Kampfe war, für eine Wirkung seiner Liebe hielt, gerieth darüber in solche Aufregung, daß er das Ende des Turniers nicht abwarten konnte. Sofort beschloß er den Tod des Marquis. Da Ruy Gomez ihn von dem Gedanken abbrachte, ihn öffentlich hinrichten zu lassen, ergab er sich darein, daß er in der Nacht, als er vom Hofe kam, auf der Straße ermordet wurde. Die Mörder stellten sich, als ob sie den Marquis mit einem andern verwechselt hätten. Die Königin und Dom Karlos erkannten bald, von welcher Seite die Ermordung ausgegangen sei, glaubten aber, der König habe nicht aus Eifersucht auf den Marquis, sondern weil dieser ihr beiderseitiger Vertrauter gewesen, ihn aus dem Wege räumen lassen.

Bald darauf fand Dom Karlos bei Tisch unter seinem Teller eine Mahnung, sich aus seiner verzweifelten Lage durch einen außerordentlichen Entschluß zu retten, und nicht durch eine

Geduld, die nicht Tugend, sondern Verbrechen, Schwäche und Feigheit der Seele sei, sich den Feinden, die er zu gering schätze, preiszugeben. „Aber der Prinz glaubte auch diesmal einen mildern Weg einschlagen zu müssen. Er wiederholte die Bitte, welche er früher gestellt hatte, ihn nach Flandern zu schicken, wo die Lage der Dinge ein schnelles und wirksames Mittel mehr als je forderte. Er that dies in Ausdrücken, welche zu verstehn gaben, daß er darauf bestehe und man es ihm nicht verweigern dürfe, da er es für gut hielt, sich auf diese entschiedene Weise zu erklären: denn sei er entdeckt, so habe er nichts zu scheuen; andernfalls könne es geschehn, daß der König aus Eifersucht und aus Schrecken über diesen gebieterischen Ton ihm alles bewillige, um ihn nur zu entfernen. Dieser unglückliche Vater, dessen Geist leichter die Folgen seiner Grausamkeit erkannte, wenn er sie befriedigt hatte, war wieder in seine natürliche Aengstlichkeit zurückgefallen. Er sah, daß er ein Heer nach Flandern schicken müsse, und er fürchtete das im Prinzen noch frische Rachegefühl wegen des Todes seines Freundes zu reizen, wenn er ihm den Oberbefehl über das Heer abschlage, den er mit solcher Heftigkeit fordere.“ Da Ruy Gomez kein Mittel sah, den König von seinem festen Entschlusse abzubringen, erinnerte er sich des im Besitze seiner Gattin befindlichen Heftes, in welchem Dom Karlos über die Reisen des Königs seinen Spott ergossen hatte. Der König wurde durch dieses Heft tief verletzt. Da Ruy Gomez ihm zugleich berichtete, die Königin habe über diese Späße sehr gelacht, so entbrannte sein Verdacht wegen des Verhältnisses seines Sohnes zur Königin heftiger als je; da er sich aber auch des Marquis erinnerte, zweifelte er, wen von beiden er für den eigentlichen Liebhaber halten solle. Doch wie es sich auch damit verhalten

möge, gefährlich schien es ihm, diesem Sohne, der sich jetzt schon über seine Unthätigkeit so lustig mache, eine solche Gelegenheit zur Befriedigung seines Ehrgeizes zu geben. Deshalb erwiderte er auf sein Gesuch: bei den schrecklichen Unruhen in Flandern dürfe er nicht sein Leben solchen Gefahren aussetzen; den Herzog von Alba wolle er in kurzer Zeit mit einem großen Heere dahin schicken, und sobald dieses Heer seine Macht dort gesichert habe, solle es Karlos frei stehn zu thun, was er wolle. Da der Prinz aus dieser abschlägigen Antwort erkannte, seine Sache sei verloren, so gab er den Bitten der aufständischen Niederländer nach; diese hatten ihn schon lange durch den Grafen von Egmont und ihre Abgeordneten aufgefordert, sich an ihre Spitze zu stellen, da sie, räume er ihnen einige billige Bedingungen ein, ihm treuer sein würden als die Katholiken dem Könige. „Dom Karlos zweifelte nicht, daß, wenn er einmal Herr über die Aufständischen sei, der König ihm den Rest von Flandern abtreten werde, wäre es auch nur, um ihn zu hindern, sich mit Gewalt desselben zu bemächtigen, was sehr leicht sein würde. Der Marquis von Bergen und der Baron von Montigny hatten über diesen Plan mehrere Unterredungen mit ihm, und sie trafen so gute und zweckmäßige Maßregeln, daß sie unmöglich fehlgehn konnten, wenn nur der Prinz seine Freiheit zu handeln sich erhielt, worauf sie hauptsächlich drangen. Hätte er auf sie gehört, so wäre er sogleich abgereist; aber Dom Karlos hielt es für leichtsinnig, sich zu erklären, ehe er die nöthigen brieflichen Verbindungen angeknüpft hatte. Unterdessen wollte er so wirksame Maßregeln für die Sicherheit seiner Person treffen, daß er sie verbürgen könne. Außer einem Kasten Feuergewehre, die er zwischen sein Bett und die Wand stellte, ließ er sich kleine Pistolen von neuer Erfindung machen, die er

immer bei sich trug, ohne daß man sie bemerken konnte; um zu verhüten, daß man ihn im Schlafe überfalle, gab er einem berühmten französischen Künstler, der im Eskurial beschäftigt war, den Auftrag, ihm ein Schloß für sein Schlafzimmer zu machen, das man nur von innen öffnen könne. Jede Nacht legte er unter sein Kopfkissen zwei Degen und zwei Pistolen.“

Den König, der für seine Gesundheit sehr besorgt war, wußte man dadurch von der Königin fern zu halten, daß man ihm durch Vermittelung der Prinzessin Eboli beibrachte, diese leide an einem schweren Uebel, das sich leicht fange, wodurch sie ihm zum Abscheu wurde. Erst als dies gelungen war, reiste der Herzog von Alba ab. Er beurlaubte sich von Dom Karlos in Ausdrücken, die ganz der Antwort entsprachen, welche der König dem Prinzen auf sein letztes Gespräch ertheilt hatte. Dom Karlos aber nahm ihn sehr übel auf, um nicht durch auffällige Ruhe über das, was ihn so sehr verletzen mußte, sein Vorhaben zu verrathen, dessen Ausführung ihm immer sicherer schien, da auch sogar die Hülfe einer türkischen Flotte in Aussicht stand. Der Prinz von Oranien und der Admiral von Chatillon drängten den Prinzen zur möglichsten Beschleunigung seiner Abreise. Ein Streit, in welchen Dom Karlos mit Dom Juan gerieth, wurde nur scheinbar ausgeglichen, da letzterer auf Rache sann. Dom Karlos hatte schon früher diesem im allgemeinen etwas von seinem Vorhaben verrathen; derselbe beobachtete jetzt alle seine Schritte, und er entdeckte, daß er sich mit Waffen versehen habe. Sogleich verrieth er dies dem Könige, der hiernach Verdacht schöpfte, Dom Karlos wolle entfliehen oder beabsichtige einen Angriff auf ihn selbst. Da theilte ihm der Oberpostdirektor (Général de Postes) Dom Raimund de Taxis mit, ein fran=

zösischer Diener der Königin habe sehr geheim drei Pferde verlangt, die beim Anbruch der Nacht zur Abreise bereit stehn sollten. Diese Kunde hob des Königs Zweifel, stürzte ihn aber zugleich in den größern, ob er den Prinzen bloß beobachten lasse, daß er nicht entwischen könne, oder ihn sofort gefangen nehmen lasse. Da aber Perez ihm zu derselben Zeit die eben empfangene Nachricht vom Aufstande der Mauren brachte, so wurde der König durch das Zusammentreffen so vieler schlimmen Ereignisse derart in Schrecken gesetzt, daß er den Entschluß faßte, sich der Person seines Sohnes zu versichern. Die Abreise des Prinzen war wirklich auf die Nacht festgesetzt worden. Wenige Tage vorher hatte er aus Flandern Nachrichten erhalten, die keinen weitern Aufschub gestatteten. Die Grafen von Egmont und von Horn, welche im Vertrauen auf die Unschuld ihrer Absichten in ihrem bisherigen Verhalten und auf den Werth ihrer Dienste sich in die Hände des Herzogs von Alba geliefert, waren von diesem gefangen genommen und enthauptet worden. Eine so offenbare Treulosigkeit hatte die Aufständischen in höchste Verzweiflung gesetzt, und da ihre Häupter sahen, daß nur noch in den Waffen Rettung zu suchen sei, konnten sie bei der Mittheilung dieser Nachrichten dem Dom Karlos leicht darthun, daß in kurzem seine Hülfe zu spät kommen werde.

Sofort schrieb er an Garcia Alvarez Osorio, der ihn auf der Flucht begleiten sollte, er möge sich gleich bei ihm einstellen. Er hatte ihn nach Sevilla geschickt, um dort eine ansehnliche Summe in Empfang zu nehmen; aber da er zu den nöthigen Schritten keine Zeit hatte, brachte er nur 150,000 Thaler mit.

Als Dom Karlos Abends sich von der Königin entfernte, begleitete ihn Ruy Gomez, um ihm von Seiten des Königs die

aus Granada gekommene Nachricht mitzutheilen. Dieser Minister hielt ihn so lange auf, daß der Prinz, weil er in der Nacht nicht mehr so weit, wie er wünschte, auf der Flucht kommen könne, diese auf den folgenden Tag verschob. Ruy Gomez zog sich zurück, als er sah, daß Dom Karlos sich zu Bette legen wollte. „Da er von der Aenderung seines Entschlusses nichts wußte, stellte er treue und entschlossene Leute an alle Zugänge des prinzlichen Gemaches. Zur Rechtfertigung des Königs war es nöthig, daß der Prinz bei dem Versuche der Flucht ergriffen werde. Doch als man zwei bis drei Stunden auf sein Herauskommen gewartet hatte, beschloß der König weiter vorzugehn, da man nicht alles einer Form wegen aufs Spiel setzen dürfe.“ Obgleich man die Schlußkraft des Schlosses während der Anwesenheit des Dom Karlos bei der Königin geschwächt hatte, konnte man die Thüre nicht ohne Geräusch öffnen. „Der Graf von Lerma, den der König zuerst eintreten ließ, fand den Prinzen in so tiefem Schlafe, daß er, ohne ihn zu wecken, die Degen und Pistolen unter dem Kopfkissen wegnehmen konnte. Darauf setzte sich der Graf auf einen Koffer zwischen dem Bette und der Wand, in welchem Dom Juan die Feuerwaffen vermuthete. Endlich trat der König, der aus des Grafen Stillschweigen schloß, alles Nöthige sei geschehen, selbst in das Gemach; vorangingen ihm Ruy Gomez, der Großkomthur Herzog von Feria und Don Diego von Cordova, alle mit Degen und Pistolen. Sobald der Prinz, den Ruy Gomez mit Mühe aufgeweckt hatte, die Augen öffnete, rief er: „Ich bin verloren!“ Der König erwiderte, alles geschehe zu seinem Besten. Als aber Dom Karlos sah, daß man sich einer Chatulle mit Papieren, die unter seinem Bette stand, bemächtigte, gerieth er in eine so rasende Verzweiflung, daß er

sich ganz nackt, wie er war, in die starke Feuerglut warf, welche seine Leute wegen der großen Kälte im Kamine angezündet hatten. Mit Gewalt mußte man ihn herausziehen, er aber schien untröstlich darüber, daß er sich darin nicht habe ersticken können. Sofort änderte man die ganze Einrichtung des Zimmers; statt der vielen kostbaren Möbel gab man dem Prinzen eine schlechte Matratze, die man auf die Erde legte. Keiner seiner Diener erschien mehr vor ihm, immer behielt man ihn im Auge. Er mußte ein Trauerkleid anziehen, und wurde nur von eben so gekleideten, ihm unbekannten Leuten bedient. Dieser unglückliche Erbe so vieler Kronen sah nichts um sich, als was ihm das schreckliche Bild des Todes vor Augen stellte. Indessen lernte der König aus den in Beschlag genommenen Papieren die Pläne und die Einverständnisse des Prinzen kennen. Er erschrak über die Gefahr, in welcher er geschwebt hatte, aber noch stärker fühlte er sich angegriffen, als er unter mehrern Briefen von der Hand der Königin einen fand, der ihm der heftigste und verliebteste von der Welt schien. Es war derjenige, den der Marquis von Posa mit nach Alkala genommen, und den Dom Karlos nie hatte zurückgeben wollen. Da die Königin diesen Brief in der ersten Aufregung des Schmerzes wegen seines tödtlichen Zufalls schrieb. so hatte sie fest geglaubt, aus allem, was sie einem hoffnungslos Darniederliegenden sage, werde man keinen Schluß gegen sie ziehen, da sie nur dadurch bewirken könne, daß er sich zufrieden stelle. Deshalb hatte sie sich ihrer ganzen Zärtlichkeit hingegeben und die theuersten und geheimsten Gefühle ihres Herzens mit aller Stärke ausgesprochen, welche eine so traurige Gelegenheit einflößen kann, jedoch ohne alle Heftigkeit, welche ihrer Ehre nachtheilig sein oder nur ihre Pflicht verletzen konnte.

Aber der König zog daraus ganz andere Folgerungen. Seine Wuth war anfangs von einem so lebhaften Schmerze begleitet, daß sie ihm das Leben gekostet haben würde, hätte nicht der bei solchen Gelegenheiten so natürliche Rachetrieb es erhalten. Der angenehme Gedanke, daß er die, welche ihn so schrecklich beleidigt, beide in seiner Hand habe, ließ an die Stelle der Wuth bald eine barbarische Freude treten, die seine nagende Verzweiflung in eine fürchterliche Ruhe verwandelte. Noch an demselben Tage wurde Montigny verhaftet, um kurze Zeit darauf enthauptet zu werden. Dem Marquis von Bergen gestattete man, aus Rücksicht auf seinen alten Freund Ruy Gomez, sich selbst zu vergiften. Die Verbindung dieser beiden Herren mit Dom Karlos lag offenkundig vor. Sie waren, wie dieser, erklärte Feinde des Großinquisitors Kardinal Spinosa (Espinosa), und das war in Spanien Grund genug zum Verdachte wegen der Religion. Diese beschuldigten den Prälaten, er sei der Urheber aller gewaltthätigen Beschlüsse des Königs gegen ihr Vaterland. Der Kardinal klagte sie dagegen an, sie hätten durch einen Paß von der Hand des Dom Karlos mehrere Ballen Katechismen von Calvin aus Frankreich eingeschmuggelt. Auch waren die heftigen Aeußerungen des Prinzen gegen die Inquisition in Betreff des Testaments Karls V. noch nicht vergessen. Alles dieses zusammen ließ das Volk glauben, der unschuldige Prinz sei den neuen Meinungen zugethan, von denen er gar nicht hatte sprechen hören. Der König sah wohl ein, nur die Religion könne eine so auffallende Handlung wie die seinige erträglich machen, und er zweifelte nicht, daß er bei der günstigen Stimmung und den Beweisen, welche er von den Einverständnissen seines Sohnes habe, ihn, wenn er wolle, ungestraft seiner Rache opfern könne.

So übergab er denn dem Kardinal Spinosa alle Papiere, welche er bei Dom Karlos gefunden hatte, mit Ausnahme der Briefe der Königin. Die Inquisitoren bestellte er als vollberechtigte Richter zwischen ihm und seinem Sohne und entsagte dem Rechte, sich ihrem Ausspruche zu entziehen; denn er wußte, daß der Groll solcher Leute nie erlischt und ihre Erbitterung gegen den Prinzen auch nach mehrern Jahren nicht weniger stark sein werde, als wenn der Streit erst vor acht Tagen stattgefunden hätte."

Die Inquisitoren verurtheilten den Prinzen zum Gefängnisse. Da sie aber seine schreckliche Wuth im Falle seiner Befreiung fürchten mußten, so ruhten sie nicht, bis sie seinen Tod bewirkt hatten. „Der Kardinal Spinosa bemerkte dem Könige, für diesen Vogel sei kein Käsig stark genug; man müsse ihn entweder aus dem Wege räumen oder ihm die Freiheit geben. Das Volk, bei dem man bloß unglücklich zu sein braucht, um gerechtfertigt zu scheinen, bezeigte alle Tage mehr Verlangen nach der Freilassung des Prinzen. Der König wagte aus Furcht vor einem Aufstande nicht aus Madrid zu gehn. Nach reiflicher Ueberlegung glaubte er, weder er noch seine Minister würden ihres Lebens sicher sein, wenn der Prinz in Freiheit sich befinde, er selbst könne allem, was er von ihm zu fürchten habe, nur durch dessen Tod entgehn. Ein Zeit lang mischte man in alles, was er zu sich nahm, ein schwaches Gift, das ihm eine tödtliche Ermattung zuziehen sollte; man streute es auf seine Kleider, auf seine Wäsche und überhaupt auf alles, womit er in Berührung kam. Aber mögen seine Jugend und seine gute Natur stärker als das Gift gewesen sein oder die Personen, welche Antheil an seinem Leben nahmen, sich zur Anwendung von Gegenmitteln verpflichtet gefühlt haben, auf diesem

Wege wollte es nicht gelingen. Man mußte sich deutlicher erklären, und so kündigte man dem unglücklichen Prinzen an, er solle seine Todesart sich selbst wählen. Diese schreckliche Mittheilung empfing er mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der etwas höher schätzt als das Leben, und dasselbe Schicksal für diejenigen fürchtet, die er liebt. Wie viel auch die spanischen Geschichtschreiber von Gewaltthätigkeiten und Schwachheiten dieses Prinzen erzählt haben, um sein Andenken zu schmähen und seinen Vater zu rechtfertigen, gewiß ist, daß nur einmal ihm eine Klage entfuhr. Die Königin hatte durch Bestechung Gelegenheit gefunden, ihn aufzufordern, er möge den König zu sprechen verlangen. Als nun einer von der Wache ihm meldete, sein Vater komme, erwiderte er: „Sage mein König, nicht mein Vater!“ Seine Unterwürfigkeit unter die Befehle des Königs brachte ihn dazu, daß er vor demselben niederkniete und ihn bat, er möge bedenken, daß es sein eigenes Blut sei, das er vergießen wolle. Der König antwortete kalt, wenn er schlechtes Blut habe, so gebe er seinen Arm dem Wundarzt, um es abzuzapfen. Voll Verzweiflung, daß er sich nutzlos so erniedrigt habe, erhob sich Dom Karlos bei diesen Worten ungestüm und fragte seine Wachen, ob das Bad bereit sei, in welchem er sterben solle. Der König, mochte er nun seine Augen noch länger an diesem barbarischen Schauspiele weiden wollen, oder wankte er und wollte nachgeben, richtete an ihn die Frage, ob er ihm nichts weiter zu sagen habe. Der Prinz, der gern mit tausend Leben das rückgängig gemacht hätte, was er eben gethan, da er sah, daß er weder für sich noch für die Königin etwas zu hoffen habe, konnte sich nicht versagen. zum letztenmale mit seinem natürlichen Stolze zu erwidern: „Hätten nicht Personen, für die meine Er=

gebenheit nur mit meinem Leben aufhören wird, mich bestimmt, Sie zu sprechen, ich würde mich nicht herabgewürdigt haben, um eine Gnade zu bitten, und dann rühmlicher gestorben sein, als Sie leben." Der König zog sich, ohne irgend eine Bewegung zu äußern, nach dieser Antwort zurück. Dom Karlos setzte sich ins Bad und ließ sich die Adern an Händen und Füßen öffnen; er befahl dann allen, sich zu entfernen. Darauf nahm er ein Bildniß der Königin zur Hand, das er immer am Halse trug und das die erste Ursache seiner Liebe gewesen war, und er hielt seine Augen auf dieses Gemälde so lange gerichtet, bis der kalte Schauer des Todes ihn in dieser Betrachtung ergriff und er, als seine Seele schon halb mit seinem Blute und seiner Besinnung entflohen war, allmählich das Gesicht und darauf das Leben verlor.

„Der Schmerz des Volkes und die Verzweiflung der Diener des Prinzen äußerte sich so laut, daß selbst die parteiischsten Geschichtschreiber sie nicht zu leugnen vermochten. Der Graf von Lerma, dem der König die Aufsicht über Dom Karlos während seiner Gefangenschaft aufgetragen, hatte eine so außerordentliche Freundschaft für ihn gefaßt, daß er vor den Augen des ganzen Hofes untröstlich schien. Der König, dem die Bezeigungen des Bedauerns eben so viele Vorwürfe waren, wählte das sicherste Mittel, sie verstummen zu machen. Er beschenkte auf das reichlichste die Diener des Dom Karlos, dem Grafen von Lerma gab er eine Commende zu Calatrava und machte ihn zu seinem Kammerherrn. Man sah, daß diese Freigebigkeit keine Anerkennung der Zuneigung war, welche man für Dom Karlos zeigte. Nichtsdestoweniger ließ das Volk nicht in seinem Eifer nach, des Dom Karlos Andenken zu ehren.

„Da der Königin nicht entging, daß Dom Karlos der Eifersucht seines Vaters geopfert worden war, suchte sie nicht ihren Unwillen darüber zu verheimlichen. Ihr gerechter Zorn setzte ihren Gemahl in neue Unruhe; er glaubte alles von ihrem Geiste und ihrem Muthe fürchten zu müssen, aber noch mehr von dem außerordentlichen Ansehen, in welchem sie bei dem französischen Hofe stand, und von ihrem vertraulichen Briefwechsel mit ihrer Mutter, der Königin. Wenige Monate nach dem Tode des Dom Karlos trat eines Morgens die Herzogin von Alba, welche eine der Hauptstellen ihres Hofes bekleidete, mit einer Arzenei zu ihr. Die Königin weigerte sich, diese zu nehmen, weil sie sich wohl befinde. Da die Herzogin sie dazu bereden wollte, kam der König, der sich in der Nähe befand, auf den durch den Streit entstandenen Lärm herbei. Anfangs verwies er der Herzogin die Halsstärrigkeit; da diese ihm aber vorstellte, die Aerzte hielten die Arzenei für nothwendig, um die Niederkunft der Königin zu erleichtern, so gab er diesem Ausspruche nach. Im sanftesten Tone sagte er zur Königin, da diese Arzenei von so großer Wichtigkeit sei, so möge sie sich nicht weigern. „Wenn Sie es wollen“, erwiderte sie, „so will ich es gern thun.“ Sofort entfernte er sich aus dem Zimmer; einige Zeit darauf kam er, in tiefe Trauer gekleidet, zurück, um sich zu erkundigen, wie sie sich befinde. Aber mag nun ein Mißgriff bei der Verfertigung des Trankes geschehen sein oder die außerordentliche Bewegung der Königin und die Gewalt, welche sie sich anthat, ihn zu nehmen, eine schlimme Wirkung hervorgebracht haben, sie starb noch denselben Tag unter grausamen Schmerzen nach heftigem Erbrechen. Man fand das Kind in ihr todt und die Hirnschale fast ganz verbrannt. Sie

stand, wie Dom Karlos, im Anfange des vierundzwanzigsten Jahres und in der vollen Blüthe der Schönheit."

Wir hören weiter, daß das Schicksal den Tod der beiden Unglücklichen an den Schuldigen gerochen habe. Der König entbrannte in Liebe zur Prinzessin von Eboli. Ihr Gemahl wollte sich der Treulosen, die so mächtigen Einfluß auf den König übte, entledigen, aber sie kam ihm zuvor und räumte ihn aus dem Wege. Sie selbst verdächtigte Dom Juan beim Könige, so daß dieser sofort durch ein paar ihm geschickte vergiftete Halbstiefel ihm den Tod bereitete. Als er darauf erfuhr, die Prinzessin habe ihn mit falschen Briefen zur Vergiftung Dom Juans getrieben, faßte er solchen Abscheu gegen diese, daß er sie nebst dem Staatssekretär Perez, der die Briefe anerkannt hatte, ins Gefängnis werfen ließ, wo sie ihr Leben endigen sollte. Perez entkam und schweifte dann an allen europäischen Höfen umher. Philipp selbst starb viel später an einem bösartigen Geschwür.

Um die geschichtliche Wahrheit dieser ränkevollen Liebesgeschichte des unglücklichen Prinzen war Schiller ganz unbekümmert, obgleich er die Ansicht hegte, die französischen Schriftsteller hätten diese traurige Hofgeschichte richtiger dargestellt als die aus Bewunderung Philipps II. parteiischen Spanier. Daß aber gerade die Darstellung der letztern richtiger war, ist heute unzweifelhaft. In den Hauptpunkten hatte schon der Jesuit Famian Strada in seinen meisterhaft geschriebenen Büchern de bello Belgico den Verlauf wahr geschildert und die tollen Märchen zurückgewiesen. Auch Antonio de Erarra und der ihm meist folgende de Thou (Thuanus) gaben sie im ganzen richtig. Schiller selbst erkannte dies später, da er in der Geschichte des Abfalls der Niederlande des Dom Karlos gar nicht gedenkt. In der neuesten

Zeit ist die Geschichte des Sohnes Philipps II. aus urkundlichen Quellen so weit ins Licht gesetzt worden, als es das Geheimniß, in welches die Gefangenschaft des Prinzen absichtlich gehüllt wurde, gestattet. Um ihre Aufhellung hat sich zunächst Llorente im dritten Bande seiner Histoire critique de l'inquisition de l'Espagne (1815—1817) verdient gemacht. Dann trat 1829 Ranke mit seiner mustergültigen Abhandlung Zur Geschichte des Dom Karlos in den wiener Jahrbüchern auf, dessen Mittheilungen Raumer im ersten Bande seiner Briefe aus Paris (1831) ergänzte. Prescotts History of Philipp II. gab eine höchst geschickte Darstellung, die auf gründlicher Quellenuntersuchung fußte. Dagegen fiel de Castro in seiner Historia de los protestantes Españoles y de su persecucion por Felipe II. (1863) in den Irrthum, man habe das Andenken des Don Karlos verleumdet, weil er ein Protestant gewesen; auch seien alle seine Verfolgungen daraus allein entsprungen. In demselben Jahre 1863 erhielt die Geschichte des unglücklichen Prinzen höchst bedeutende Förderung durch Mouys Don Carlos et Philippe und Gachards Don Carlos et Philipp II. (deutsch von Warnkönig), und ein Jahr später hat Maurenbrecher die Ergebnisse der neuern Forschung in dem Aufsatze „Don Karlos“ in von Sybels historischer Zeitschrift (XI, 277—315) gezogen, die auch heute noch wesentlich feststehen. Ein Liebesverständniß zwischen Don Karlos und seiner Stiefmutter hat nicht stattgefunden. Als diese ihn zuerst sah, wurde sie von mitleidiger Theilnahme für den fünfzehnjährigen Prinzen erfüllt, der ihr klein, häßlich und kränklich, mit einer zu hohen Schulter, einem Höcker auf dem Rücken und einem zu kurzen Fuße, mit schwacher, etwas stammelnder Stimme entgegentrat und durch sein heftiges und eigen=

sinniges Benehmen, seine widerliche Unmäßigkeit im Essen und Trinken am wenigsten ihre Neigung gewinnen konnte. Von frühester Jugend an hatte sein wildes Ungestüm und sein Widerwille gegen alles Lernen dem Vater bittere Sorgen bereitet, ebenso die Lässigkeit in seinen religiösen Ueberzeugungen, so daß er fürchtete, er werde nicht im Stande sein, die ihm zufallenden Reiche mit entschiedener Kraft und fester Bewahrung der überkommenen Lehre zu regieren, in welcher er den unverrückbaren Grundstein seiner Herrschaft erkannte. Bei einem Liebesabenteuer hatte er das Unglück, von einer Treppe herabzustürzen und sich am Kopfe zu verletzen, woran er lange litt. Ob er dabei eine Gehirnerschütterung erlitten, bleibt unentschieden, aber fest steht, daß er von da an ein wüstes und wildes Leben führte und keine edlen Neigungen zeigte. Trotz der schwachen Hoffnung, welche der Prinz gab, wurde ihm 1560 gehuldigt: vier Jahre später erhielt er einen vollständigen Hofhalt, wurde auch zu den Sitzungen des Staatsrathes gezogen. Lebhaft beschäftigte man sich damit, welche Prinzessin man ihm zur Gattin geben sollte. Endlich entschied man sich für die Tochter des römischen Königs Maximilian, die Vollziehung der Ehe wurde aber davon abhängig gemacht, ob der Prinz sich bessere und zu seiner Stellung sich brauchbar erweise. Leider schwand diese Hoffnung immer mehr, da der Prinz nicht allein alle Handlungen des Königs tadelte und bespottete, sondern auch die hochgestelltesten Staatsbeamten gewaltsam angriff. Trotz allem übertrug ihm Philipp im Anfange des Jahres 1567 den Vorsitz im Staatsrathe, da er der Hoffnung nicht entsagen mochte, eine so bedeutungsvolle Thätigkeit werde Karlos heben, seine Unzufriedenheit und seine ungeordneten Leidenschaften besänftigen. Dieser aber ward ungeduldig, daß

man seine Ehe mit der deutschen Prinzessin hinhalte, und ihm nicht genug Freiheit zur thätigen Uebung seiner Kräfte gebe. Philipp hegte die schwersten Bedenken, ob er je sich zur Herrschaft, ja zu einem geordneten Leben fähig zeige; am meisten bezweifelte er, daß er ein Hort der katholischen Kirche werde, deren mächtiger, die Ketzer mit starker Hand abwehrender Schutz die Pflicht des Herrschers von Spanien sei. Der lebhafte Antheil, den Karlos an den niederländischen Händeln nahm, mußte Philipp stutzig machen, doch versprach er, ihn auf der beabsichtigten Reise nach den Niederlanden mitzunehmen. Freilich ist der urkundliche Beweis, daß Karlos sich mit den aufständischen Niederländern eingelassen habe, wohl noch nicht erbracht, aber das Zeugniß des gleichzeitigen Geschichtschreibers Luis Cabrera, seine Verhandlungen mit Montigny und Bergen seien zum Abschluß gelangt, ist nicht gering anzuschlagen. Als bei dem 1566 ausgebrochenen Bildersturm der König den Herzog von Alba mit einem Heere nach den Niederlanden zu schicken beschloß, wurde Karlos zu verletzendem Widerspruch gereizt; es kam zu einer heftigen Szene. In der Versammlung der Cortes, welche den Wunsch ausgesprochen, der König möge den Prinzen im Lande behalten, drang er schimpfend und drohend ein. Da der Prinz noch immer sich ungestüm und wild zeigte, beschloß Philipp, seine Heirat wieder aufzuschieben; erst im Frühling 1568 sollte die Verbindung bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Maximilian in nähere Berathung gezogen werden. Karlos, durch des Vaters Zaudern und Hinhalten in Wuth gesetzt, beschloß zu entfliehen, wozu er sich die nöthigen Geldmittel verschaffte. Aber sein Oheim, Johann von Oesterreich, dem er am 23. Dezember 1567 seinen Plan mittheilte, verrieth ihn am andern Tage dem

Könige, der nach reiflicher Erwägung die Gefangennahme des Prinzen für unumgänglich nöthig hielt. Des Oheims Zaudern hielt Karlos zurück; als er am 17. Januar 1568 diesen, der auf seinen Plan nicht eingehn wollte, thätlich bedrohte, schien dem Könige die Zeit zum Handeln gekommen. In der Nacht des 18. um 11 Uhr begab sich Philipp in Begleitung weniger Bewaffneten in die Gemächer des Prinzen, verhaftete ihn, nahm alle seine Papiere in Beschlag, und kündigte ihm den engsten Gewahrsam an. Von dem, was weiter bis zu seinem Tode geschah, wissen wir nur das Wenige, was Philipp bekannt werden ließ. Feststeht, daß, wenn Don Karlos, auch das Zimmer nicht verlassen durfte, doch Philipp für seine anständige Verpflegung, selbst für zerstreuende Gesellschaft sorgte. Die oberste Aufsicht führte Ruy Gomez; zu seiner Bewachung, Bedienung und Gesellschaft gehörten noch fünf Personen außer dem ihm freundlich zugethanen Grafen von Lerma. Philipp ließ sich von einigen seiner Staatsräthe, deren Vorsitz der Kardinal Espinosa, nicht als Großinquisitor, sondern als Präsident führte, ein Gutachten ausstellen; ein Urtheilsspruch ist nie gefällt worden, am allerwenigsten, wie man so lange behauptet hat, von der Inquisition, die gar nichts mit der Sache zu schaffen hatte. Philipp wollte sich nur versichern, daß er das Recht, ja die Pflicht habe, seinen Sohn, da er zur Regierung ganz unfähig war, gefangen zu halten, um seine dem Reiche gefährliche Flucht zu vermeiden. Die Gerüchte von seiner Vergiftung beruhen nur auf einer bei dem Geheimniß seiner Gefangenschaft nahe liegenden Vermuthung. In den Berichten der fremden Gesandten an ihre Höfe heißt es, Don Karlos habe anfangs getobt und den Hungertod erleiden, dann aber sich durch arge Unmäßigkeit im Essen und Trinken

und durch Gewaltthat das Leben nehmen wollen. Gegen Ostern sei er ruhiger geworden und habe nach reuiger Beichte das Abendmahl empfangen; im Sommer sei er erkrankt und am Morgen des 24. Juli, mit der ganzen Welt versöhnt, im Schoße der katholischen Kirche gestorben.

II. Entstehung und Aufnahme.

Schon in Meiningen entwarf Schiller den Plan seines Dramas. Hoffmeister verkennt denselben völlig, wenn er ihn ein theoretisches Gerippe nennt, das den schon damals im Dichter hervortretenden Hang zur Spekulation bekunde, und meint, dessen Verwandlang in ein lebensvolles Bild würde unendlich schwer gefallen sein; denn der erhaltene Entwurf gibt nur den Fortschritt der Handlung in den einzelnen Aufzügen und die Motive, aus denen diese sich entwickelt, ohne ein Szenarium zu liefern, das erst aus der Motivirung des Ganzen hervorgehn sollte, wenn auch schon hier einzelne Szenen dem Dichter vorschwebten. Ja selbst die Aufzüge sind noch nicht als solche, sondern als Schritte der Handlung bezeichnet. Der erste Schritt ist die Schürzung des Knotens, welche in der hervortretenden Liebe des Prinzen zur Königin, deren Hindernissen und Gefahren sich zeigt; es ist die vollendete Exposition eines Dramas, dessen Gegenstand die unglücklich endende Liebe des Prinzen zu seiner Mutter bildet. Zuerst sollte die Liebe des Prinzen zur Königin „gezeigt" werden. Die beiden ersten Punkte, „1) seine Aufmerksamkeit auf die Königin und seine Lage in ihrer Gegenwart, 2) seine ungewöhnliche Melancholie und Zerstreuung", konnten nur von

andern erwähnt werden, weisen also auf Gespräche über ihn von Seiten seiner Feinde, dagegen deuten die drei andern auf Szenen des Prinzen selbst. „Der Korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt", kann schon dem Ausdrucke nach nur ins Stück selbst fallen. Wir haben uns also eine Szene zu denken, in welcher diese, welche sich schon längst dem Prinzen genähert hat, nach Aufgebung der Hoffnung, den König zu gewinnen, einen entschiedenen Schritt thut, aber abgewiesen wird. Ausdrücklich wird seine „Szene mit dem Marquis de Posa" angeführt. Der Prinz verräth diesem sein Herz. Wie der Dichter die Einleitung des Gesprächs sich gedacht, ob der Marquis schon damals eben von einer Reise zurückkehren sollte, ist nicht zu bestimmen. Endlich werden auch „seine einsamen Gespräche mit sich selbst" erwähnt. Daraus, daß diese erst am Schlusse genannt werden, folgt nicht, daß sie erst nach der Szene mit Posa fallen sollten, vielmehr fanden sie ihre Stelle wohl vor dem Auftritt mit der Eboli. Der zweite Theil des ersten Schrittes wird durch die Worte angedeutet: „Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können." Dies sollen sechs Punkte lehren, von denen die letzte Nummer nicht ausgefüllt ist. Zunächst tritt hier „Karlos' heftige Leidenschaft und Verwegenheit" auf, die schon in seinen eigenen Reden sich ausspricht, aber auch von Posa und den Gegnern des Prinzen hervorgehoben werden konnte. „2. Der tiefe Affekt seines Vaters, sein Argwohn, seine Neigung zur Eifersucht." Auf diese mußte Posa warnend hinweisen. Man könnte auch die drei andern Punkte: „3. Interesse der Grandes*),

---

*) Diese spanische Form hat Schiller schon hier; erst später führte er im Karlos dafür Granden ein; noch in der ersten Bearbeitung stand Grandes.

die ihn fürchten und hassen, mit guter Art an ihn zu kommen. 4. Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli. 5. Aufbauschung des müßigen Hofes", als von Posa hervorgehoben sich denken, doch mußte der Dichter schon im ersten Aufzuge die Feinde des Prinzen sich aussprechen und sich mit der Eboli verbinden lassen. Freilich gewinnt durch die hiernach nothwendigen Szenen der erste Aufzug, wenn derselbe dem ersten Schritt entsprechen sollte, eine große Ausdehnung, aber dies kümmerte den Dichter vorab nicht. Die Königin selbst konnte hiernach erst im zweiten Aufzuge erscheinen, worin „der Knoten verwickelter" wird. Wie beim ersten Schritt, so zerfallen die Motive auch beim zweiten in zwei Theile, die ganz denen des ersten entsprechen; der eine geht auf das Zunehmen der Liebe, der andere auf das Wachsen der Hindernisse und Gefahren. Die Liebe wird nicht allein durch die ihr entgegenstehenden Hindernisse leidenschaftlicher, sondern auch durch die Gegenliebe der Königin. Diese soll „sich äußern, sich motiviren: a) Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenstand mangelt. (α) Philipps Alter, Disharmonie mit ihrer Empfindung. β) Zwang ihres Standes.) b) Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen. (Sie nährt diese angenehmen Erinnerungen gern.) c) Aus ihren Aeußerungen in Gegenwart des Prinzen. (Inneres Leiden. Furchtsamkeit. Antheil. Verwirrung.) d) Einer mehr als zu erwartenden Kälte gegen Dom Juan, der ihr einige Liebe zeigt. e) Einigen Funken von Eifersucht über Karlos' Vertrauen zu der Prinzessin von Eboli. f) Einigen Aeußerungen in geheim. g) Einem Gespräch mit dem Marquis. h) Einer Szene mit Karlos." Hieraus ergeben sich bereits wenigstens vier Szenen, ein Selbstgespräch der Königin und drei Auftritte derselben mit Dom Juan,

dessen Liebe der Dichter also aus St. Réal aufnehmen wollte, mit Posa und Karlos. Daß „die Hindernisse und Gefahren wachsen", sollte man aus fünf Punkten erfahren. Die drei ersten: „1) Aus dem Ehrgeiz, der Rachsucht des verschmähten Dom Juan. 2) Aus einigen Entdeckungen, die die Prinzessin Eboli macht. 3) Aus ihrem Einverständniß mit jenem", führen auf eine Verbindung beider gegen den Prinzen, wobei der Dichter sich wohl noch nicht entschieden hatte, ob er die Eboli zu Dom Juan oder diesen zu jener treten lassen sollte. Auf eine Szene der mächtigen Feinde des Prinzen, die sich gegen ihn verbinden, deutet: „4) Aus der immer wachsenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden. Komplott derselben", wie auf ihr Durchdringen beim Könige: „5) Aus des Königs Unwillen über seinen Sohn und Bestellung der Spionen." So sind also der Prinz und die Königin von einem Netz des Verrathes umgeben. Die beiden Eifersüchtigen, Dom Juan und die Eboli auf der einen, die Grandes auf der andern Seite, vielleicht schon mit einander verbunden, stehen Karlos gegenüber; der König selbst ist auf den Prinzen erbittert, er fürchtet dessen Verrath. Unter den Grandes dachte sich der Dichter wohl Alba, Ruy Gomez und Perez, noch nicht den Beichtvater des Königs, den er bei St. Réal nicht fand. Der dritte Schritt bringt eine „anscheinende Auflösung, die alle Knoten noch mehr verwickelt". Zuerst wird der Ausbruch der Gefahren bis zu dem Entschlusse des Königs, sich des Prinzen zu bemächtigen, motivirt. „1) Der König bekömmt einen Wink, und geräth in die heftigste Eifersucht." Dies kann nur durch eine Mittheilung von Seiten der Eboli bewirkt werden. „2) Dom Karlos erbittert den König noch mehr. 3) Die Königin scheint den Verdacht zu

rechtfertigen." Dachte der Dichter hier an ein Zusammentreffen des Prinzen und der Königin mit dem Könige, oder sollte der Prinz, als der König ihm die Statthalterschaft von Flandern abschlägt, durch ein scharfes Wort den König verletzen, die Königin erbittern, daß sie sich des Prinzen annimmt? „4) Alles vereinigt sich, den Prinzen und die Königin strafbar zu machen. 5) Der König beschließt seines Sohnes Verderben." Die Einwirkung aller Gegner des Prinzen auf den König sollte hier eintreten. Auch daß „der Prinz allen Gefahren zu entrinnen scheint", wird durch 5 Punkte bezeichnet. „1) Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an, über seine Liebe zu siegen. 2) Der Marquis wälzt den Verdacht auf sich und verwirrt den Knoten aufs neue." Posa sollte es wohl sein, der den Prinzen an die Noth der Niederländer erinnert und ihn für deren Befreiung begeistert, aber zugleich, da er von der Eifersucht des Königs auf den Prinzen vernimmt, den Verdacht von diesem auf sich selbst zu leiten weiß. Es war dies ein sehr glücklicher Gedanke, der des Dichters Eigenthum ist, aber die Ausführung schwebte ihm wohl noch nicht klar vor. Wenn es weiter heißt: „3) Der Prinz und die Königin überwinden sich", so scheint dies auf eine Unterredung zwischen beiden zu deuten, worin der Prinz seiner Liebe entsagt, indem er sich ganz Flandern weiht. Glücklich war die weitere Erfindung des Dichters, daß ein Streit zwischen Dom Juan und der Eboli, der einen Gegensatz zur Ueberwindung des Prinzen und der Königin bildet, zur Ableitung des Verdachtes eintritt. Denn wir lesen weiter: „4) Prinzessin und Juan spalten sich. Der König setzt einen Verdacht in den Herzog von Alba." Wahrscheinlich sollte Dom Juan beim Könige die Eboli verdächtigen, und da Posa des Königs Eifersucht auf

sich zu lenken gewußt hat, dieser Verdacht schöpfen, Alba habe aus Eigennutz die Eboli gegen den Prinzen aufgeregt und ein böses Spiel angezettelt. Die weitere Entwicklung ist im Entwurf kürzer, aber deutlich genug bezeichnet. Den vierten Schritt bezeichnen die Worte: „Dom Karlos unterliegt einer neuen Gefahr." Der König beschließt jetzt noch entschiedener als früher dessen Verderben. Er hat nämlich die sichere Kunde von der beabsichtigten Flucht des Prinzen nach den Niederlanden erhalten, wahrscheinlich durch Dom Juan und den Oberpostdirektor. „A) Der König entdeckt eine Rebellion seines Sohnes. B) Diese erweckt die Eifersucht wieder. C) Beide [die Entdeckung der Rebellion und die Eifersucht], zusammen vereinigt, stürzen den Prinzen." Schiller läßt durch diese Entdeckung die Eifersucht des Königs wieder erwachen, wie es nach St. Réal der Fall war, als Philipp den Spott des Prinzen über seine Reisen erfuhr. Die „Auflösung und Katastrophe", die den fünften Schritt bildet, verläuft in vier Entwicklungen. „A) Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. s. f. scheinen den Prinzen zu begünstigen." Wir haben hier wohl an ein Selbstgespräch des Königs zu denken. „B) Die Leidenschaft der Königin verschlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben." Die Königin erregt durch ihre Bitte für den Gefangenen des Königs Eifersucht noch ärger, wodurch dieser veranlaßt wird, den Tod des Schuldigen, wohl durch einen Schuß, wie später Posa fällt, zu bestimmen. „C) Das Zeugniß des Sterbenden und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät." Der König sollte in das Gefängniß eintreten und dort die Kunde vom Verrathe der Ankläger empfangen, unter denen wohl besonders die Eboli und Alba zu verstehn sind. Wie das geschehn sollte, können wir

nicht sicher errathen. Sollte etwa die Eboli selbst die Sache verrathen? „D) Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber.“ Unter den Urhebern sind Alba, Perez und auch wohl Ruy Gomez gemeint. Da der König dem Sterbenden ganz verzeiht, so konnte auf „die Rebellion“, den Versuch, den Niederländern beizustehn, nur wenig Gewicht gelegt werden. Den Hauptpunkt bildet die Eifersucht des Königs, das Ganze sollte eine in den höchsten Kreisen des Hofes spielende Familiengeschichte darstellen. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß der Dichter Gotter in Gotha, der ganz dem französischen Geschmacke huldigte, diesen Entwurf, den er wohl durch Reinwald kennen gelernt hatte, sehr beifällig aufnahm.

Schon im Juii 1783 trieb es Schiller wieder nach Mannheim, wo Dalberg gleich seine Anstellung beim Theater in Anregung brachte. Er ward vom 1. September auf ein Jahr angestellt, mit der Verpflichtung, während dieser Zeit dem Theater drei Stücke zu liefern, außer der Theaterbearbeitung von Fiesko und Kabale und Liebe ein ganz neues. Aber die Folgen des ihn befallenden kalten Fiebers schwächten ihn so, daß er die beiden ältern Stücke erst nach längerer Zeit mit großer Anstrengung für das Theater umarbeiten konnte, was er leicht in vier Wochen zu leisten gehofft hatte. Als auch Kabale und Liebe am 17. April 1784 mit großem Erfolge die mannheimer Bühne betreten hatte, lag dem noch immer Leidenden das dritte, neu zu liefernde Stück schwer auf der Seele, das anfangs September fertig sein sollte. „Ich bin jetzt mehr als jemals über mein neues Schauspiel verlegen“, schreibt er den 7. Juni an Dalberg. „Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes historisches Stück, vorzüglich meinen Kar-

los, zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und groß befunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemalen von der Bedeutung wie ein kühneres Tableau, und ein Stück wie dieses erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem er angehört, schnellern und größern Ruhm als drei Stücke wie jenes. Von Ew. Excellenz erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll. Karlos würde nichts weniger sein als ein politisches Stück, sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause, und die schreckliche Situation eines Vaters, der mit seinem eigenen Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohns, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden." Daß diese Aeußerung ernstlich gemeint war, nicht etwa, wie Palleske meint, eine ängstliche Abwehr gegen Dalberg, für dessen Bühne er ja das Stück liefern wollte und von dessen Entscheidung die Annahme abhing, liegt, auch ohne daß man den Entwurf vergleicht, auf der Hand. Neben Karlos beschäftigte den Dichter lebhaft das Unternehmen einer mannheimer Dramaturgie, für welche er von der Theaterkasse jährlich 50 Dukaten sich erbat; aber Dalberg mochte sich zu einer solchen Unterstützung nicht verstehn. Je tiefer sich Schiller in seinen Don Karlos versenkte, desto begeisterter wurde er für seinen Stoff, der sich ihm immer großartiger entwickelte, so daß er sich entschloß, aus ihm ein politisches Drama

zu machen, in ihm sein großes Meisterstück zu liefern, das ihn als wahren Dichter der Welt offenbare. Hierzu gab ihm einen ganz besondern Anstoß das dritte „Sendschreiben an einen jungen Dichter", welches Wieland vor kurzem im Märzhefte des Merkur hatte erscheinen lassen. Schillers Freund, der Hofbuchhändler Schwan in Mannheim, hatte ihm Briefe von Wieland gezeigt, in welchen dieser nicht ungünstig über ihn urtheilte, und den öffentlich ausgesprochenen Beifall eines so bedeutenden Stimmführers zu erhalten, mußte ihm höchst wünschenswerth scheinen, besonders da sein Verhältniß zu Dalberg so schwankend war. Daß Schiller diese Briefe Wielands kannte, ergibt sich aus einer Aeußerung in der Einleitung seines Karlos im ersten Hefte der Thalia. Dort bemerkt er: „Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben sein, oder es ist kein vollkommenes, und kann für die Ehre der Nation gegen das Auslond nicht konkurriren. Nicht als ob ich auf das letztere Anspruch machte, sondern weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Karlos in Jamben entworfen." Doch machte er sich so wenig von Wieland ganz abhängig, daß er hinzufügte: „Aber in reimfreien Jamben; denn ich unterschreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen des guten Dramas gehöre, so wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für einen armseligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre; in der Epopee versteht sichs und in der Tragödie. Sobald uns die Franzosen ein Meisterstück dieser Gattung in reimfreien Versen zeigen, so geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten." Wieland war zu jenem dritten Sendschreiben durch die an ihn gerichtete

Zueignungsschrift veranlaßt worden, welche von Ayrenhof in Wien seinem in Versen geschriebenen Trauerspiel Kleopatra und Antonius vorgesetzt hatte. In dem zweiten Sendschreiben hatte er gefragt: „Wo sind die deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannikus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed, wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartuffe entgegenstellen können? ... Ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikation und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehn könne. Ich dinge mit gutem Bedacht eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemals weder in die Wolken sich versteigende, noch nieder zur Erde sinkende Sprache und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versifikation mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich. ... Ich dinge sogar den Reim ein, weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie." Hierauf kam Wieland in seinem dritten Sendschreiben zurück. „Wenn ich ein versifizirtes und gereimtes deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehn könnte, zu sehn gewünscht habe", bemerkte er, „so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen, als daß wir, so viel ich wüßte, noch kein solches Stück hätten, und daß es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvorthun können. Aber ich war weit entfernt,

diese Manier, diese Form für die einzige oder nur für die beste zu halten; weit entfernt, einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versifikation, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit über Shakespearn zu erheben, dem sie an Genie und Imagination, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Natur so weit nachstehen als die spruchreiche philosophische Henriade der Ilias." Wielands Hinweisung auf die Meisterwerke der Franzosen, die wir nicht verachten dürften, vielmehr in ihrer Weise anerkennen müßten, scheint auch Schiller auf eine genauere Bekanntschaft mit diesen hingedrängt zu haben, wobei freilich auch die beabsichtigte dramaturgische Monatsschrift mit bestimmend wirkte, in welcher er sich über die dramaturgische Kunst ausführlich auszusprechen gedachte. Shakespeare war ihm längst genau bekannt; noch in Bauerbach hatte er nach Hause um seinen Shakespeare geschrieben. Von seiner Vertiefung in das französische Drama zeugt der Brief an den von Mannheim abwesenden Dalberg vom 24. August: „Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigenen Arbeiten und französischer Lektüre getheilt. Warum ich das letztere thue, werden Ew. Excellenz gewiß billigen. Fürs erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniß und bereichert meine Phantasie, fürs andere hoffe ich dabei zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich insgeheim eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der klassischen Stücke Corneilles, Racines, Crebillons und Voltaires auf unsern Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen." Diese Briefstelle hat H. J. Heller in dem Vortrage

„Die Quellen des schillerschen Don Karlos“ in Herrigs Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen XXV, 1 zur Begründung seiner Ansicht benutzt, Schiller habe bei seinem Don Karlos den Andronic des Jean Campistron, eines ängstlichen Nachahmers von Racine, benutzt, in welcher dieser St. Réals Darstellung der Geschichte des Karlos auf einen byzantinischen Prinzen übertragen hatte. Schiller lag nichts ferner als sich auf so unbedeutende Geister einzulassen, wie jener Campistron war, und er konnte kaum ahnen, daß dieser in einem so fremd lautenden Stücke die Geschichte seines Helden behandelt habe. Eher hätte er auf des englischen Dichters Thomas Otway Don Carlos (1676) geführt werden können. Aber von englischen Dramatikern kannte Schiller nur Shakespeare in der deutschen Uebersetzung; alle Stellen, welche man aus beiden Stücken zum Beweise anführen kann, daß Schiller sie benutzt habe, sind ohne Kraft, da die Aehnlichkeit eine Folge der gleichen Lage der Personen ist. Auch lag unserm Dichter damals nichts ferner, als eine den freien Flug seines Geistes beschränkende Nachahmung eines unbedeutenden Dichters, wogegen das Shakespearisiren in der Zeit lag. Nicht einmal das 1785 während seiner Dichtung erschienene Portrait de Philippe second von Mercier benutzte er, obgleich es ihm bekannt war, da er das Vorwort dazu übersetzte. Es ist dies ein politisches Drama nicht zur Aufführung, sondern in der von Hénault aufgebrachten Weise bloß zum Lesen bestimmt. Die 52 ohne Unterbrechung fortlaufenden Auftritte beginnen mit dem Aufenthalte des Hofes im Kloster Saint Just, wo Don Karlos einen freisinnigen Pater Hyacinthe, den Karl V. seines besondern Vertrauens gewürdigt hatte, auffordert, ihm von den Gesinnungen seines Großvaters

zu berichten, von dem er wisse, daß er zuletzt zur Glaubensänderung hingeneigt habe, worauf dieser ihm mittheilt, der Kaiser habe freilich freiere Ansichten gehabt, aber die Schwäche und die Schmerzen seines Alters hätten ihn immer wieder zu dem von Jugend angelernten Glauben zurückgetrieben. Der Prinz möge sich ein freies Urtheil über den Glauben durch sorgfältiges Studium auch derjenigen, die man mit dem Namen der Ketzer brandmarke, zu gewinnen suchen. Darauf folgt nach St. Réal die Unterredung zwischen der Königin Elisabeth und Karlos, der hier zwei Jahre lang den Ausdruck seiner Liebe gegen sie unterdrückt hat. Sie treffen zufällig zusammen. Die Königin weist ihn auf die Entfernung von ihr als einziges Heilmittel hin, fordert ihn dagegen auf, sich des unterdrückten Volkes in der Ferne anzunehmen, wie sie selbst es am Hofe thun werde. Karlos entschließt sich von jetzt an von seinen Schmerzen zu schweigen, und ihrer würdig zu sein, so daß man in Zukunft, sie beklagend, sagen werde: Elisabeth und Don Karlos waren zur Vereinigung geschaffen." Daran schließt sich ein Auftritt zwischen dem Könige und Ruy Gomez, der Don Karlos belauscht hat. Ruy Gomez reizt Philipp wider die Königin auf, welche das Unternehmen gegen die Königin von Navarra und ihren Sohn (vgl. S. 17) vereitelt habe; von dieser komme des Prinzen Haß gegen die Religion, da beide noch die frühern Liebesgefühle nährten und Gelegenheit, sich heimlich zu sprechen, fänden. Daß er keine Liebe zu Elisabeth, wie zu allen seinen Frauen gehabt, spricht Philipp schneidend aus. Es folgt eine Unterredung des Königs mit Don Karlos, dem er vorwirft, daß er sich von den Andachtsübungen der Kirche fern halte, und so heute seinen Befehl, zum Abendmahl zu gehn, zu mißachten gewagt habe. Karlos

bittet den Vater, er möge ihn nach Flandern zur Unterdrückung der Unruhen schicken, wo er ihm bald die Liebe des Volkes erwerben werde. Philipp schlägt es ihm ab, weil der Aufstand eines tüchtigen, unerschrockenen Kriegsmannes bedürfe. Vergebens beruft er sich darauf, daß Weisheit und Güte dort mehr als Gewalt ausrichteten: der König merkt, daß er der neuen Lehre nicht abgeneigt ist, und als der Prinz meint, der Glaube des Volkes gehe den Herrscher nichts an, hebt er seine heilige Pflicht hervor, über den Glauben seiner Unterthanen wie über den seines Sohnes zu wachen. Eben läutet es zur Messe, zu welcher der Prinz sich sofort begeben soll; auch er werde sich dort einfinden. Im folgenden Auftritt trägt der König Ruy Gomez auf, die Königin und den Prinzen weiter zu beobachten; wir hören von der geheimen Verabredung zwischen Spanien und Frankreich zur Unterdrückung der Andersgläubigen. Kardinal Granvella wird vom Könige aufgefordert, ihm nach Madrid vorauszueilen, um dem Großinquisitor zu sagen, er möge das Autodafé, welches bei seiner Rückkunft gefeiert werden solle, nur recht großartig machen; er selbst wolle mit allem Glanze königlicher Majestät ihm beiwohnen. In diesem Anfange des Stückes könnte man einen Einfluß Merciers auf Schillers ersten Aufzug anzunehmen geneigt sein; aber dieser Aufzug war bereits erschienen, als Schiller Mercier kennen lernte. Die weitere Entwicklung des Stückes weicht durchaus von Schiller ab. Marquis de Posa oder, wie er hier heißt, de la Posa erscheint nur im 32. Auftritte, unmittelbar vor der Verhaftung des Prinzen, dem er einen Brief von der Königin bringt, in welchem diese ihn bittet, seine Flucht nach Flandern noch einen Tag zu verschieben. Posa bietet ihm seine Dienste an, doch der Prinz fordert ihn auf,

sich für ihn zu erhalten. Später hören wir, daß Posa aus Eifersucht drs Königs meuchlerisch umgekommen sei. Die Eboli spielt eine ganz untergeordnete Rolle, erscheint nur am Schlusse neben der Herzogin von Alba bei der dem Tode nahen Königin, welche die kleine Infantin Isabella (?) bei sich hat. Ein irgendwie bestimmender Einfluß Merciers auf Schiller ist gar nicht vorhanden. Merciers starrer, keiner menschlichen Regung fähiger Philipp, der kaltblütig die Königin vergiften läßt, ist von dem menschlicher gehaltenen, durch wüthende Eifersucht getriebenen schillerschen Monarchen durchaus verschieden. Elisabeth neigt freilich auch bei Mercier zu freiern Ansichten hin, und sie läßt die Königin von Navarra von der beabsichtigten Niedermetzlung der Protestanten unterrichten, aber sie hält den Prinzen von der Flucht nach Flandern zurück, und von politischen Plänen zur Unterstützung des flandrischen Aufstandes ist nicht die Rede; sie dringt nur in den König, daß er Egmont begnadige, Albas Grausamkeit mit seiner Absetzung bestrafe, den Prinzen nach Flandern schicke, und sucht ihn für menschenfreundlichere Ansichten zu gewinnen.

Als Schiller jene Aeußerung gegen Dalberg that (S. 52), hatte er sich mit der Geschichte seines Prinzen und seines königlichen Vaters näher bekannt zu machen gesucht, wie er es schon in Bauerbach beabsichtigte, da ihm zu lebendiger dramatischen Darstellung besonders eine eingehendere Kenntniß der Zeit- und Hofverhältnisse nöthig schien. Mit welchem Eifer er solchen Studien sich hingab, bezeigt die Art, wie er bei Fiesko und besonders bei seinen spätern dramatischen Arbeiten verfuhr. In demselben Jahre, in welchem Schiller an die Ausführung des Dom Karlos ging, war in Eisenach eine Uebersetzung von

St. Réals nouvelle erschienen, in welcher die Vorrede und die Verweisungen auf die Quellen weggelassen, aber am Schlusse in einer Anmerkung eine Schilderung Philipps II. aus dem Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne*) und eine Stelle aus der Apologie Wilhelms von Oranien, welche dem Könige die Ermordung seiner Gattin aufbürdete, mitgetheilt, besonders auf die Uebersetzung von Watsons History of Philipp the second verwiesen wurde. Schiller selbst nennt in der Thalia „den französischen Scribenten" gegenüber den Ferreras. Vgl. oben S. 5. Ohne Zweifel wird er sich mit den beiden neuesten Hauptwerken über Philipp II., Ferreras, der gerade St. Réal der Fälschung der Geschichte zeiht, und Watson genau bekannt gemacht, daneben auch die Schilderungen von Philipp und Elisabeth in Brantômes Mémoires benutzt haben. Ob er schon damals oder erst später des de Thou (Thuanus) Historiae sui temporis, welche meist des Antonio Herrera Historia del mondo en el reynado del Rey D. Phelipe II. folgten, aber in der Geschichte des Karlos auch auf Berichte von Augenzeugen, wie von Louis de Foix, sich berufen konnten, des Strada schon genannte Geschichte De bello Belgico, die Schrift von J. G. Sepulveda De rebus gestis Philippi II. und andere Quellen benutzte, können wir nicht bestimmen. Am wenigsten dürfte er die spanischen, nicht in Uebersetzungen vorliegenden Schriften von Cäsare Campana, Antonio Herrera, Luis Cabrera, Lorenzo van der Hammen, Baltazar Poreño, und den protestantischen, aber dennoch St.

*) Dieselbe fügte Schiller seiner Uebersetzung von Merciers Portrait de Philippe second in der Thalia hinzu. Er nahm diese mit wenigen Aenderungen aus dieser ihm bekannten Uebersetzung oder aus der von Watsons Geschichte, welcher sie der Uebersetzer St. Réals entnommen hatte.

Réals Darstellung verwerfenden Gregorio Leti gekannt haben, eher den schon genannten Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne und die französischen Geschichtschreiber Spaniens und Frankreichs, besonders Morvans Histoire générale d'Espagne und den Abrégé chronologique de l'histoire de France von Francois Endes de Mézeray. Merciers Vorwort, in welchem auch die unglückliche Geschichte des spanischen Prinzen ausführlich erzählt war, ist bereits S. 53 erwähnt. Für die Oertlichkeit benutzte er wohl das Itinerarium Hispaniae. — Durch Martinum Zeillerum (Nürnberg 1637), vielleicht auch die Nouveau voyage en Espagne, fait en 1777 et 1778 (Londres 1782).

Daß Schiller bereits im August mit der Ausführung seines Dom Karlos begann, beweist der schon angeführte Brief an Dalberg vom 24. „Karlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich", schreibt er. „Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Karlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos sehr viel Würde und Glanz geben wird." So war er jetzt nach langem Schwanken endlich fest bestimmt. Noch immer gehörte Posa nicht zu den Hauptcharakteren, aber sein

Karlos sollte eine „hohe Tragödie" werden, kein Familienstück bleiben. Schillers Jugendfreund Streicher erzählt, daß er, während er in Mannheim sich mit der Geschichte Spaniens recht vertraut zu machen suchte, es für leichter gehalten habe, einen selbst ersonnen Plan auszuarbeiten (es ist dieselbe Erscheinung, die sich später bei Schiller immer wiederholt), und er, nachdem er sich manche nach und nach gebildet, endlich bei einem festgehalten habe, in welchem ein Gespenst die Entscheidung herbeiführen sollte, aber als er angefangen, seine Gedanken darüber aufzuschreiben, habe er ihn wieder fallen lassen, weil es ihm der Würde des Dramas und des wahren Dichters zu widersprechen geschienen habe, die größte Wirkung durch eine Schreckensgestalt üben zu lassen. Daß sein neues Stück nicht zur Zeit fertig werden und er so seine Verbindlichkeit gegen Dalberg nicht lösen konnte, kümmerte ihn im Bewußtsein der dichterischen Kraft, die er in sich fühlte, gar wenig; war ja sein Vertrauen auf Dalbergs Theilnahme noch nicht geschwunden. Doch dieser zeigte ihm gegenüber nicht den Edelmann und den Musenfreund, sondern nur den berechnenden Theaterintendanten, der auf eine stets fertige Bühnenmaschine gerechnet hatte, worin er sich freilich täuschen sollte. So war er denn nichts weniger als geneigt, den Vertrag mit Schiller auf ein Jahr zu verlängenn. Durch den Hofrath Mai ließ er ihm in verbindlichster Weise sagen, es werde doch wohl besser sein, daß er sich wieder, wie er vorgehabt, der Arzneiwissenschaft widme. Schiller glaubte, so freundlich war die Mittheilung gestellt, der Freiherr sei weit entfernt, ihn fahren zu lassen, er wolle sich vielmehr für die Zukunft seiner Muse versichern. So dachte er denn nur dem guten Willen seines Gönners entgegenzukommen, wenn er ihn bat, jetzt, nachdem er

schon so vieles gethan, auch noch das Beste, alles zu thun.*) „Nur ein Jahr habe ich nöthig, um das Versäumniß in meinem Fach nachzuholen, und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen", schreibt er. „In diesem Jahre kann ich also für die hiesige Bühne nicht so thätig sein als sonst, und dennoch brauche ich ebensoviel Unterstützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert, und mein Etablissement zu Mannheim ist gegründet. Wollen Ew. Excellenz mir hierin die Hand bieten? Können Dienste, die ich der hiesigen Bühne erst nach Verfluß dieses Jahres leisten kann, mir für schon geleistet gelten? Bin ich dann endlich auf dem Punkte, worauf ich arbeite, so wird es mir nimmermehr schwer fallen, diese Schuld nachzuholen, und meine Produkte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin so schnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, so kann ich immer für ein großes Stück (jährlich) gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen. ... Kann ich hoffen, die Entschließung Ew. Excellenz mündlich oder schriftlich zu hören?" Der seinen Vortheil allein berechnende Freiherr ließ sich auf nichts ein: der Vertrag ward nicht erneuert, er mußte als Theaterdichter zurücktreten. So sah er sich denn gezwungen, da alle seine andern Verbindungen gelöst waren, an das „blinde Vertrauen des Publikums" zu appelliren, das ihm „jetzt alles, sein Studium sein Souverän, sein Vertrauter" sei; er entschloß sich zur Heraus-

*) Der undatirte Brief ward vom Herausgeber zwischen die Briefe vom 20. September 1783 und vom 1. Mai 1784 gesetzt, wohin er nicht gehören kann. Aber ebenso wenig geht es an, ihn mit Palleste in den Juli 1784 zu verlegen da Schiller im August an ein Aufgeben von Seiten Dalbergs noch nicht dachte.

gabe seiner rheinischen Thalia, deren Anzeige vom 11. November datirt. In dieser gedachte er u. a. auch „Fragmente von dramatischen Gedichten“ zu geben, wobei ihm zunächst sein Karlos vorschwebte, dessen ersten Aufzug er mit leidenschaftlicher Begeisterung schrieb.

Um Weihnachten ward ihm das Glück, diesen ersten Aufzug am darmstädter Hofe in Gegenwart des Herzogs Karl August von Weimar vorzulesen, wobei er sich großer Theilnahme zu erfreuen hatte. Der Herzog, dem er seinen Wunsch aussprach, ihm den Karlos widmen zu dürfen, gab ihm den Charakter als Rath in seinen Diensten. Schiller war nun eifrig bemüht, dem ersten Aufzug die möglichste Vollkommenheit zu geben, um gerade mit ihm seine neue Zeitschrift zu eröffnen. Die leidenschaftliche Spannung seiner Verhältnisse und die begeisterte Neigung zu Charlotte Kalb versetzte ihn in eine der Dichtung gemäße Stimmung, wenn sie ihm auch die zur Durcharbeitung nöthige Ruhe raubten. Das erste Heft der „Thalia“ eröffnete die vom 14. März 1785 datirte Widmung des Dom Karlos an den Herzog von Weimar. „Unvergeßlich bleibt mir der Abend“, schreibt er hier, „wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt des Dom Karlos, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzutief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden: ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben

mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall, den Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.“ In der Einleitung zu diesem ersten Aufzug äußerte er, nur deshalb empfange das Publikum die Tragödie Dom Karlos voraus in Bruchstücken, weil er Wahrheit darüber zu hören wünsche, ehe er sie wirklich vollende. „Jeder Leser und jede Leserin, welche Wohlwollen genug für den Herausgeber in ihrem Busen fühlen, um für die klassische Vollkommenheit seines Werkes bekümmert zu sein — euch aber insbesondere, Schriftsteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits unter den Sternen aufstellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen und ihn zu eurer Gemeinschaft emporzuziehen ... euch alle fordre ich auf, diesen Versuch eurer Aufmerksamkeit werth zu achten, und mir den Ausspruch eures Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mitzutheilen. Ich erschrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über diese Fragmente (es falle aus, wie es wolle) wird mich nie in Verlegenheit setzen; denn es ist meine letzte Instanz nicht. Ich nehme es für nichts andres als den belehrenden Wink meines kritischen Freundes, den ich zu Reinigung meiner Arbeit benutzen kann — aber die Nachwelt ist meine Richterin. ... Wie willkommen soll mir also die Zurechtweisung sein, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öffnet, und mir vielleicht dazu dienen kann, sie desto fleckenfreier der strengern Zukunft zu übergeben. Findet der Kenner schon diese erste Anlage krank, vermißt er hier schon die Gesundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer versicherte, so wandere die ganze Skizze

zum Feuer.“ Rührung durch die erschütternde Geschichte des Dom Karlos und seiner Stiefmutter zu erregen, sei ganz das Verdienst des Dichters, der diejenige Art der Behandlung zu wählen wisse, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikatesse herabstimme und mildere. Auf der Wendung, die man dem Charakter des Königs gebe, ruhe vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Finde man in diesem ein Ungeheuer, wie man sich wohl in Philipp II. vorzustellen pflege, so falle sein Stück zusammen; doch hoffe er durch seine bessere Darstellung desselben der Geschichte d. h. der Kette von Begebenheiten, getreu zu bleiben. „Es mag zwar ein gothisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohns zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und besser als durch den herrschenden Genius seiner Zeiten?“ Das erste Requisit einer Tragödie, daß sich im ersten Aufzug schon der ganze Gang der Intrigue verrathe, werde man hoffentlich nicht vermissen; beide Hauptcharaktere liefen schon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen lasse, wo und wann und wie heftig sie in der Folge widereinander schlagen. Man muß gestehn, daß ihm dies vorzüglich gelungen ist. Nach der oben S. 50 ausgehobenen Stelle über den Vers, verweist er auf die kürzlich erschienene deutsche Uebersetzung der Erzählung von St. Réal, und er schließt mit der Bemerkung: „Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzählung, weil es geschehn kann, daß das ganze Stück nach und nach in solchen Fragmenten erscheint, und ich ohne diese Vorsicht also leicht der Indiskretion und Gewinnsucht eines Buchhändlers oder Schauspieldirektors anheimfallen könnte, die meinen

Karlos zusammendruckten oder vor der Zeit auf ihr Theaterschaffot schleppten.“ Von den neun Auftritten des ersten Aufzugs ist hier vom dritten, siebenten und achten nur der Inhalt angegeben, vom neunten fehlt der Anfang, vom vierten der größte Theil, vom ersten und zweiten der Schluß.

Vergleichen wir den ausgeführten ersten Aufzug mit dem Entwurf, so umfaßt er alles, was in dem beiden ersten Schritten des letztern enthalten ist, nur daß die Eboli noch gar nicht in die eigentliche Handlung verflochten wird, wenn sie auch schon in Begleitung der Königin erscheint und dem Dom Juan verfallen ist, aber auch noch manches andere, was entweder im ursprünglichen Entwurf nicht vorgesehen war oder erst später hervortreten sollte. Neben der „Fürstin“, eigentlich Prinzessin (vgl. S. 18), Eboli schuf der Dichter als zweite Hofdame eine „Marquise von Mondekar“, wofür es „Mondejar“ heißen sollte; denn es schwebte ihm der von Ferreras und Watson genannte Marquis von Mondejar vor, der Oberbefehlshaber in Granada war.*) Ganz neu ist es, daß Posa aus Flandern kommt und als Abgesandter der Provinzen vor Karlos und der Königin erscheint, daß die Königin den Karlos auffordert, seine Liebe zu ihr auf Spanien und die Provinzen zu wenden, daß er wirklich sich zu diesem Entschlusse erhebt und vom Könige die Statthalterschaft fordern will. Auch die Ueberraschung der Königin durch ihren Gatten hatte der Entwurf noch nicht angedeutet. Als

---

*) Aehnlich schuf er später noch zwei andere Hofdamen der Königin, die Gräfinnen Fuentes und Arcos, und eine Oberhofmeisterin, die Herzogin von Olivarez, aus den ihm bekannten Namen ihrer Gatten. Bei St. Réal kommt als Hofdame neben der Eboli noch die Herzogin von Alba vor, die Schiller nicht wohl neben ihrem Gatten brauchen konnte.

Grandes treten besonders Alba und Lerma auf, neben ihnen aber, statt des Staatssekretärs Perez, den man erwarten sollte, der Beichtvater des Königs, der dem in Spanien herrschenden Dominikanerorden angehört. Der frei schaltende Dichter gibt ihm den Namen des Ordensstifters Domingo.*) Der Beichtvater des Königs war der auch von Goethe im Egmont III, 1 genannte Bernardo de Fresneda, der, was Schiller aus Strada wissen konnte, im Staatsrathe saß. Der Beichtvater des Prinzen, der eine eigene Hofhaltung führte, hieß Diego de Chavas. Ferreras berichtet, dieser habe vergebens versucht, Karlos von dem Entschlusse, Spanien zu verlassen, abzubringen. Seinem Domingo schreibt Schiller außer allen pfäffischen Ränken eine so außerordentliche Grausamkeit zu, daß man seine Entlassung als Inquisitor dem allgemeinen Unwillen des Volkes nicht habe versagen können. Der König hat Domingo beordert, und diesen selbst treibt es, hinter das Geheimniß des Prinzen zu kommen, der ihm der Hinneigung zur Ketzerei verdächtig ist; hat Karlos ja während der acht Monate seit seiner Rückkehr von der Hochschule zu Alkala ein verschlossenes, träumerisch schwermüthiges Wesen gezeigt, wodurch er des Königs Furcht erregt hat, er sinne auf etwas Schlimmes gegen ihn selbst. Die Darstellung St. Réals ist hier wesentlich umgestaltet, nach welchem der Prinz lange nach der Vermählung des Königs zur Hochschule geschickt wurde, weil sein ungestümes und wildes Benehmen und seine

---

*) Der gleichzeitige Dominikaner Antonio de Santo Domingo, der selbst vor der Inquisition erscheinen mußte, war dem Dichter wohl ganz unbekannt. Er bezeichnet den Pater Domingo (so heißt er in der ersten Bearbeitung) nur mit seinem Vornamen. Bei St. Réal kommt ein berüchtigter Bösewicht, ein Hauptmann, Namens Dominique vor.

scharfen Aeußerungen über die Inquisitoren bei Hofe höchst unbequem waren, er aber in Folge eines Unfalls bald zurückkehrte. Besonders ausgeführt erscheint das Verhältniß des Prinzen zum Marquis von Posa. Schiller gibt ihm den Vornamen Rodrigo und macht ihn zu des Prinzen Kammerjunker, der zu Alkala von ihm Abschied genommen habe. Als sie sich trennten, habe sein hochfliegender Geist noch in dem Gedanken geschwärmt, dereinst in Spanien ein Reich edelster Freiheit zu schaffen; jetzt ist er durch eine unglückliche Liebe so ganz gebrochen, daß er nur die Tiefe seines Elends fühlt, und sich auf sich selbst in verschlossener Verzweiflung zurückzieht. Der Königin hat er bisher noch nicht zu nahen gewagt. In der Ausführung des ersten Aufzugs zeigt sich ein mächtiger Schwung, der aber von Ueberspannung und Schwulst sich nicht frei zu vermag; manches Seltsame, womit der shakespearisirende Dichter besondere Wirkung hervorzubringen gedachte, läßt sich nicht leugnen. Dahin gehört es, wenn am Anfange der Prinz bei einer Statue der Byblis und des Caunus gedankenvoll stehen blieb, jenes durch die unnatürliche Liebe der Schwester zum Bruder berüchtigten Paares, dessen Geschichte Ovids „Verwandlungen“ beschreiben, wenn der Prinz Domingo auffordert, sich, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen, zur Hebung eines versunkenen Schatzes in den Brunnen herabzulassen, wenn die Königin in der Verwirrung fürchtet, der König wolle sie sogleich zum Anschauen des Autodafés führen, woran sich eine widerwärtige Szene anschließt. Dagegen ist dieser Aufzug auch in der ersten Ausführung reich an den schönsten Schilderungen, Aeußerungen und Zügen, aus denen frischeste Dichterkraft spricht. Posa zeigt hier schon dieselben Anschauungen, wie später in der Szene vor dem Könige.

Anziehend ist Wielands uns erhaltenes Urtheil über den ersten Aufzug. Da der Herzog Karl August ihn um sein Urtheil gebeten hatte, glaubte er, sich diesem unterziehen zu müssen, obgleich, wie er schreibt (der Brief ist vom 8. Mai 1785), das dramatische Fach weder sein innerer Beruf noch sein besonderes Studium gewesen, er wenig Theaterkenntniß besitze und „die neuesten Schauspielmacher“ wenig Rücksicht auf seine über diesen wichtigen Zweig der Musenkunst vielmals öffentlich geäußerten Grundsätze genommen. Den Stoff lobt er an sich, nur machten, da er so nahe liege, Zeit und Ort dessen Bearbeitung fürs Theater, und insonderheit die tragische Behandlung einer incestuosen Liebe, um so schwerer, weil der Dichter, durch viel bestimmtere Formen, durch weit strengere Gesetze des Wahrscheinlichen, Schicklichen und Anständigen gebunden, sich immer zwischen der Gefahr zu viel oder zu wenig zu geben forttreiben müsse. Da Schiller noch nicht die Reife des Geistes besitze, laufe er alle Augenblicke Gefahr, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. „Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder u. s. w. in den Mund legen; wenn es nicht am rechten Orte geschieht, wenn er sie eine Sprache reden läßt, die sich für ihren Stand nicht schickt, und die kein Mensch ihrer Klasse jemals gesprochen hat, wenn sie alle Augenblicke wie Poeten und sogar wie lyrische und dithyrambische Poeten reden, wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrücken, bald ins Schwülstige und Affektirte fallen u. s. w., so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht, und wovon ihre ganze Wirkung abhängt.“ Weder die Charaktere noch die Leidenschaften seien mit Wahr-

heit dargestellt; es fehle diesen idealischen Phantasiegeschöpfen nicht selten alle psychologische Wahrheit. Ziemlich häufig sei er auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen, die bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich und der redenden Person nicht anständig seien; überhaupt sei die Sprache sehr weit von dem entfernt, was die schöne Sprache der Tragödie sein solle. Schillers größter Fehler sei, daß er zu reich sei, er zu viel sage, zu voll an Gedanken und Bildern sei und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht habe. Sein allzugroßer Ueberfluß zeige sich auch in der Länge der Szenen; er erschrecke, wenn er bedenke, wie groß das ganze Stück werden, und wie lang es spielen müsse, da der erste Aufzug schon mehr Verse enthalte als das längste Stück des Sophokles. Der Charakter des Karlos, den Abbé Raynal in seiner Histoire de Stadhouderat (1748) richtig geschildert habe*), sei Schiller hie und da gelungen, aber im ganzen sehe er doch in der Art, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrücke, mehr einen Giganten als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein anderes Gesetz als die rohe Natur kannte, als einen Prinzen, der von einem Karl V. seine erste Bildung erhalten habe. Daß in Karlos der Trieb einer neuen Zeit gewaltig hervorbrechen sollte und seine wilden Ausbrüche die Folge der verzweifelnden Leidenschaft einer gewaltigen Natur sind, übersah Wieland. Manche einzelne Ausstellungen waren begründet, nur durfte er es nicht so genau nehmen, daß er meinte,

*) Le jeune prince étoit né avec cette grandeur d'âme, cette passion pour la gloire, cette élévation de courage, cette compassion pour les malheureux, qui font les Héros: mais il avoit un goût décidé pour les choses extraordinaires et singulières, qui font souvent les a v e n t u r i e r s.

Karlos dürfe nicht an der Hölle zweifeln, weil alle christlichen Religionsgesellschaften damals noch an die Ewigkeit der Höllenstrafen geglaubt. An Rodrigo stört es Wieland, wie dieser habe ansehn können, daß Karlos seinetwegen so schimpflich und unmenschlich sich mißhandeln ließ; zeige er sich ja dadurch als den Elendesten unter den Nichtswürdigen, die jemals unverdienter Weise Athem geholt, und werde den Zuschauern das ganze Stück hindurch unerträglich. Aber abgesehen davon, daß dieser Zug bloß zur Zeichnung von Karlos und der Unmenschlichkeit seines Vaters dient, vom Zuhörer gar nicht in Bezug auf Rodrigo gedacht wird, so übersah Wieland, daß, wenn Rodrigo dazwischen getreten wäre, um, als man die Strafe an Karlos vollzog oder vollziehen wollte, sich selbst als schuldig darzustellen, Karlos dadurch doch nicht von der Strafe befreit worden wäre, vielmehr der Zorn des Königs womöglich noch heftiger durch die zum Besten eines Niedrigern von Karlos gewagte Täuschung entbrannt sein würde. Mit Recht tadelt Wieland, daß Schiller in Rodrigo die mittlere Silbe kurz brauche. Auf das Irrige dieser Betonung wird Schiller wohl von anderer Seite (den Wielands Urtheil blieb ihm unbekannt) hingewiesen worden sein; er setzte dafür später die deutsche Form Roderich, um die betreffenden Verse nicht weiter umgestalten zu müssen, wie er ja auch Philipp braucht, und Karl auffallend genug neben Karlos. Was Wieland gegen Dom bemerkte, dies sei nur bei den Benediktinermönchen von der Congregation de St. Maur üblich, beruht auf Irrthum, da Schiller es ja in seiner Quelle fand und es die ältere noch im Portugiesischen erhaltene Form ist. Don statt Dom schrieb Schiller erst in der Ausgabe von 1801.

Als der Dichter Mitte April Leipzig mit Mannheim ver-

tauschte, dachte er hier zunächst die Herausgabe der Thalia zu fördern, worin er die Fortsetzung seines Karlos liefern wollte, von welchem ihm schon jetzt klar sein mußte, daß er nach der Breite seiner Anlage kein Bühnenstück werden könne. Da Körners Freundschaft ihn zunächst der Nothwendigkeit des Brodverdienens überhob, brauchte er sich nicht mit der raschen Fortsetzung der Thalia und seines Karlos zu hetzen. In Gohlis bei Leipzig wurde Karlos wenig gefördert, mehr bei dem angenehmen Herbstaufenthalt auf Körners Weinberg bei dem Dorfe Loschwitz in der Nähe Dresdens, und während des Winters in Dresden selbst. Körners Bibliothek und dessen bereitwillige Sorge für alles, was den Freund fördern konnte, werden ihm manches zu seinem Zwecke dienliche Buch zugeführt haben. So las er Merciers Portrait de Philippe II., aus dessen Vorrede er die Schilderung Philipps übersetzte (vgl. S. 53ff.). Diese Uebersetzung ließ er im zweiten, anfangs 1786 ausgedruckten Hefte der Thalia der dasselbe schließenden Fortsetzung des Karlos vorangehn, nicht um diese gleichsam zu begründen, vielmehr tritt seine Darstellung Philipps gegen die Merciers in den entschiedensten Gegensatz, da dieser ja den König als das größte Ungeheuer des Despotismus darstellt, wenn er ihm auch tiefe Menschenkenntniß, Aufmerksamkeit und Wachsamkeit in einigen Theilen der Staatsverwaltung nicht abspricht. In seinem öffentlichen wie in seinem Privatleben sei er heuchlerisch, streng, grausam, stolz und eitel gewesen. Nichts sei gewisser, als daß er der Mörder seines Sohnes geworden, den er dem Haß der Inquisition überliefert, die mit ihm eins geworden. Wenn das dritte Heft der Thalia mit der dritten Szene des zweiten Aufzugs des Karlos abbrach, so folgt daraus nicht, daß derselbe damals nicht weiter gediehen gewesen; wissen

wir ja aus einem launigen Gedichte, welches Schiller im Herbste auf Körners Weinberg dichtete, daß er damals an den Szenen der Eboli arbeitete; auch die Szene, welche Körner nach Schillers Briefe an diesen vom 15. April schon damals las, später aber ganz wegließ, kann nur an der Stelle des jetzigen zweiten Auftritts des dritten Aufzugs gestanden haben, wo Karlos die betreffenden Worte zum Marquis sprach. In der Fassung, in welcher Schiller sie zehn Jahre später an Humboldt mittheilte, lauteten sie:

O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und ganz es widerscheint.

Mag auch der Schluß in der Fassung, in welcher Schiller sie im Juli 1789 seiner Braut anführte:

Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt, dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären.*)

als richtiger gelten müssen, daß die Worte an einen Freund gerichtet sind, kann nicht zweifelhaft sein. Das dritte Stück der Thalia enthielt die Auftritte II, 4—16, das vierte, das nach Schillers Brief an Köner vom 20. schon im Dezember ausgedruckt war, die neun ersten Auftritte des dritten Aufzugs.

Die in der Thalia erschienenen Stücke müssen schon im Sommer fertig gewesen sein und der Dichter schon den Plan

*) In dieser fehlt V. 1 „O“, 2 stand „der Worte“ 3 „Zersplittern“ und „Seele sich im Schalle“, 4 „Verkörpern“.

zu einer Verkürzung des Vollendeten und zu einem wirklichen Theaterstücke gefaßt haben. Dies ergibt sich aus einem Briefe Schillers an den berühmten Schauspieler Schröder, welcher eben wieder die Leitung der hamburger Bühne übernommen hatte. Diesem, der sich gegen den mannheimer Schauspieler Beck günstig über ihn ausgesprochen, schrieb er am 12. September, sein Enthusiasmus für das Drama, den er in Mannheim fast ganz verloren gehabt, beginne wieder in ihm aufzuleben. „Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben, aber es gibt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber überspringt. Von diesen Grenzen wünschte ich freigesprochen zu werden und darum ist der Gedanke mir um so willkommener, durch eine genauere Verbindung mit Ihnen ein Ideal zu realisiren, das ich ohne Sie ganz verloren geben muß. Wenn ich mir schmeicheln kann, daß Sie mir hierzu die Hände bieten wollen, so sollen alle meine Stücke für Ihre Bühne bestimmt sein, und ich werde sie unter dieser Aufsicht mit um so größerer Begeisterung schreiben. Mein Dom Karlos, der zu Ende dieses Jahres fertig wird, ist einer theatralischen Ausführung fähig, und ich bin gegenwärtig schon beschäftigt, ihm diese Gestalt zu geben. Beck schreibt mir, daß die Fragmente Sie einigermaßen interessiren. Daraus erlaube ich mir zu schließen, daß die Fortsetzung dieses Stückes Ihnen vielleicht (von Seiten der Darstellung und des theatralischen Interesses) noch willkommener sein werde. Wenn Sie glauben, daß Dom Karlos ihrer Bühne anstehn könnte, so bitte ich mir einige Nachricht deswegen aus.

Unendlich erwünscht würde es mir sein, wenn ich auf diese Art meinen kühnen Entwurf damit ausführen könnte. Ein anderes Stück, das ich schon Jahre lang im Kopfe getragen, wird zu Anfang des nächsten Jahres fertig sein." E. Devrient berichtet*), Reinecke, der Regisseur der bondinischen in Leipzig und Dresden spielenden Truppe, habe den Dichter bewogen, das Stück bühnengerecht zu machen, und deshalb in Prosa umzusetzen. Aber diese Einwirkung scheint erst später zu fallen. Höchst wahrscheinlich hatte der Antheil, den die Ausführung seines Posa in Schiller hervorrief, ihm den Wunsch eingegeben, das Stück nicht als bloßes Buchdrama erscheinen zu lassen, sondern es auch auf die Bühne zu bringen. Auch trieb ihn das Verlangen, seine Schulden, besonders die ihn sehr drückenden an Frau von Wolzogen, durch die von den Bühnen zu erhaltenden Gelder zu bezahlen. Am 23. September verspricht er Frau von Wolzogen auf Ostern zuverlässig Geld. Aus Schillers Brief vom 1. August 1787 an dieselbe könnte man freilich schließen, daß er schon damals, als er sie auf eine Zahlung zu Ostern vertröstete, mit den Theaterunternehmern Döbbelin und Großmann wegen des Verkaufs seines Karlos in Verbindung gestanden: aber leider sind Schillers briefliche Meldungen in dieser Beziehung nicht zuverlässig, wie es sich z. B. als unwahr ergibt, daß Großmann ihm den Karlos schon abgekauft gehabt, da dieser vielmehr auf seine erst im April 1787 gestellte Forderung nicht einging. Als er Geld auf Ostern versprach, konnte er nur an das Honorar von Schröder denken; er erwähnt dies nicht, da er dasselbe für seinen Aufenthalt in Weimar brauchte. Der Gedanke an eine prosaische

*) Geschichte der deutschen Schauspielkunst III, 89.

Bearbeitung für andere Bühnen scheint ihm damals noch gar nicht gekommen zu sein.

Betrachten wir zunächst die in der Thalia abgedruckten Stücke des Karlos von II, 1—III, 9, deren Dichtung in die Zeit vom April 1785 bis zum Sommer 1786 fällt. Im zweiten Aufzug entwickelt sich auf glückliche Weise die gegen den Prinzen gerichtete Verschwörung. Obgleich Karlos die mit so leidenschaftlichem Ungestüme vom Könige verlangte Sendung nach Flandern nicht erhält, wirkt doch die Stimme der Natur so weit auf den schrecklich gegen ihn erbitterten Vater, daß er in Zukunft seinen Sohn sich näher treten lassen will; aber gerade diese scheinbar günstige Wendung trägt zu dessen Verderben bei, da Alba, den er seinen Haß und seine Verachtung so scharf hat fühlen lassen, jetzt um so eifriger wider ihn wirkt. Mit ihm verbindet sich Domingo, den der Prinz schon im ersten Aufzug durch seine bittere Abfertigung sich zum unversöhnlichsten Feinde gemacht hat. Die dritte Feindin erweckt sich Karlos erst in unserm Aufzuge in der Prinzessin Eboli, deren glühende Liebe er durch die sie verletzende Zurückweisung in den giftigsten Haß verwandelt. Der Dichter hat sich die glückliche Abweichung von der zu Grunde liegenden Erzählung erlaubt, daß er sie nicht zur Gattin des Ruy Gomez, Prinzen von Silva, macht, sondern sie von diesem „frechen Günstling des Monarchen", den sie von Herzen haßt, umwerben und sie vom Könige diesem bestimmen läßt. Zugleich änderte er St. Réals Erzählung, nach welcher die Eboli, ehe sie Karlos in ihre Netze zu ziehen suchte, Philipp selbst ihrer Liebe dienstbar zu machen sich vergebens bemüht hatte, in das gerade Gegentheil: Philipp brennt vor schnöder Gier, sie für seine Lüste zu gewinnen, und bedient sich zu diesem Zwecke seines Beicht=

vaters. Man könnte vermuthen, dabei schwebe Merciers Darstellung vor, wonach Philipp ungeachtet seines Eifers für die Lehren der katholischen Religion verschiedene Maitressen gehabt und seine ganze Freigebigkeit zwischen diese und die Klöster getheilt. Aber Schiller scheint vielmehr St. Réals Erzählung umgestaltet zu haben, wonach der König nach dem Tode des Dom Karlos in Liebe zu ihr entbrannte, und diese ihm zu Willen war. Dadurch, daß die Eboli ihm unwillkürlich die wilde Lust des Königs gegen sie verräth, wird Karlos wider diesen noch erbitterter, und seine eigene Liebe zur Königin scheint ihm nun berechtigt. Diese unerlaubte Liebe, welche die gegen ihn verbündeten Feinde, jeder aus einem andern Grunde, zu errathen glauben, diese ist es, durch welche sie den Prinzen zu stürzen suchen, und wie sehr sie zu einem solchen Glauben berechtigt sind, hat uns die Darstellung der schrecklichen Eifersucht des Königs im ersten Aufzuge verrathen. Die Eboli erklärt sich bereit, sich dem Könige hinzugeben und nach Briefen des Prinzen in der Chatulle der Königin zu suchen. Die schreckliche Gewißheit, daß es ihnen auf diese Weise gelingen müsse, den Prinzen zu stürzen, sprechen Domingo und Alba am Schlusse aus, und wir müssen das Schlimmste für den seinem Verderben entgegeneilenden Karlos fürchten, dem allein der Marquis als schützender Freund zur Seite steht. In der Ausführung zeigt sich die schrankenlose Gewalt der Einbildungskraft über den Dichter, und die rücksichtslose Schärfe der Darstellung ist gegen den ersten Aufzug kaum irgend gemäßigt; in wilder Gewalt ergießt sich der reiche Strom seiner alles fortreißenden dichterischen Gestaltung. Nicht ausgeführt war nur der erste Auftritt, in welchem der Großinquisitor

Spinola*) dem König über die dem Prinzen bei dem Autodafé entfahrenen zweideutigen Ausrufe und Drohungen gegen die Inquisition berichten, Philipp den heiligen Vätern die Aufsicht über die Religionsmeinungen seines Sohnes auftragen, Graf Lerma die Bitte des Prinzen um eine außerordentliche Audienz beim Könige anbringen und dieser unter der gespannten Erwartung seiner Gegner sie bewilligen sollte. Am Schlusse des zweiten Aufzugs stand in der Thalia folgende Anmerkung: „Es wird kaum mehr nöthig sein zu bemerken, daß der Dom Karlos kein Theaterstück werden kann. Der Verfasser hat sich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überschreiten, und wird also nach jenem Maßstab auch nicht beurtheilt werden. Die dramatische Einkleidung ist von einem weit allgemeinern Umfang als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. Die Regeln der Gattung entstunden aus ihren ersten Mustern. Derjenige, welcher sich der dramatischen Form zuerst bediente, verband sie mit theatralischer Strenge: aber was macht diesen ersten Gebrauch zum Gesetz für die Dichtkunst? Dem Dichter kömmt es darauf an, die höchste Wirkung die er sich denken kann, zu erreichen. Liegt diese innerhalb der Gattung, so ist relative und absolute Vollkommenheit eins: aber wäre eine von diesen der andern aufzu-

---

*) So schreibt Schiller falsch nach der Uebersetzung St. Réals; in der Urschrift heißt er richtig Spinosa (eigentlich Espinosa). Auch Mercier hat Spinola. Watson berichtet, wie dem Autodafé zu Vallhaolid Philipp nebst Sohn und Schwester beigewohnt, und der König zum Zeichen, daß er den Glauben vertheidigen wolle, sein Schwert gezogen und die Verfolgung aller Ketzer dem Großinquisitor eidlich gelobt habe.

opfern, so möchte die Gattung wahrscheinlich das kleinere Opfer sein. Dom Karlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause." Als Schiller diese Worte schrieb, bei denen wohl Aeußerungen aus Merciers Vorrede vorschwebten (vgl. S. 53), scheint er an eine Ausführung für die Bühne noch nicht gedacht zu haben.

Im dritten Aufzuge theilt Karlos dem Marquis, dem er am frühesten Morgen im Karthäuserkloster ein Stelldichein gegeben hat, seinen in unbesonnener Leidenschaft gefaßten Plan mit; er hatte sich vorgesetzt, durch die Mittheilung der Untreue des Königs die Königin von ihren Verpflichtungen gegen diesen frei zu machen und dadurch seine Verbindung mit ihr zu ermöglichen. Dieser bringt ihn glücklich davon ab und entflammt ihn von neuem zu dem edlen Entschlusse, Flandern zu retten. Vielleicht schon morgen hofft er ihm dazu verhelfen zu können. Unmittelbar darauf folgt ein Selbstgespräch des Königs. Die Anklage der Königin durch die Eboli, welche sich ihm preisgegeben, hat ihn mit fürchterlichster Eifersucht erfüllt, aber die heuchlerisch niederträchtigen Versuche Albas und Domingos, die Seele Philipps noch mehr zu vergiften, haben den entgegengesetzten Erfolg, sie lassen Philipp einen Blick in die gleißnerische Abscheulichkeit der gegen den Prinzen und die Königin Verschworenen thun und erregen seinen schlimmsten Verdacht gegen diese; er fühlt sich jetzt ganz einsam und rathlos und so bittet er die Vorsehung, ihm einen guten Menschen zu senden, der ihm die Wahrheit finden helfe. Als er deshalb in seiner Schreibtafel die Namen derjenigen aufsucht, die sich um ihn verdient gemacht*), fällt ihm

*) Bei Watson fand Schiller, daß Philipp ein Verzeichniß seiner Beamten besaß, worin alle ihre Laster und Fehler, sowie ihre Tugenden und Vorzüge bemerkt waren.

der eines Marquis Posa auf, dessen er sich gar nicht mehr erinnert; daß dieser sich dem Hofe und seiner Gunst entzogen, erweckt sein besonderes Vertrauen. Im Audienzsaale läßt der Dichter zunächst, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Höflingen, die den Unglücklichen verlassen, den Edelmuth des Prinzen und den Untergang der spanischen Armada unter dem Herzog von Medina Sidonia zwanzig Jahre früher eintreten läßt als in der wirklichen Geschichte. Gegen Karlos bezeigt sich der König ungnädig, er läßt ihn unbeachtet; denn der Stachel des Mißtrauens steckt noch in ihm. Die ausgeführten Szenen brechen ab, ehe der König nach Marquis Posa fragt und dem Alba befiehlt, diesen nach der Messe in sein Kabinet zu bringen. Als der Dichter bis hierher gekommen war, dürfte er einige Zeit in der Weiterführung gestockt und ihm, ehe er sich zu der schwierigen Fortsetzung ermuthigt hatte, der Gedanke gekommen sein, nun doch aus dem Ganzen mit Verkürzung und Beschränkung der etwas wild ausschweifenden vollendeten Szenen ein wirkliches Theaterstück zu machen. Schiller hatte Recht, wenn er ein paar Jahre später im ersten Brief über sein Stück sagt, während der Zeit seiner Ausarbeitung, die unter manchen Unterbrechungen erfolgt sei, habe sich in ihm selbst manches geändert, was auch seinen Einfluß auf das Stück selbst habe üben müssen. Karlos selbst sei in seiner Gunst gefallen; vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil er ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen gewesen, und aus der entgegengesetzten Ursache habe der Marquis seinen Platz eingenommen. So habe er denn seinen zwei letzten Akten ein ganz anderes Herz entgegengebracht Aber der Antheil, den er an Karlos nahm, hatte wohl schon nach der großen Szene mit Philipp seinen Gipfelpunkt erreicht, und das leidenschaftliche

Intriguenspiel zog ihn an. Als auch dieses seinen Hauptreiz verloren hatte, fesselte ihn die Darstellung des von seiner wüthenden Eifersucht hingerissenen Philipp und des heuchlerischen gegen ihn geschmiedeten Komplots. Aber weit mehr ergriff ihn die hochherzige Aufopferung des im höchsten Glanze begeisterter Freiheitsliebe erstrahlenden Marquis Posa, der nun seine ganze Theilnahme an sich riß. Dazu war es freilich nöthig, daß diesem eine neue Unterlage gegeben und Heldenthaten seiner Jugendjahre ersonnen wurden, deren bei der frühern Schilderung seiner Person gar nicht gedacht war; denn die Art, wie Karlos und die Königin in der ersten Bearbeitung von ihm sprechen, schließen diese geradezu aus.

Mit der Fortsetzung des Karlos scheint es sehr gestockt zu haben, dem Dichter nur hier und da einiges gelungen zu sein, da er sich an solche Stellen machte, die ihn besonders anmutheten. Aus der Vergleichung der noch vorhandenen prosaischen Bearbeitung des Stückes mit der jambischen ergibt sich, daß der Schluß in jener vom Ende des dritten Aufzugs an früher war als in dieser. Der Wunsch des Schauspielers Reinecke scheint ihn zuerst bestimmt zu haben, das Stück vorab prosaisch für die Bühne zu behandeln und ihm einen theatralischen Schluß zu geben, wodurch er freilich die so hoch angelegte Dichtung herabwürdigte, aber die Aussicht auf die Bühnenhonorare verlockte den bedrängten Dichter. Auch mit Döbbelin in Berlin hatte er deshalb angeknüpft. In dem Briefe an Frau von Wolzogen vom 1. August 1787 schreibt er, Döbbelin habe ihm seinen Karlos schon abgekauft gehabt, aber später abgeschrieben, weil er die Direktion des berliner Theaters an seinen Feind Engel verloren habe. Engel hatte im Dezember 1786 die Oberdirektion

des berliner Nationaltheaters erhalten, bei welchem Döbbelin einstweilen nur als Regisseur blieb. Am 30. Dezember meldet Schiller seinem schon seit vierzehn Tagen von ihm getrennten Freunde Körner, er stehe noch immer in der letzten Szene des Marquis mit der Königin, die er kenne (jetzt IV, 21). „Jetzt fängt es an interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht tief, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit, sie abzuwarten, wissentlich muß ich mich übereilen. Dein Herz wird kalt bleiben, wo du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist alles." Daß hier von der Bearbeitung für den Druck die Rede ist, kann nach Körners Erwiderung vom folgenden 2. Januar nicht zweifelhaft sein; denn dieser fordert ihn auf, nur nicht wissentlich zu übereilen „für lumpige hundert Thaler, die er zur Messe mehr bekomme". Doch daraus folgt nicht, daß der Dichter die jambische Bearbeitung schon ohne alle Lücken bis dahin vollendet hatte, und die prosaische Bearbeitung noch nicht weiter gediehen war. Freilich aus dem Briefe an Schröder vom 18. Dezember sollte man schließen, die jambische Bearbeitung sei dem Schlusse nahe und die prosaische noch gar nicht begonnen, aber den Schauspieldirektoren gegenüber war Schiller nicht ganz offenherzig, und er scheint erwartet zu haben, Schröder werde sich für die prosaische Fassung entscheiden, die er eben rascher liefern konnte; auch glaubte er, die jambische Ausführung, die zur Ostermesse gedruckt sein sollte, würde ihm, wenn die prosaische Ausarbeitung erst

fertig vorläge, nicht so viele Zeit kosten. Auf den Januar*), schreibt er an Schröder, werde Karlos fertig sein, so daß er ihn spätestens in sechs Wochen erhalten könne. Aber zugleich fragt er an, ob er nicht das Stück für seine Bühne in Prosa verwandeln müsse, weil doch immer zu besorgen sei, daß die untergeordneten Schauspieler Jamben schief deklamirten, da unter 12 bis 15 Personen nicht alle Meister sein könnten. Die Mühe, welche ihm dies mache, werde ihm deshalb angenehm sein, weil sie ihm den Erfolg sichere. Bis zum April versprach er Schröder auch noch den Menschenfeind. Dieser entschied sich indessen für die jambische Bearbeitung. An Koch, Theaterdirektor in Riga, welcher im Februar 1787 in Dresden war, verkaufte Schiller die prosaische Bearbeitung, die wohl nur noch einer Durchsicht bedurfte, für 100 Thaler. Damals hatte ihn ein leidenschaftliches Verhältniß zu Henriette von Arnim ergriffen, das leider auch seine dichterische Kraft lähmte, so daß er zu einer raschen Förderung des zweiten Theiles der Dichtung, die der Buchhändler Göschen zur Ostermesse versprochen hatte, nicht gelangen konnte. Als anfangs April der Schauspieldirektor Großmann in Frankfurt am Main, der bei dem Brande des dortigen Theaters fast alles verloren hatte, seinen Karlos verlangte, erwiderte ihm Schiller (am 5): „Sie sollen ihn haben. Was ein abgebrannter Mann von einem nie aufgebauten fordern kann, soll die Bedingung sein. Die Edition ist zwiefach fürs Theater entworfen; eine in Jamben, die andere in Prosa. Welche verlangen Sie? Der Dom Karlos, den ich drucken lasse, wird 26 Bogen stark, aber die theatralische, der nie gedruckt werden

*) „Auf den Sommer" ist offenbarer Lesefehler des Herausgebers.

wird, wird den Umfang des Fiesko haben. Bondini**) und Koch aus Riga haben mir 100 Thaler dafür bezahlt. 12 Dukaten ist es, was ich unter Ihnen und mir für billig halte. Wollen Sie das Stück um diesen Preis, so gebe ich es morgenden Tags, nachdem ich Ihren Entschluß weiß, zum Abschreiben. Vielleicht überrascht Sie diese Bearbeitung; denn sie ist das Beste, was ich in Rücksicht theatralischer Wirkung (ohne Hülfe von Spektakel und Operndekoration) hervorgebracht habe. Schicken Sie mit nächster Post Ihre Entschließungen. Vierzehn Tage nach Empfang ihrer Antwort kann der Karlos in Ihren Händen sein."

Körner trieb ihn, da die Liebe zu Henrietten die Dichtung und alle Lust des Lebens ins Stocken brachte, von Dresden, das die Familie der Geliebten auf einige Zeit verlassen hatte, nach dem in einem romantischen Thale liegenden Städtchen Tharand, zwei Meilen von Dresden. Der Freund selbst brachte ihn am 17. April dahin. Bei seiner Entfernung ließ er die beiden ersten Aufzüge in der verkürzten Gestalt, die er ihnen jetzt gegeben hatte, zum Druck zurück. Schon am folgenden Tage trat böses Wetter ein, das den Dichter, der „sein Herz hier unter freiem Himmel und in schönen Gegenden zu erheitern" gehofft hatte, ungemüthlich in sein Zimmer einsperrte. „Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thüren und Fenster ein", schreibt er am 20. „Gearbeitet habe ich doch. Wie? Danauf kommt's nicht an.... Ich stehe alle Morgen um halb 6, auch 5 Uhr auf,

---

*) Pasquale Bondini war Direktor der kursächsischen Theatergesellschaft, welche im Winter zu Dresden, zur Zeit der beiden Hauptmessen in Leipzig, während des Sommers in Prag spielte.

weil ich nicht länger schlafen kann, aber arbeiten kann ich nichts vor 8 Uhr." Zwei Tage später hören wir, heute sei der erste erträgliche Tag gewesen; die Bewegung auf den Bergen, die er sich gemacht, habe er auch äußerst nothwendig gehabt, da sein Unterleib leide. „Meine bisherigen Arbeiten forderten auch diese feinere Stimmung nicht. Es war mehr Ordnen von Bruchstücken und Uebersetzen meiner Prosa in Jamben. Eine einzige schöne Frühlingswoche muß nun alles thun. Uebrigens siehst du ein, daß ich viele glückliche Ideen, manche Forderungen meines bessern Gefühls wegen der erstaunlichen Eile abweisen muß — und auch gut, daß es so ist. Der Karlos ist bereits überladen, und diese andern Keime sollen mir schrecklich (herrlich?) aufgehn in den Zeiten reifender Vollendung." Noch an demselben Tage berichtet er in einem andern Briefe, sein Stück sei für Mannheim angenommen. Von Dalberg war die Bearbeitung in Versen angekauft worden; hatte dieser ja seinen in fünffüßigen Jamben geschriebenen „Mönch von Carmel" schon im vorigen Dezember aufführen lassen. „Viel Kluges erwartet bis jetzt nicht vor meinem Fleiße", heißt es in demselben Briefe. „Der Wille ist gut, aber Wind und Wetter kämpfen dagegen." Ein paar Tage später schickt er Körner sein Stück; am folgenden Morgen solle Manuskript für Göschen folgen. „Sein Stück" kann hier nur die Prosabearbeitung sein, die er wohl noch einmal durchgesehen hatte, ehe Körner eine dreifache Abschrift für die Theater machen sollte, dagegen ist „das Manuscript für Göschen" die Fortsetzung der Handschrift für den Druck. Das ergibt sich aus der Aeußerung eines ein paar Tage spätern Briefes, den er nach Empfang der vier ersten Aushängebogen

schrieb: „Du wirst heute Manuscript von Karlos erwarten*), aber du findest es nicht. Da mir Göschen nur fünf Bogen schickt, worunter noch sogar eine Korrectur (ein noch nicht abgedruckter Bogen) ist, so hat er noch für 13 Bogen Manuskript vorräthig, und ich bin nicht pressirt. Ich werde noch eine Szene dazu fertig machen, wo nicht den ganzen Akt vollenden." Diese Aeußerung ist dahin zu verstehn, daß er weiteres Manuscript erst schicken will, wenn er zu dem, was er schon als Fortsetzung des dritten Aufzugs ausgeführt hat, noch eine Szene gedichtet hat, ja vielleicht erst nach Vollendung des ganzen dritten Aufzugs. Mit der Dichtung wollte es eben nicht recht vorwärts; die Spannung in welche ihn sein leidenschaftliches Verhältniß zu Henrietten setzte, raubte ihm die nöthige Sammlung. In demselben Briefe erklärt er sich sehr unzufrieden mit dem weit unter seiner Erwartung gebliebenen Drucke. Körner ließ indessen die Abschriften der prosaischen Bearbeitung besorgen. Am 2. Mai klagt dieser, jeden Tag habe er Briefe und Manuskript (für Göschen) erwartet. Da die Vollendung des Druckes, wahrscheinlich durch Schuld des Dichters, der nicht fertig werden konnte, sich verzögerte, so entschloß sich Göschen, zunächst die erste Abtheilung des Stückes für sich in den Buchhandel zu geben, die zweite nebst Kupfer und Titel sollte in vierzehn Tagen folgen. Gegen Mitte Mai scheint Schiller nach Dresden zurückgekehrt, die Vollendung des Stückes am Ende des Monats gelungen zu sein, nachdem er sein unglückliches Verhältniß zu Henrietten, in Folge der Zusprache Körners, gelöst hatte, und gerade diese Befreiung von seiner

*) Tags vorher, wo er in Gesellschaft war, hatte er geschrieben, morgen werde er antworten und Manuskript schicken.

leidenschaftlichen Spannung dürfte der Förderung der Dichtung zu Gute gekommen sein, welcher er sich jetzt ganz, nicht ohne schmerzliche Aufregung, widmen konnte. Und nun ging er auch sofort an die Verkürzung seines Stückes für Schröder; die Abschriften der prosaischen Bearbeitung lagen bereits vor.

Am 1. Juli ersuchte er Koch um die Adresse in Berlin, unter welcher er ihm sein Stück senden solle; als er sich von ihm getrennt, habe ihm ein Mädchen, das er selbst gesehen habe, den Kopf so warm gemacht, daß er nach dieser zu fragen vergessen. Den 13. sandte er die Theaterbearbeitung an Schröder; er hatte an drittehalbtausend Verse von 6284 des Ganzen gestrichen. „Die Umstände, welche diesmal den Karlos verzögerten", schreibt er diesem, „kommen zum Glück nicht so gar oft wieder, und wenn sie kommen, so kommen sie doch nicht zugleich. Eine Abhaltung, und die stärkste, könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu nothwendigern Dingen. Achtundzwanzig gedruckte Bogen*) auf so viel, als Sie hier erhalten, zu reduziren war so leicht nicht. Vollends, wenn ich gewissen Rollen wenig abschneiden wollte, wie z. B. beim Philipp**) geschehen ist. Ich habe mich bei den andern Theatereditionen, die zum Theil schon verschickt sind, so ungeschickt als möglich aus der Schlinge gezogen, aber was ich für Sie machte, sollte reif und gedacht sein; darum verschob ich Ihren Karlos bis zuletzt. Halten Sie das nicht für einen Krämergriff, Ihnen

*) Der achtundzwanzigste Bogen schloß kurz vor dem Ende von V, 3. Die erste Ausgabe des Karlos enthielt mehr als 31 Druckbogen. Der Druck war damals noch nicht beendet.

**) Den Schröder spielen wollte.

meine Waare anzupreisen: es ist mein Ernst, und ich will Sie dadurch von nichts als von meiner herzlich guten Meinung versichern. ... Ich weiß nicht zu bestimmen, wie weit in Hamburg die Toleranz geht, ob z. B. ein Auftritt des Königs mit dem Großinquisitor stattfinden kann. Wenn Sie ihn gelesen haben, werden Sie finden, wie viel mit ihm für das Stück verloren sein würde. Weil ich es aber nicht aufs Ungewisse wagen wollte, so habe ich diesen Auftritt so angebracht, daß er, ohne dem Zusammenhang Schaden zu thun, wegbleiben kann. Was also zwischen * eingeschlossen ist, kann auf den schlimmsten Fall weggelassen werden. Wenn nur Kleidung und Name Schwierigkeiten machten, so verändern Sie beides nach Gutdünken. Gerne geb' ich der Schwachheit diese Nebensachen preis, wenn mir meine Contrebande dadurch erleichtert wird. ... Sollte das Stück in seiner jetzigen Gestalt noch zu lange spielen, so habe ich gleichfalls mit rother Kreide diejenigen Stellen bezeichnet, die ich lieber als andere aufopfere und dem Stücke selbst für entbehrlich halte. Sie treffen meist deklamatorische, die ohnehin oft die Kunst des Schauspielers und die Geduld des Publikums in Verlegenheit setzen." Zum Marquis möge er den besten Liebhaber wählen, wenn dieser der ältere scheine, zum Karlos den, der mehr Genie als Kultur, mehr Leidenschaft als Welt habe; im schlimmsten Falle müsse er selbst statt des Philipp den Marquis übernehmen. „Seien Sie durch Ihre Fürsorge und Ihre Winke allgegenwärtig, und flößen Sie, Ihnen und mir zu Liebe, einen esprit de corps unter Ihre Menschen, den Karlos ganz darzustellen. Brüten Sie darüber, wie Fiesko sagt, mit Monarchenkraft!" Schröder übersandte, wie Schiller gewünscht hatte, das Honorar für das von ihm mit Beifall aufgenommene

Stück*), ohne sich eingehender darüber auszusprechen. Den Großinquisitor müsse er weglassen, schreibt er, schon weil er dazu keinen passenden Schauspieler habe. Aber Schiller meinte, dazu könne er, da dieser fast gar keine Mimik haben dürfe, seine ganze Sache nur Deklamation, deutliche starke Vorlegung des Textes sei, leicht auch einen nur mittelmäßigen Schauspieler zustutzen. Gegen Schröders Anstoß an der Erscheinung des Prinzen als Gespenst bemerkte er, der abenteuerliche spanische Muth, der Geist der Liebesintrigue und noch mehr die anschauliche dringende Noth entschuldige sie, mache sie begreiflich, und man komme dadurch über gewisse Skrupel weg. Sollte man aber glauben, die Heftigkeit der Erwartung reiße den Zuschauer nicht darüber hinweg, so könne man sie freilich weglassen. Lerma erschiene dann sogleich nach der heftigen Szene mit dem Könige, so daß IV, 6 wegfiele, oder man könnte auch noch IV, 7 streichen, was sehr schade wäre, da diese bei einem guten Lerma sehr rühren müsse. Auch bemerkte Schiller, es liege in den Gesetzen unserer Seele und werde durch die Erfahrung bestätigt, daß Stücke, in welchen große, heftige Affekte spielen, schöner, ruhig und still als rasch und reißend schlössen. Auch nach Mannheim und nach Gotha an Gotter wurde die jambische Theaterbearbeitung geschickt.

Ueber die neuerdings aufgefundene schrödersche Handschrift verdanken wir die erste Kunde der Ausgabe Vollmers von 1880 S. LV—LVIII. Sie ist von drei verschiedenen Abschreibern, wahrscheinlich nach Schillers Entwurf, gemacht. Einzelne Blätter sind jetzt ausgeschnitten. Der Schluß ist abgekürzt. Die an Dalberg gesandte Bearbeitung ist bisher noch nicht aufgetaucht, aber sie

*) Er gab für den Karlos und die offene Fehde von Schillers Freund Huber zusammen 21 Louisd'or.

liegt zum größten Theile dem mannheimer Souffleurbuche zu Grunde. Diese Handschrift hatte Dalberg voll freiherrlicher Willkür nach der ihm übersandten Bearbeitung mit Benutzung der Thaliaszenen, der Druckausgabe und eigener Lappen anfertigen lassen. Dieser so entstandene Text ist im Laufe der Zeit „oft durch Ausstreichen, Ueberschreiben, Zukleben, Beschreiben der übergeklebten Streifen, Wiederausstreichen des Aufgeschriebenen, Herstellung des alten Textes u. dgl. fast bis zur Unleserlichkeit entstellt"; einzelne spätere Eintragungen entsprechen ganz der schröderschen Handschrift, wonach dem, welcher sie machte, noch die von Schiller an Dalberg gesandte Handschrift vorgelegen haben muß. Das mannheimer Souffleurbuch stimmt in dem ursprünglichen Texte meist mit der schröderschen; bald hat die eine, bald die andere einige Verse mehr. Genaueres findet man bei Vollmer a. a. O. S. XXIV—LV, der auch die völlige Kritiklosigkeit der Mittheilungen von Arnold Schlönbach in dem 1860 zu Dresden erschienenen „Schillerbuch" ins Licht setzt. Die Prosabearbeitung liegt in zwei verschiedenen Redaktionen (den an Bondini und an Koch gelieferten Handschriften) uns vor, deren Hauptunterschied darin besteht, daß in der einen Domingo beibehalten ist, in der andern an dessen Stelle der bei St. Réal vorkommende Staatssekretär Perez getreten ist. In beiden fehlt der Großinquisitor und Karlos ersticht sich, als er von Philipp bei der Königin überrascht wird, indem er die Unschuld seiner Mutter betheuert. Die Abweichungen beider hat Sauppe in Goedekes „historischer-kritischer" Ausgabe mitgetheilt, auch die Vergleichung einer dritten Handschrift. Die bondinische hatte schon Dr. J. Albrecht im Jahre 1808 abdrucken lassen.

Gleich nach dem Erscheinen des Karlos siedelte der Dichter

nach Weimar über, wo er die verschiedensten Urtheile über Karlos vernahm. Wieland, der doch über den ersten Aufzug in der Thalia an den Herzog Karl August berichtet hatte, wollte mit dem Stücke noch ganz unbekannt sein; er ließ sich gleich ein Exemplar desselben vom Dichter schicken, um es mit ihm zu lesen und ihm seine Meinung darüber im einzelnen zu sagen. Im Gasthofe fand er Gotter von Gotha, von dem er mit Verwunderung hörte, daß die Szene des Königs mit Karlos nach dem Tode des Marquis, nach ihr die Gefangennehmung des Prinzen bei der Eboli die beste sei. Die Szene zwischen dem König und dem Marquis fand er nach Philipps Charakter unmöglich; in der des Marquis mit der Königin verdroß es ihn, daß diese jenen um seines Opfers willen tadle, wobei es sich zeigte, daß er die wahre Ursache davon*) gar nicht erkannt hatte; aber auch diese verwarf er. Dagegen erfreute ihn die Wirkung des Stückes auf seine in Weimar wiedergefundene Freundin Charlotte von Kalb, die ihm einige Züge zu seiner Königin geliehen hatte.**) „Des Königs sogenannter Monolog [III, 5]"***), schreibt er an Körner, „hat auf sie erstaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich auf sie gleichsam berechnet habe, wovon ich dir gesagt, erreichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Szene mit dem König [III, 10] that viel auf sie, aber alles faßte sie nicht beim ersten Lesen. Auf sie wirkte die schönburgsche Szene [VI,

*) Daß er nur an sich allein gedacht habe, nicht an ihren eigenen Verlust dabei.

**) Dies berichtet Frau von Wolzogen nach Schillers eigener Aeußerung.

***) Ich verstehe nicht, wie Vorberger diese Bezeichnung auf den Anfang von V, 9 beziehen kann.

21]*) recht sehr, aber auch sie verstand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derselben wollte.“ Bald darauf erfuhr Schiller von Gotter, daß dieser, der damals bei der Herzogin Mutter in höchster Gunst stand, derselben zu Tiefurt sein Stück nach der für Gotha gelieferten „jambischen Theateredition“ vorgelesen habe, wobei nur die erste Hälfte vor dem Einwirken des Marquis Eindruck gemacht, die zweite keinen oder einen widrigen. „Gotter behauptet mit Eifer“, schreibt Schiller, „daß diese zweite Hälfte und die ganze Aufopferungsgeschichte des Marquis durch Dunkelheit der Exposition, durch das geschwächte Interesse an Karlos und dergleichen ganz verloren ginge. Urtheile aus diesem Pröbchen, was ich mir von dem übrigen Publikum versprechen darf. Daran wurde nicht gedacht, daß die Rolle des Marquis durch die Kunst der Darstellung allenfalls eine Uebertretung der Wahrscheinlichkeit entschuldigte. Man fand dieses Menschen Kühnheit in der Natur nicht gegründet, und also war alles, was dieser vermeinte Fehler hervorbrachte, mit dem Fehler verdammt. ... Gotter und Wieland haben sich, wie ich aus allem abnehmen kann, in manchen Fällen und Urtheilen darüber begegnet, und ich muß bei dem letztern auf die alltäglichsten Einwendungen gefaßt sein. ... Mein Urtheil über das Stück ist bestimmt, und weil ich meine Billigkeit fühle, so fürchte ich, daß Wieland bei dieser Gelegenheit in meiner Idee sinken wird.“ Auch an Herder gab Schiller ein Exemplar seines Karlos, mit der Bitte um sein Urtheil. Dieser, obgleich er ein begeisterter Verehrer des noch in Rom weilenden Goethe war, nahm am Dichter lebhaften

*) Wahrscheinlich hatte sie auf ihren gemeinsamen Freund Graf Schönburg in Dresden einen tiefen Eindruck gemacht. Beim „Ausgange“ denkt Schiller an das, was die letzte szenarische Bemerkung besagt.

Antheil, und vertheidigte ihn an der Tafel der Herzogin Mutter, da er aus seinen Aeußerungen eine bessere Meinung von ihm gewonnen hatte als früher von bloßem Hörensagen. Diese bessere Meinung bestätigte ihm auch der Anfang des Karlos, wie er an Frau van Kalb berichtete. Wieland gab im Septemberhefte des Merkur eine Anzeige des Stückes, in welcher Schiller einiges gut gesagt, Körner Geist und Feinheit, aber doch immer ängstliche Anhänglichkeit an ein ästhetisches System fand. Wieland zeigte dort den Karlos unmittelbar nach Goethes Schriften an. Dieser „dramatische Roman" sei eine außerordentliche Erscheinung an unserm literarischen Himmel, die außer vielem, was in einzelnen Stellen vortrefflich sei, und einem großen Reichthum an Bildern, Gedanken, Sentiments, Charakterzügen, die sich durch Erhabenheit, Energie, Delikatesse, Schönheit des Ausdrucks u. s. w. auszeichneten, vornehmlich auch dadurch interessant werde, weil sie uns von den Fortschritten des Verfassers und von dem, was sich unsere dramatische Muse in Zukunft von ihm zu versprechen habe, unterrichte und uns, so zu sagen, zu Zuschauern eines langen, muthvollen Kampfes seines Genius mit seinem Sujet machte, wo der Sieg vielleicht um so zweifelhafter scheinen möge, je schwerer ihn der Kämpfer sich selbst vorsätzlich gemacht habe. Don Karlos (denn so sollte der Name lauten) habe ihm den lebhaftesten Wunsch erregt, daß der gute Genius der deutschen Schaubühne Herrn Schiller endlich einmal den Willen eingebe, seinen eigenen den Gesetzen des Aristoteles und Horaz zu unterwerfen und uns mit einem Schauspiel zu beschenken, das jede Probe der Kritik aushalte, und worüber ein gewissenhafter Aristarch nicht ein ganzes Buch schreiben müßte, wofern er der Gefahr entgehn wollte, sowohl durch

Lob als Tadel alle Augenblicke entweder an der Kunst oder an dem Künstler eine Ungerechtigkeit zu begehn. Persönlich sagte Wieland dem Dichter viel Gedachtes und Schmeichelhaftes; das Drama sei sein Fach, nur müsse er weniger verschwenderisch in seinen Stücken sein, um sich nicht auszugeben; aus dem Karlos hätte er drei wichtige Stücke mnchen können. Auch von Herder hörte Schiller bald darauf viel Schönes und Geistvolles über sein Stück, das äußerst viel auf ihn gewirkt habe, doch fand auch er die drei ersten Aufzüge „mehr unis und mehr ausgearbeitet"; er wollte das Stück aber noch einmal lesen und ihm dann mehr darüber sagen.

Schon am 29. August wurde Dom Karlos in Jamben mit rauschendem Beifall in Hamburg aufgeführt und am andern Tage wiederholt. Schröder hatte die von Schiller angezeigten Verkürzungen angenommen, weil das Stück zu lang war. Neben Schröders Gattin als Königin und Zuccarini als Posa zeigte sich Schröder als Philipp in seiner vollen Größe. „Er blieb ebenso wahr als neu, ebenso richtig als einzig", schreibt Schröders Biograph; selbst Schillers reiche Einbildungskraft habe diesen Philipp, so menschlich veredelt, nur dunkel geahnt, nicht deutlich umfaßt. Devrient berichtet: „Die Schwierigkeit der neuen poetischen Sprache wurde freilich nicht überwunden, und die Haltung mancher Rolle in dem ungewohnten Tone verfehlt, aber durch die Lebendigkeit und natürliche Wärme, mit welcher die Darsteller der Hauptrollen ihre Charaktere, unbekümmert um ängstliche Beobachtung der poetischen Form, ergriffen und ausführten, wurde hier die Sympathie dem Gedichte gewonnen. ... Schröder vollendete diesen Triumph des natürlichen und charakteristischen Spieles durch seine Darstellung des Königs Phi=

lipp, worin er, ohne irgend eine rhetorische Prätension, durch die gewissenhafteste Mischung der Farben und Züge einen wahrhaft individuellen Charakter zu erschaffen verstand."

Die bondinische Truppe brachte den prosaischen Karlos am 14. September in Leipzig zur Aufführung, ohne aber damit großen Erfolg zu gewinnen, wenn es auch an Bravorufen nicht fehlte; nur Reinecke als Posa und Schillers Freundin Sophie Albrecht als Eboli waren tüchtige Darsteller, aber auch sie nicht ganz der Höhe ihrer Rollen gewachsen, besonders fehlte Reinecke der schwärmerische Schwung eines Posa. Philipp wurde auf eine grob unwürdige Weise von dem auch durch seine unedle Gestalt auffallenden Brückl entstellt, der sogar die Worte des Dichters durch gemeine Redeweisen verdarb, der Darsteller des Perez gar ausgelacht. Dieselbe Truppe, welche freilich schon am 2. November Reinecke durch den Tod verlor, spielte später den Karlos in Dresden und Prag. In Riga brachte ihn Koch auf die Bühne.

Erst am 6. April 1785 ließ Dalberg Karlos in Mannheim nach der von ihm willkürlich geänderten jambischen Bearbeitung aufführen. Iffland spielte den König, Frau Ritter die Königin, Beck den Karlos, Böck den Posa, Beil den Alba, Fräulein Rennschüb die Eboli, Rennschüb den zu einem Jesuiten gemachten, statt Perez wieder eingeführten Domingo. Auch Sbirren des heiligen Gerichtes hatte Dalberg auftreten lassen. Der erwartete Erfolg blieb aus. Schiller wurde durch seinen alten Freund Schwan über die Aufführung benachrichtigt; auch hatte ihm dieser die scharfe Beurtheilung im „Tagebuch der mannheimer Schaubühne" zugehn lassen. Der Dichter äußerte mit berechtigter Bitterkeit an Körner: „Dalberg setzt es (den Mangel an

Erfolg) in die verfehlte Einheit und in die Unverständlichkeit des Plans.*) Beck klagt die Chikane der Direktion und das äußerst schlechte Spiel gewisser Schauspieler an. Du wirst wissen, was aus beidem zu nehmen ist. Etwas mag freilich von außen bewirkt worden sein. So ließ Dalberg z. B. (ganz gegen mein Manuskript, und ich weiß gar nicht zu welchem Ende, oder woher er die Bravour hat?) den Domingo, den ich in einen Staatssecretär Perez verwandelte, als Jesuiten auftreten. Alles murmelte sich zu: „Pater Frank!"**), und dieser Umstand allein hätte dem Stücke in einer Stadt wie Mannheim den Hals brechen können, wenn ich nicht ebenso viele Gründe dazu in seiner innern Struktur fände. Iffland soll den König geheult, Beck den Marquis aber gut, vorzüglich gut gespielt haben.***) Die Königin habe niemand verstanden, weil die Schauspielerin leise und unvernehmlich gesprochen. Domingo soll ein Hanswurst gespielt haben. Mit Beck war man, und auch Dalberg, Schwan u. a. sehr zufrieden."

Schiller war überhaupe über die kalte Aufnahme seines Dom Karlos äußerst mißstimmt; für dieses Werk dreijähriger Anstrengung, äußerte er schon am 7. Januar 1788, sei er mit Unlust belohnt worden. An Schwan erwiderte er am 2. Mai:

---

*) In dem gleich anzuführenden Briefe an Schwan bemerkt er: „Herr von Dalberg hätte sich die Mühe ersparen können, mir sein Exercitium von Kritik aufzusagen, warum das Stück die erwartete Wirkung nicht hat."

**) Dieser war als Beichtvater des Kurfürsten seines verderblichen Einflusses wegen gehaßt.

***) Devrient sagt, Beck allein habe als Posa sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt, Iffland als Philipp, wie schon früher als Verrina, allzumerklich an die Grenzen seines Talents gestoßen, dem der tragische Ausdruck nicht natürlich gewesen sei.

„Aufrichtig zu sprechen, große Erwartungen habe ich mir überhaupt von keiner Vorstellung des Karlos gemacht, und ich weiß auch warum. Es ist mehr als billig, daß sich die theatralische Göttin für die wenige Galantrie, die mich beim Schreiben für sie beseelte, an mir gerächt hat. Indessen, wenn mein Karlos auch ein verfehltes Theaterstück ist, so halt' ich doch dafür, daß unser Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen sehn können. ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine Fehler aufwiegen soll. Ich glaube, erst alsdann, wenn man das Gute eines Dings eingesehen hat, ist man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu sprechen. Indessen höre ich, daß die zweite Vorstellung besser ausgefallen sei als die erste. Entweder rührt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kommt daher, daß das Publikum beim zweitenmal Dinge verstehn lernte, die es bei der ersten Vorstellung nicht verstand. Uebrigens kann niemand mehr überzeugt sein als ich, daß der Karlos, aus Ursachen sowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Spekulation für die Schaubühne ist. Schon allein seine Länge könnte ihn davon verbannen. Ich habe ihn wahrlich auch nicht aus Zuversichtlichkeit oder Eigensinn auf die Bühne genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher. Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle spielte, so war es darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute, um sein schlechtes Glück auf der Bühne niederzuwägen."*)

Schon damals waren in Wielands Merkur Schillers vier

---

*) Der von Röseler in „Westermanns Monatsheften" (Februar 1882) abgedruckte angebliche Brief Schillers ist unecht. Vgl. Schnorrs „Archiv" VI, 372 ff.

erste Briefe über den Karlos erschienen, mit denen er die „vielen Deklamationen" gegen das Stück von Seiten der Kunst her zu beschließen wünschte. Hier gibt er zunächst zu, daß er in dem ersten Akte andere Erwartungen erregt habe, als er in dem letzten erfüllt, und es ihm nicht gelungen sei, die zweite Hälfte des Karlos, zu der er ein ganz anderes Herz mitgebracht habe, der ersten, ein paar Jahre frühern, anzupassen; er habe sich zu lange mit dem Stücke getragen, da ein dramatisches Werk nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein könne und solle.*) Auch sei der Plan für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werkes zu weitläufig, wodurch er z. B. gezwungen gewesen, in einer einzigen Szene den Marquis das uneingeschränkteste Vertrauen Philipps davon tragen zu lassen.**) Dann kommt er auf den Charakter des Marquis, den man durchgängig für zu idealisch halte. Das Unnatürliche dieses Charakters könne man nur darin finden, daß zu Philipps Zeiten kein Mensch so gedacht habe, solche Gedanken nicht so leicht in Willen und That übergingen und eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz realisirt, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet

---

*) Wenn er sagt, „neue Ideen hätten die frühern verdrängt", so ist hier nicht von neuen philosophischen Anschauungen, sondern von reiferer Lebenserfahrung die Rede, die ihn mehr zu dem ältern Marquis als zu dem jugendlichen Liebhaber gezogen, aber doch hatte die Liebe eben in Dresden ihn leidenschaftlich ergriffen.

**) Auf diese Szene that er sich auch etwas zu Gute, als Wieland ihn auf die Fehler seines Karlos hinwies. Er möge versuchen, Posa mit einem König Philipp in einer Szene so weit kommen zu lassen, ohne seinen Weg einzuschlagen. Oder, fügte er hinzu, er möge die dreizehn Blätter starke Szene zwischen Karlos und der Eboli in französischem Geschmack schreiben lassen, und sehen, wer sie aushalte.

zu werden pflege. Nachdem er alle diese Gründe zu wiederlegen gesucht, tritt er den Beweis an, Posas Handeln gehe nicht von seiner Freundschaft für Karlos, sondern von seinem heroischen Entschlusse der Befreiung des unterdrückten Flanderns aus, er liebe diesen nur, insofern er in ihm seine feurig geliebte Menschheit schaue, dieser sein Ideal von Menschenglück verwirklichen, zunächst Flandern befreien solle.

Bald darauf las Schiller die Beurtheilung seines Karlos in der allgemeinen Literaturzeitung vom 10. und 11. Juni. Sie verrathe, schrieb er, nachdem er den Anfang gelesen, einen jungen Mann von vielem Feuer. Drei andere Rezensenten hatten, wie er vernahm, die Uebernahme des Karlos ausgeschlagen. Die dramatische Dichtkunst erscheine in diesem Werke in ihrem schönsten Lichte, bemerkte der Beurtheiler. An den drei ersten Aufzügen des Stückes, in welchem selbst die heftigste Leidenschaft zu einer angebeteten Schönen den ersten Platz der Freundschaft lassen müsse, rühmt er die sehr schöne Anlage und Durchführung. „Die Situation der Personen und ihre Charaktere entwickeln sich so natürlich, in einer ununterbrochenen Handlung, in der kein Umstand um des Lesers oder Zuschauers willen gewaltsamer Weise herbeigeführt wird. Kein falscher Schritt leitet etwa um einer Ueberraschung willen das Interesse irre. Die Handlung beruht auf den Leidenschaften der Hauptpersonen." Deshalb bliebe die Ausführung von Albas und Domingos Antheil an der Rache der Eboli besser weg, so daß dieser nur mit wenigen Worten erwähnt werde. Dagegen machte der Beurtheiler den beiden letzten Aufzügen, in denen sich freilich viel Schönes und Rührendes im einzelnen finde, den Vorwurf, die Handlung verwickle sich unerträglich, neue Auftritte häuften sich

so zahllos übereinander, daß sie fast nicht mehr bewegten, sondern betäubten. „Eine so verwickelte Intrigue, die, während dem alles geschieht, schlechterdings nicht zu fassen ist, und endlich dann nur einigermaßen verständlich wird, da Posa sich durch ihre Enträthselung bei seinem Freunde (in einer schönen Szene) rechtfertigt und die selbst mit Fleiß versteckt scheint, um den Zuschauer durch die unbegreifliche Verwirrung im vierten Aufzuge in die größeste Bewegung zu setzen, ist schon an sich höchst fehlerhaft im Trauerspiele, das in der Anlage nicht zu einfach sein kann, wenn es vollkommene Wirkung thun soll.“ Man erkenne hier Posa gar nicht wieder, welcher die einfache Größe seines Charakters verleugne, um ein abenteuerlicher Intriguant zu werden; auch müsse man mehr als einmal fragen, warum Posa so handle. Ganz unnöthig beschuldige er sich selbst einer schändlichen Absicht auf die Königin. Der Zuschauer könne nicht mit einem Märtyrer sympathisiren, der sich zudränge, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtyrerthums wegen sterbe. „Schon das ist widrig, daß Posa die mit der edelsten Schwärmerei geliebte Menschheit beschimpft, da er seinen eigenen Charakter preisgibt, indem er stirbt, nachdem er alles in die schrecklichste Verwirrung gesetzt. Wenn aber Karlos nach den Niederlanden auf jeden Fall entfliehen muß, warum geht Posa nicht mit, da er den König doch aufgeben muß, und für die Königin nichts mehr thun kann, nachdem er sie in Absicht des Verdachts eines Verständnisses mit dem Prinzen gerechtfertigt.“ Auch wird es als großer Fehler getadelt, daß wir zuletzt sehen, der König sei nur ein Werkzeug höherer Macht gewesen, der tief verborgene Plan der Hierarchie durch ihn ausgeführt worden; eine solche Idee müsse von Anfang an in die Handlung gewebt sein. Die Schilderung

der Charaktere findet der Beurtheiler vortrefflich. Posa könnte freilich zu idealisch scheinen, er sei aber nicht unnatürlich. In diesem göttlichen Menschen, der nur das Wohl seiner Nation denke und suche, gründe sich selbst die enthusiastische Liebe zum Prinzen auf die herrlichen Anlagen dieses trefflichen Jünglings in Beziehung auf seine künftige große Bestimmung. König Philipp sei ein ernsthafter Mann mit schwarzem Blute, der aber als Herrscher alles um sich her unglücklich mache. Der Haß gegen ihn löse sich auf in tiefes Mitleid mit ihm selbst, dem ersten Opfer seiner traurigen Größe, und diese Empfindung werde erhaben durch die wehmüthige Betrachtung, die sich überall aufdringe, die Menschheit leide nur deshalb so viel Elend, weil ihre Herrscher nicht besser seien als die meisten unter dem Volke. Albas Charakter widerspreche die Szene, in welcher er mit Domingo zur Eboli kommt, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, da er hier den Hofmann spiele. Schiller strich diese Szene später. Die Sprache sei bis auf wenige Flecken angemessen und schön; manchmal shakespearisire der Dichter, aber meist nur in den zwei letzten Aufzügen und weniger als in seinen frühern Stücken. Der Vers fließe leicht und natürlich. Für die Bühne müsse das Stück gekürzt werden, doch sei zu fürchten, daß man dabei, um möglichst viel Handlung beizubehalten, diese, die jetzt schon zu verwickelt sei, noch gedrängter und dadurch ganz unverständlich mache. In den drei ersten Aufzügen brauche nur weniges weggenommen zu werden, das Gute sei hier unverbesserlich. Könnte der Dichter die beiden andern durchgehends ihrer würdig machen, so werde das Drama eines der schönsten Meisterwerke unserer Literatur bilden.

Auch diese Beurtheilung hatte Schiller gelesen, als er im

Dezemberhefte des Merkur die acht letzten Briefe über sein Trauerspiel gab. Hier wird zuerst auch aus dem Verhalten des Marquis seit seiner Unterredung mit dem König der Beweis geführt, das letzte Ziel seiner Bestrebungen liege über den Prinzen hinaus, der ihm nur als Werkzeug zu einem höhern Zweck wichtig sei. Dann wird zur Einheit des Stückes übergegangen, die nicht in der Liebe, dem Gegenstande der drei ersten, noch in der Freundschaft, dem Gegenstande der beiden letzten Aufzüge, liegen könne, sondern in dem enthusiastischen Entwurfe, den glücklichsten Zustand hervorzubeingen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar sei; dieser im Konflikt mit der Leidenschaft sei der Inhalt. „Alles, was den trefflichen Regenten macht, alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, alles, was sich vereinigen muß, sein vorgesetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, sollte sich in diesem Charakter beisammen finden: aber entwickelt sollte es noch nicht sein, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stückes überhoben.... Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglücks aus dem Stücke gleichsam hervorgehn zu lassen, so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemälde des Despotismus sein reizendes Gegentheil desto mehr zu erheben.“ Es habe ihm eines Versuchs nicht ganz unwerth geschienen, „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, und die

bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen, und als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampf mit der Leidenschaft zu zeigen." Die zwei letzten Briefe sollen dann des Marquis räthselhaftes Verhalten gegen den Prinzen und seinen Opfertod rechtfertigen. Der Marquis sei ein Schwärmer um seines Ideals willen, geräuschlos, ohne Gehülfen in stiller Größe zu wirken sein Ideal; er wolle Karlos retten, wie ein Gott, und eben dadurch richte er ihn zu Grunde. Schiller beruft sich auf die Erfahrung, daß moralische Motive, da sie nicht natürlich im Menschenherzen liegen, sondern erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht werden, gar oft durch einen menschlichen Uebergang einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. „Nennen Sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich, bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben, von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben?" So glaube er sich denn auf keinem Widerspruch mit

der Erfahrung zu befinden, wenn er seinen über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Marquis, der die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenusses zum Zwecke habe, auf dem Wege dahin in Despotismus sich verirren lasse. Vielmehr habe er gerade durch sein Beispiel die nie genug zu beherzigende Erfahrung bestätigen wollen, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entferne, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen Gefühle von Recht und Unrecht vertraue als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen habe; denn nichts führe zum Guten, was nicht natürlich sei. Dem Vorwurfe, daß der Marquis durch viel natürlichere Mittel sich hätte retten können und nicht zu sterben brauche, wenn er nicht etwa des Märtyrerthums wegen sterben wolle, setzt Schiller die Behauptung entgegen, „er sterbe, um für sein in des Prinzen Seele niedergelegtes Ideal alles zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas thun und geben kann, das ihm das Theuerste ist, um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sei", er sterbe dafür, „wie mehrere große Menschen für eine Wahrheit gestorben, die sie von vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch sein Beispiel darzuthun, wie sehr sie es werth sei, daß man alles für sie leide." Aber doch dann nur, meinen wir, wenn sie alles gethan hatten, was sie lebend dafür zu thun vermochten, oder wenn der Tod das Siegel ihrer angefochtenen Ueberzeugung war. Das ist aber hier nicht der Fall. Schiller fühlte dies wohl selbst.

Deshalb suchte er denn nachzuweisen, daß der Entschluß, sich zu opfern, für den Marquis natürlich, ja nothwendig gewesen; fasse er ihn ja „in der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen", wo er „nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe" und in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben sei, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben, die der heldenmäßigen Aufopferung. Besonderes Gewicht legt er auf den Unwillen des Marquis über sich selbst, daß er durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu seiner verhängnißvollen Uebereilung hingerissen; dieser Unwille lasse ihn zuerst unter den Rettungsmitteln suchen, die ihm etwas kosten. Auch könne er nicht genug eilen, sich aus dem leidenden Zustand zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen, und so liege es ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen.

Selbst Körner, der die vier ersten Briefe ihres Stiles wegen so gerühmt hatte, ohne aber auf den Inhalt einzugehn, konnte nicht umhin, beim Schlusse zu erkennen zu geben, daß Schiller hier etwas in das Stück künstlich hineintrage, was ihm bei der Dichtung fern gelegen habe. Dieser Schluß enthalte eine überraschende und schöne Idee, die noch weiter hätte ausgeführt werden können. „Die dramatische Entstehung eines idealischen Fürstencharakters kann deinem Karlos noch eine große Einheit geben, wenn du bei einer zweiten Auflage diese Idee

mehr zur herrschenden machst, und manche einzelne Theile ihr mehr unterordnest. Deine schönsten Stellen passen sehr gut in diesen Plan. Durch das, was der Marquis ist, erfährt man, was Karlos werden würde, da er ihn versteht. Ich denke, diese Idee würde dich noch einmal bei einer zweiten Bearbeitung des Karlos begeistern.“ Aber dem Dichter war sein Karlos gründlich verleidet, wenn er es auch der Mühe werth hielt, ihn gegen die, wie er meinte, mehr von Selbstzufriedenheit als von Sagacität zeugenden bisherigen Beurtheilungen auf geistvolle, wenn auch nicht ganz zutreffende Weise zu vertheidigen. Er selbst wußte, wie er an Körner schrieb, daß er eine schlimme Sache zu vertheidigen habe, glaubte sich aber mit Feinheit herausgezogen zu haben; er wollte eben zeigen, wie sehr er allen seinen Kritikern überlegen sei.

Unterdessen war auch in Berlin Dom Karlos am 22. November 1788 auf Befehl des Königs mit vielem Pomp, aber, wie Schiller von dem jungen Schubart hörte, schlecht gegeben worden. Nur die Szene des Marquis mit dem Könige sollte gut gespielt worden und dem Könige Friedrich Wilhelm II. sehr ans Herz gegangen sein. Das Stück spielte von 5 bis 11½ Uhr. Sehr viel Spaß machte es dem Dichter, daß die Leiter der berliner Bühne, Engel und Ramler, die er als seine entschiedenen Gegner kannte, nicht einmal ihren Geschmack bei der Wahl ihrer Stücke behaupten konnten, und Engel gar einigen Schauspielern ihre Rollen auslegen und einlernen helfen mußte. Drei Jahre später veranlaßte es der Koadjutor Dalberg zu Erfurt, daß die seit einigen Monaten von Goethe geleitete herzoglich weimarische Gesellschaft unter Schillers persönlicher Mitwirkung zum Schlusse ihrer dortigen Vorstellungen Karlos nach der metrischen

Theaterbearbeitung aufführte. Auf dem Zettel stand, die Ausgabe, nach welcher das Stück aufgeführt werde, sei von dem Verfasser eigens ganz neu bearbeitet. Schiller hatte dafür sein Stück der weimarischen Gesellschaft überlassen. Der von den erhabenen moralischen Stellen des Stückes tiefergriffene Novalis wäre so gern von Jena nach Erfurt geeilt, konnte aber an dem Tage weder Wagen noch Pferd erhalten. Da Schiller bei der Aufführung verschiedene Bemerkungen machte, welche ihn wünschen ließen, das Stück, ehe er es wieder aufs Theater bringe, noch einmal der Feile zu unterwerfen, so bat er Goethe durch Wieland um vier bis sechs Wochen Zeit dazu. Wegen der Rollenbesetzung ward mit Schiller verhandelt, der bereits am 24. Oktober schrieb, nächster Tage werde Karlos in Weimar gegeben; doch verzögerte sich die Aufführung bis zum 28. Februar 1792. Fischer gab den Philipp, Domaratius den Karlos, der Schauspieler Einer den Posa, Becker den Alba, Krüger den Perez. Am 3. November ward er wiederholt, wo Vohs den abgegangenen Einer ersetzte.

Was die Ausgaben des Karlos betrifft, so tragen die Jahrszahl 1787 außer der ersten noch eine andere Ausgabe Göschens und eine auf Göschens Auftrag in Wien gedruckte, so wie ein Nachdruck mit Göschens Firma. Der Ausgabe war ein Verzeichniß von 32 Druckfehlern beigegeben, außer ihnen fanden sich noch 17 unberichtigt.*) Die nächst spätere, in zwei Theilen

*) I, 4, 30 Erinnerung statt Erinn'rung, 6, 7 bleiben statt blieben, wie ein paar Verse vorher berichtigt ist, II, 2, 160 Gerichtes statt Gerüchtes, 240 wohnen statt Wohnen, 8, 17 eilends statt eilends, eilends, 224 in der szenarischen Bemerkung voll statt vor, 13, 62 Sie statt sie, 17, 32, Versetzung des Kommas, III, 4, 53 Schlimmes statt Schlimm-

erschienene Ausgabe ist von 1799. Und doch meldet Schiller schon am 23. Februar 1788, Göschen werde die nächste Messe mit dem Karlos fertig und ihn auf Michaelis neu auflegen. Am 23. Februar schrieb Schiller, die neue Ausgabe solle um ein Fünftel, ja vielleicht ein Viertel kleiner werden; also nicht stärker wie die jambische Theaterbearbeitung. Den 24. Oktober 1791 hören wir wieder, Göschen sei wirklich mit dem Karlos rein fertig, und auf Ostern erscheine er von neuem. Dieser bat ihn damals um eine verbesserte Auflage. Doch Schiller konnte nicht darauf eingehn, weil die Verbesserungen beinahe zwei Monate erforderten; deshalb bat er ihn, nur eine kleinere Auflage zu drucken. Diese neue Auflage ist wohl die zweite mit der Jahreszahl 1787 bezeichnete, welche die in der ersten angezeigten Druckfehler verbesserte, demnach für die Kritik ohne allen Werth. Zwei Nachdrücke erschienen 1788 zu Köln und Karlsruhe, an letzterm Orte 1792 noch ein zweiter.

Als Schiller im Sommer 1794 das Bündniß mit Goethe geschlossen hatte, forderte dieser ihn auf, auch seinen Fiesko und Kabale und Liebe für die Bühne neu zubearbeiten. Auf die Vorstellung des Don Karlos am 18. Oktober lud er ihn ein, und er bedauerte, daß er durch Unwohlsein von Jena zu kommen gehindert gewesen, da er damit wohl nicht ganz unzufrieden gewesen sein würde. Auch bei der wiederholten Aufführung am 12. März 1795 war Schiller nicht zugegen. Diese Vorstellungen zeichneten sich durch das treffliche Ineinandergreifen

res, 10, 203 und 256 Jhres statt ihres, IV, 18, 17 in der szenarischen Bemerkung Stellung statt Stelle, 21, 7 und zum falschen Verse gezogen, 24, 163 sie statt Sie, 25, 3 in der Personenangabe Feria statt Alba, V, 3, 63 befürchte statt befürchtete.

und das sorgfältige Sprechen der Verse aus. Karlos von Vohs, Posa von Müller, Philipp von Malkolmi, Elisabeth von dessen Gattin, Alba von Graff, Perez von Becker, die Eboli von dessen Gattin waren ausgezeichnete Leistungen. Im Jahre 1796 schaltete Schiller nach dem Abgange der Eboli (jetzt IV, 17) für die weimarische Aufführung einen Monolog Posas ein, in welchem dieser seinen Entschluß, durch Aufopferung seines Lebens den Prinzen zu retten, ausspricht und begründet. So erhielt Karlos, der den im Sommer 1788 von Italien zurückkehrenden Goethe so sehr abgestoßen hatte, sich auf der weimarischen Bühne fortwährend in Gunst.

Die neue Ausgabe vom Jahre 1799 war ein bloßer Abdruck der beiden ersten, dagegen erlitt das Stück im Jahre 1801, wo es in drei verschiedenen Drucken erschien (hier trat zuerst Don Karlos statt Dom Karlos ein), bedeutende Veränderungen und Abkürzungen, die es freilich zur Aufführung geeigneter machten, aber der Vers ward an vielen Stellen zerrissen und der Zusammenhang oft verdunkelt. Es waren hier besonders die Stellen gestrichen worden, die auch in der jambischen Theaterbearbeitung weggefallen waren, im ganzen an neuntehalbhundert Verse, die denn auch in allen folgenden Ausgaben fehlen. Ebenso war die Abtheilung in Auftritte geändert. Für die in zwei Drucken erschienene Ausgabe des Jahres 1802 in lateinischer Schrift hatte Schiller eine Kürzung begonnen, war aber damit nicht über die sechs ersten Auftritte hinaus gekommen. Nach der Mitte März desselben Jahres hatte der Dichter auf Goethes Wunsch versucht, den Karlos der Bühne noch näher zu bringen, was dieser mit seinen ältern Stücken nicht wagen mochte. Er sei damit auf ziemlich gutem Wege, schrieb er den 20. an Goethe, und hoffe in

acht oder zehn Tagen zu Stande zu sein. „Es ist ein sicherer theatralischer Fond in dem Stück, und es enthält vieles, was ihm die Gunst verschaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum, weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das einzelne nur nothwendig zusammenzureihen, und so das Ganze bloß zum Träger des einzelnen zu machen. Und wenn vom Publikum die Rede ist, so ist das Ganze doch das, was zuletzt in Betrachtung kommt." Mit dieser neuen Bearbeitung wurden am 10. Juni die Vorstellungen zu Weimar geschlossen. Auch in Lauchstädt und Rudolstadt ward dieser neue Karlos gegeben, und in dieser Gestalt blieb er auf der weimarischen Bühne. Als im Frühjahr 1807 die weimarischen Schauspieler in Leipzig mit ihren besten Leistungen sich zeigen sollten, begannen die Vorstellungen mit Karlos als dem Stücke, welches auf der deutschen Bühne zuerst den Jambus wieder eingeführt hatte, aber in Leipzig selbst nur nach der prosaischen Bearbeitung mit manchen störenden Veränderungen gegeben worden war, und er fand solchen Beifall, daß er wiederholt wurde. „Wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird", bemerkte Goethe im Jahre 1815, „zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaktion zum theatralischen Zweck durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehn. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehn, alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können."

Von den beiden Ausgaben, welche die Jahreszahl 1804

tragen, ist eine der drei Ausgaben von 1801, nur mit neuem Titel, die andere ein neuer Druck, nicht der letzten von 1802, sondern der von 1801. Diese Ausgabe von 1801 legte Schiller auch bei der neuen Bearbeitung zu Grunde, die er für die Gesammtausgabe seines „Theaters“ anfangs 1805 unternahm, von der nur der erste außer dem Karlos die Jungfrau und die Huldigung der Künste enthaltende Band von ihm rasch durchgesehen wurde; er konnte erst nach seinem Tode erscheinen. In dieser in vier verschiedenen Drucken erschienen Ausgabe des Theaters ward dem Titel „Don Karlos, Infant von Spanien“ zuerst der Zusatz „Ein dramatisches Gedicht“ gegeben, während früher jede nähere Bezeichnung der Dichtart fehlte. Schiller strich hier im dritten Akte 78, im fünften einen Vers, setzte siebenmal einen fehlenden Fuß zu, strich einmal einen überzähligen, ordnete viermal die ungefügen Verse anders, änderte auch mehrfach den Ausdruck, aber eine gründliche Durcharbeitung in metrischer Hinsicht und im Ausdruck fehlte. Leider hatte der Dichter die Ausgabe von 1801 zu Grunde gelegt, die von 1802 und selbst das Druckfehlerverzeichniß von 1787 nicht verglichen; auch begegneten ihm bei den Aenderungen einige leichte Versehen, und es fehlte nicht an Druckfehlern. Leider war dies die Ausgabe letzter Hand. Das Stück war dem Dichter zu fremd geworden, die überspannte Jugendlichkeit ärgerte ihn oft, und so strich er und änderte, ohne sich selbst immer zu genügen, was ihm die Stunde und die Noth eingaben. Joachim Meyers sorgfältige Kritik hat auch hier viele Fehler weggeschafft. In Goedekes „historisch-kritischer Ausgabe“ hat der als klassischer Philolog anerkannte Hermann Sauppe mit ungemeiner Sorgfalt alle Abweichungen der frühern Ausgaben verzeichnet, auch die prosaische Bearbeitung und die erste

Gestalt in der Thalia gegeben. Leider fehlt hier die jambische Theaterbearbeitung. Dies ist umsomehr zu bedauern, als dem Leiter dieser Ausgabe, Goedeke, das Theatermanuskript von Mannheim in einer Abschrift vorlag, die freilich vorab eine kritische Untersuchung bedurfte, wie sie Vollmer in der Einleitung zu seinem 1880 erschienenen vortrefflichen „Wiederabdruck der ersten Ausgabe mit einer Einleitung und mit kritischen Noten“ gegeben hat. Ueber die verschiedenen Pläne des schillerschen Karlos hat Dr. Ernst Elster in Leipzig einen eingehenden Vortrag auf der dessauer Philologenversammlung (1884) gehalten. Seine „Karlosstudien“ sind einer besonderen Veröffentlichung vorbehalten, die im nächsten Jahre zu erwarten steht. Derselbe gedenkt auch einen sehr erwünschten Abdruck der jambischen Theaterbearbeitung zu geben, da die von Vollmer ihm überlassenen Vergleichungen des hamburger und mannheimer Souffleurbuches die fast lückenlose Herstellung derselben gestatten.

Bei der Ungunst, worunter unsere klassischen Stücke unter der neuern, den Geist erstickenden Theaterroutine leiden, kann auch Don Karlos auf unserer Bühne kaum mehr aufkommen, und doch enthält er so viele dramatisch bedeutsame Auftritte, wie kaum ein anderes Drama, und wirkt trotz manches Anstößigen und vielfacher Verletzung der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit, über welche der wahre Dichter sich zu höhern Zwecken hinwegsetzen darf, durch den gewaltigen Schwung hinreißender Begeisterung frisch erhebend und erhaben rührend. Nur sollte man ihn nicht willkürlich beschneiden, sondern ihn möglichst nach Schillers jambischer Theaterbearbeitung geben. Eine hiernach mit Geschick gemachte Redaktion von berufener Hand wäre eine schöne Gabe für unsere Bühne.

Die erste Uebertragung des Stückes erschien 1798 in England, wo die frühern Stücke längst übersetzt waren; das folgende Jahr brachte zwei französische und eine holländische. Ins Italienische und in die übrigen europäischen Sprachen wurde Karlos, wie auch die andern schillerschen Dramen, erst bei weitem später übertragen. In Spanien selbst fand er so wenig Aufnahme, wie Schillers Stücke überhaupt. Nachahmungen des Karlos erschienen in Paris von M. E. Cormon 1848 und in Lüttich von Amedée de la Roussilière. Unter uns gab de la Motte Fouqué 1823 in seiner romantischen Weise einen neuen „Don Carlos, Infant von Spanien" mit einer Zueignung an seinen großen Vorgänger.

Die Erläuterung des Karlos für unsere Sammlung hatte der früh verstorbene talentvolle Ludwig Eckardt auf meinen Wunsch übernommen. Da aber seine mit großem Beifall aufgenommenen eigenen Dichtungen, Wandervorlesungen und literarischen Arbeiten ihn nicht dazu gelangen ließen, bin ich im Jahre 1873 für ihn eingetreten. Bei dieser zweiten Ausgabe ist der Ertrag der mittlerweile verflossenen zwölf Jahre möglichst benutzt worden.

III. Dramatische Gestaltung und Ausführung.

Von St. Réal nahm der Dichter die Zusammenkunft des Prinzen mit der Königin im Kloster San Yuste, die Zurückweisung der diesem entgegenkommenden Eboli, die Verbindung derselben mit Alba, Perez und Ruy Gomez zum Verderben des Karlos, dessen von Philipp abgeschlagene Bitte um die Statthalterschaft in Flandern, die üble Begegnung, die Alba von ihm erleidet, die Vermittlung seiner Verbindung mit der Königin durch den Marquis und dessen Ermordung auf Anstiften des Königs, das Einverständniß mit den aufständischen Niederländern, die beabsichtigte Flucht, Gefangennahme und Ueberweisung an die Inquisition. Aber wie ganz anders hat der Dichter diese zu tragischer Wirkung wie geschaffenen Umstände gewendet, weiter bestimmt und ausgeführt, in wirksame Verbindung gebracht und durch andere entweder anderswo hergenommene oder rein erfundene Züge zu einem sich zusammenschließenden, die leidenschaftliche Glut der Liebe, die hochherzige Begeisterung für freie edle Menschheit, die fürchterlichste Eifersucht, den scheuslichsten Fanatismus, den giftigsten Haß entfaltenden Ganzen gestaltet! Sein glücklichster Griff war es, daß gerade die Königin den Prinzen auffordert, seine leidenschaftliche Liebe mit Heldenmuth

zu besiegen und alle Kraft seiner begeisterten Seele Spanien und zunächst der Befreiung Flanderns zuzuwenden, daß er sie selbst, die Gemahlin des Despoten, zu einer Schutzheiligen der Freiheit macht, als deren Blutzeugen der Marquis und Karlos selbst fallen müssen. Die wirkliche Geschichte des unglücklichen Prinzen hätte seiner Dichtung keinen Stoff geboten.

Bei St. Réal wird der zur Flucht nach den Niederlanden bereite Prinz durch Dom Juan und den Oberpostdirekter verrathen, gefangen gesetzt und den Inquisitoren überantwortet, die ihn zu ewigem Gefängniß verurtheilen, später den König zum Befehle an den Prinzen drängen, sich selbst das Leben zu nehmen. Die Eifersucht von Philipp spielt hier eine geringe Rolle; sie ist getheilt zwischen Karlos und dem Marquis, der den Vermittler zwischen der Königin und dem Prinzen macht und auf Befehl des von glühendster Eifersucht gegen ihn entflammten Königs in der Nacht auf der Straße ermordet wird. Die Bitte, ihn nach Flandern zu schicken, stellt Karlos erst nach der durch des Königs eifersüchtigen Verdacht veranlaßten Ermordung des Marquis; diese abzuschlagen wird Philipp durch die Furcht vor der Rache seines Sohnes wegen der Ermordung des Marquis und durch die von Ruy Gomez gemachte Mittheilung bestimmt, wie Karlos in Gegenwart der darüber lachenden Königin seine Reisen verspottet habe, was ihn aufs tiefste verletzen und zugleich seine Eifersucht aufregen mußte. Schiller stellt uns den schweren Kampf des Prinzen, eines eben so schönen als geistbegabten, hoffnungsvollen Jünglings, mit seiner unglücklichen Leidenschaft dar, die er heldenhaft besiegt, indem er die ganze feurige Glut seines edlen Herzens der Befreiung Flanderns zuwendet, zu welcher ihn der Hinblick auf die hohe Weiblichkeit der einst leiden=

schaftlich geliebten Königin und das seinem großen, für ihn gefallenen Freunde gegebene Wort weihen. Das wäre jedenfalls ein würdiger Gegenstand für dramatische Darstellung. Aber der Dichter glaubte den wirklichen Ausgang der Geschichte nicht ändern zu dürfen, gerade die Art, wie der Prinz der Inquisition zum Opfer fällt, schien ihm von tragischer Wirkung. Dadurch aber verlor das Drama seinen Einheitspunkt, da nur rein zufällige Umstände den Prinzen zurückhalten und sein Verderben herbeiführen. Das Mißlingen wird keineswegs als sittliche Strafe, als Folge einer Verschuldung dargestellt, es ist eine Laune des Schicksals, deren Grund wir nicht erkennen. Freilich sucht der Dichter nachträglich diese zufällige Vernichtung des großartigen Entschlusses seines Karlos zu erklären, indem er die Unmöglichkeit, die Zeit der Völkerbefreiung schon jetzt herbeizuführen, durch die Inquisition, die mit ihrem Riesenarm die ganze Welt umspanne und auch den despotischen König beherrsche, ins Licht setzt, aber daß die Befreiung Flanderns möglich war, hat eben die Geschichte selbst bewiesen. Auch tritt der Einfluß der Inquisition hier gar zu spät ein, ja er ist ein hors d'œuvre, da die Zurückhaltung von Karlos nicht durch sie, sondern durch andere Umstände herbeigeführt wird. Wird auch auf die fürchterliche Macht der Inquisition schon vorher hingewiesen (das Autodafé, woran der ganze Hof sich beteiligen muß, bezeichnet Philipp I, 6), als Lösung des großen Eides, den alle Könige der Christenheit gelobt, und Philipp selbst warnt (III, 10) den Marquis vor der spanischen Inquisition: aber die alles umspinnende Allmacht derselben tritt früher nirgends hervor, vielmehr geht der König da, wo er handelnd auftritt, nicht in ihren Banden, ja er spottet selbst der Dominikaner und ihres Heiligen.

Freilich wirkt das Auftreten des Inquisitors, des furchtbaren Gegenbildes zu den menschenfreundlichen Träumen des Marquis und dem begeisterten Unternehmen des Prinzen, an sich in hohem Grade tragisch, aber es fällt eben nicht in den eigentlichen Bereich der Dichtung. Schiller hatte ursprünglich beabsichtigt, die Inquisition in ihrer Abscheulichkeit noch schärfer zu treffen (vgl. S. 7), aber bei der Wendung, die er später der Handlung gab, konnte er sie eben nicht eingreifen lassen, und doch wollte er sie nicht ganz ausschließen, wozu ihm die freilich ungeschichtliche Erzählung, daß die Inquisition das Urtheil über den Prinzen gesprochen und endlich seinen Tod durchgesetzt, eine Handhabe bot. Sein Philipp läßt den Großinquisitor nicht allein kommen, um von ihm zu hören, was er gegen den Prinzen thun solle, sondern auch um seine Seele wegen der Ermordung des Marquis zu beruhigen. Auch zum Charakterbilde des Königs bietet die Szene mit dem Inquisitor einen bedeutenden nachträglichen Zug, da wir sehen, wie schwach und machtlos er sich diesem mit starrer Weltklugheit alles berechnenden Glaubensgericht gegenüber zeigt.

Ein anderer Verstoß gegen die Einheit liegt in dem übermäßigen Hervortreten des Marquis seit der Unterredung mit dem Könige. Den Antheil, den wir bis dahin dem Prinzen schenkten, fesselt jetzt der Marquis mit seinem kühnen Spiele, das er so bald auf sonderbare Weise verlieren soll. Daß der Marquis den Verdacht einer unerlaubten Verbindung mit der Königin auf sich wälzen solle, lag schon im ersten Entwurfe des Dichters, auch wohl, daß er sich dadurch für den Prinzen aufopfere, aber, wie dies geschehn solle, dürfte ihm damals noch unklar gewesen sein. Als er bei der Ausführung des Stückes an diese Stelle kam, mag er wegen einer geschickten Einführung der Aufopferung

des Marquis lange geschwankt haben, bis ihm der Gedanke kam, den König in der Verzweiflung an seinen bisherigen Rathgebern zufällig auf Posa als den vom Schicksal ihm gewiesenen Rathgeber fallen und denselben sein ganzes Zutrauen gewinnen zu lassen. Dieser Gedanke zog ihn um so mächtiger an, als er dadurch Gelegenheit gewann, den edlen Traum geistiger Freiheit der Welt, das freie Weltbürgerthum, im Gegensatz zu dem den Geist in unwürdige Bande schlagenden spanischen Despotismus und zu der schauerlichen, den Menschen entwürdigenden Inquisition in ergreifender Weise auszuführen. Allein es erhielt damit auch Marquis Posa über den eigentlichen Helden das entschiedenste Uebergewicht, ja es hob hiermit eigentlich eine ganz neue höchst unerwartet eintretende Handlung an. Der große Antheil, den er selbst an der aus seinem Herzen fließenden, ihn mächtig hinreißenden Gestalt des hochherzig für das Recht der Menschheit einstehenden, für seinen Freund sich opfernden, gleichsam auf eine höhere Stufe gerückten Marquis nahm, bewog ihn auch bei der Weiterdichtung an die Einführung des Stückes auf dem Theater zu denken. Da die ersten Aufzüge bei aller Verkürzung für die Aufführung sehr lang blieben, mußte er auf möglichst rasche und wirkungsvolle, mächtig spannende Entwicklung Bedacht nehmen, die, wenn auch im allgemeinen das Drama gegen den Schluß seinen Gang beschleunigen soll, doch gegen die breite Ausführung der ersten Aufzüge immer einen auffallenden Abstand bildet.

Aber auch ein Zwiespalt der Handlung geht durch die beiden Hälften des Stückes. Im ersten Theile ist von einer brieflichen Verbindung zwischen Karlos und seiner ihm in Aussicht gestellten Braut keine Rede, noch weniger von einer Annäherung des

Prinzen an sie, sowohl früher (es wird nur der Zeit gedacht, wo Karlos und Elisabeth schon für einander bestimmt waren) wie während der acht Monate, in welchen er sie seit seiner Rückkehr von der Hochschule zu Alkala, aber immer nur in Gegenwart ihrer Frauen, gesehen (I, 2), könnte man auch die Zerstreuung, welche er dabei nach der Erzählung der Eboli gezeigt, auf seine Liebe deuten. Ganz anderer Art ist die im ersten Entwurf (vgl. S. 38) hervorgehobene „Melancholie und Zerstreuung"; selbst der feine Aufspürer Domingo hat nichts von einer Annäherung des Prinzen an die Königin entdecken können (I, 1). Daß er nie einen Brief von der Königin erhalten, ergibt sich daraus, daß er ihre Handschrift nicht kennt; denn sonst hätte er nicht glauben können, die von der Eboli an ihn gerichteten Zeilen habe die Königin geschrieben (II, 4). Dagegen bewahrt er im zweiten Theile, wie bei St. Réal, den Brief, den die Königin ihm währnd der ihn dem Tode nahe bringenden Krankheit nach Alkala geschrieben, als theuerstes Andenken auf, von dem er sich gar nicht trennen kann (IV, 5), ja auch noch andere Briefe der Königin müssen sich in seiner Brieftasche befunden haben, die er dem Marquis anvertraut (V, 1). Auch Karlos hat an die Königin geschrieben; sind es ja diese Briefe, welche die Eboli aus der Chatulle der Königin nimmt und nebst dem Medaillon, das Karlos ihr als seiner Braut geschickt, dem Könige übergibt (III, 1. 3. IV, 8).

Vom Marquis selbst hören wir im zweiten Theile (IV, 21), daß er die Liebe zur Königin, „der Leidenschaften unglückseligste", in des Prinzen Herzen Wurzel fassen sah und sie, statt zu bekämpfen, genährt hat, weil er, „in dieser hoffnungslosen Flamme der Hoffnung goldenen Strahl erkannt". Davon weiß aber der

Marquis gerade I, 2, wo Karlos ihn mit dem schrecklichen Geheimniß seiner Leidenschaft für die Königin überrascht, auch nicht ein Wort. Dieser ist auch im ersten Theile noch gar nicht Malteserritter und von seinen im zweiten Theile erwähnten Großthaten ist nichts bekannt.*) Hier hat er sich, wie bei St. Réal, in Alkala vom Prinzen verabschiedet, ist dann auf Reisen gegangen. Aber schon vorher hat er mit Heinrich II zu Rheims im Turnier gekämpft (I, 4), was freilich vor mehr als elf Jahren geschehen sein muß, da dieser König bereits 1559 starb, und zwar in Folge einer Verletzung, die er bei einem Turnier, nachdem Elisabeth bereits Philipp angetraut war, erlitten hatte, wogegen hier die Königin selbst bestimmt hervorhebt, zur Zeit jenes Turniers sei an ihre Vermählung nach Spanien, die im Waffenstillstand zu Vaucelles (im Februar 1556) in Aussicht genommen wurde, noch nicht gedacht worden. Aber freilich so genau darf man dem Dichter nicht nachrechnen, da sonst ein so bedeutender Unterschied des Alters zwischen dem Prinzen und dem Marquis sich herausstellen würde, daß sie ihre Kinderjahre nicht zusammen verlebt haben könnten, wie es die Erzählung von Karlos I, 2 bedingt. Die neuerdings vom Marquis gemachten Reisen führten ihn, wie wir I, 3. 4 hören, unter andern nach Italien, zuletzt nach Frankreich und den Niederlanden; er kommt eben von Brüssel, will auch Briefe bringen von der Mutter der Königin,

---

*) I, 9 sagt freilich Karlos, der Marquis habe als Jüngling schon das Maß der Ehre erschöpft und sie ausgeschlagen; diese erst bei der spätern Bearbeitung eingeschobene Stelle ist zu unbestimmt, besonders bei der sonst so weiten Darstellung.

der Regentin Katharina von Medici.*) Hätte der Marquis durch Großthaten, wie sie der zweite Theil ihm zuschreibt, sich ausgezeichnet, die Königin hätte ihrer erwähnen, auch Karlos ihrer gedenken müssen. III, 6 berichtet Alba, der Marquis sei als achtzehnjähriger Jüngling von Alkala, wo er eben studirte, verschwunden und nach Malta entwichen, um dem Rufe des Ordensmeisters Lavalette zu folgen (das Malteserkreuz hatten ihm die Seinigen gekauft**)), der alle Ritter im Jahre 1557 zur Vertheidigung gegen Soliman II. aufgerufen hatte; er war der einzige von den vierzig Rittern, der, nachdem Sanct Elmo gefallen war, sich rettete. Darauf entdeckte er die von Schiller ganz frei erfnndene Verschwörung in Catalonien, und er wußte diese Provinz bei Spanien zu erhalten; aber in welcher Stellung er sich damals befunden, erfahren wir nicht. Nach diesen Großthaten entzog er sich dem Dienste, um große Reisen durch ganz Europa zu machen. Aus seinen in Beschlag genommenen Briefen ersieht Alba (V, 8), daß der Marquis diese Reisen unternommen, um die nordischen Mächte für die Freiheit der Niederländer aufzurufen. Inwiefern dies alles zu der Darstellung des Marquis und seiner Jugendfreundschaft mit dem Prinzen stimme, kümmert den Dichter nicht.

Aber nicht allein in den äußern Verhältnissen, sondern auch in seinem Charakter ist der Marquis der zweiten Hälfte des

---

*) Wie begierig die Königin auf Nachrichten vom französischen Hofe, besonders von ihrem Bruder und ihrer Mutter, gewesen, erzählt Brantôme.

**) Die Aufnahme adliger Kinder in den Orden wurde gegen Zahlung des sogenannten Fährgeldes gestattet. Erst nach der Vollendung des zwanzigsten Jahres mußten die als Kinder Aufgenommenen sich persönlich auf Malta stellen.

Dramas von dem der ersten verschieden. Wenn Schiller selbst in seinen Briefen über das Stück zugibt, daß sein Marquis ein heldenmüthiger Schwärmer sei, so gilt dies eben nur von dem Marquis, der uns seit dem Augenblicke seiner Berufung zum König entgegentritt. Vorher ist er ein welterfahrener, durchaus besonnener, seinen warm erfaßten Zweck mit thatkräftigem, seiner Mittel klar bewußtem Eifer verfolgender Mann. Als solchen hat man ihn aus den Niederlanden an den Prinzen und die Königin gesandt, da beider Liebe für die Provinzen bekannt war. Freilich sagt er (I, 2), er umarme den Prinzen als „Abgeordneter der ganzen Menschheit", aber es ist dies nur eine rhetorische Redeweise der ersten Bearbeitung, die später, wie so manches ähnliche, hätte wegfallen sollen. Als ihm der Prinz sein schreckliches Geheimniß eröffnet hat, bittet er ihn, nichts zu thun, ohne es ihm vorher mitzutheilen; geschickt benutzt er die Gelegenheit, ihm sofort eine Unterredung mit der Königin zu erwirken, von welcher er die Beruhigung seiner Leidenschaft, ja, da er der Königin Nothbriefe aus den Niederlanden zu bringen hat, die erfolgreiche Mahnung, seiner unglücklichen Leidenschaft zu entsagen und Flandern zu Hülfe zu eilen, erwarten darf. Er weiß alles so klug einzuleiten und zu führen, daß eine Entdeckung der Unterredung unmöglich scheint. Die Theilnahme der Königin an den Niederländern war eine für das folgende höchst bedeutende Erfindung des Dichters. Daß er Briefe von der Mutter der Königin habe, ist eine bloße Vorgabe, durch welche er Gelegenheit erhält, ihr in Gegenwart ihrer Damen die an sie gerichteten Briefe aus den Niederlanden zu übergeben; denn hätte er wirklich Briefe ihrer Mutter, so mußte er dieser bei der Erwähnung seiner Absicht, sich der Königin vorzustellen, gegen Karlos ge-

denken. Als die Königin diese Briefe erbricht, ist sie überrascht, da sie statt einer Nachricht von ihrer Mutter bittflehende Aufforderungen um Beistand aus den Niederlanden findet. Der Marquis deutet der Königin in einer erdichteten Erzählung an, wie unglücklich Karlos, an dem sie ihren Antheil ihm vorher verraten hat, durch ihren Verlust geworden. Nachdem diese dann die Eboli wegzuschicken gewußt, sucht Posa die noch einzig anwesende Ehrendame, welche dem Karlos, wie er von diesem selbst weiß, gewogen ist, zur Entfernung zu bestimmen, und so darf er es wagen, dem Karlos einen Wink zu geben, vor der Königin zu erscheinen. Er selbst hält Wache; als er ganz unerwartet den König aus der Ferne bemerkt, weiß er den Prinzen noch zur Zeit zu entfernen. Wenn er aber versäumt hat, die Mondekar in der Nähe zu halten, damit sie gleich der Königin zur Hand sei, so ist dies nicht als Nachlässigkeit zu fassen, sondern wir haben hierin eine der manchen Unwahrscheinlichkeiten, welche der Dichter sich zu seinem Zwecke gestattet; denn die Ueberraschung durch den König war für ihn nöthig, da dessen Eifersucht schon gleich am Anfange scharf hervortreten mußte. Bei Karlos hat der Marquis seinen Zweck vollkommen erreicht. Dieser ist entschieden, sich der Rettung Flanderns zu weihen, und da Posa ihn erinnert, Alba solle bereits zum Gouverneur ernannt sein, so will er gleich morgen diese Stelle von seinem Vater sich erbitten: sein Muth ist durch die Gewißheit der Liebe der Königin, welche ihm die Niederlande ans Herz gelegt hat, so mächtig gehoben, daß er mit der Stimme der Natur bei seinem Vater durchzudringen hofft. Wenn auch der Marquis sich dieser Hoffnung hingibt, so ist dies freilich in den Verhältnissen nicht begründet, aber eine ganz genaue Kenntniß derselben war für

diesen unmöglich, und der Erfolg würde vielleicht trotz allem günstiger gewesen sein, wäre nicht, was der Marquis nicht wissen konnte, die Eifersucht des Königs eben fürchterlich entflammt, dieser gegen Karlos schrecklich aufgereizt worden. Er unterläßt nicht, den Prinzen auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß ihre nähere Verbindung am Hofe allen unbekannt bleibe. Auch in dem letzten Auftritt des ersten Aufzugs verräth er keine Spur von Schwärmerei, wie warm auch sein Herz schlägt. Vorsichtig hält er sich vom Prinzen zurück, ja, wie sehr er auch vor Ungeduld brennt, den Erfolg von dessen Bitte bei Philipp zu erfahren, nur von fern horcht er auf, was man am Hofe davon sage. Als er aber am verabredeten Orte nicht allein die Abweisung der Bitte, sondern auch die unglückliche Geschichte mit der Eboli vernimmt, als er sehn muß, wie der Prinz die Gefahr, in welcher er schwebt, gar nicht ahnt, ja sogar hofft, durch den erwiesenen Ehebruch des Königs ein Recht auf die Verbindung mit der Gemahlin seines Vaters zu erlangen, da bedarf er aller Besonnenheit und seines vollen Einflusses, den Prinzen von seiner wilden Ausschweifung zurückzuhalten. Da die Unterredung mit der Königin den Karlos schon einmal zu einem heldenhaften Entschluß ermuthigt hat, so hofft er jetzt, wo er das Gefühl „hoher Tugend“ in dessen Herzen wach gerufen hat, dieselbe Wirkung von einer nochmaligen Zusammenkunft mit dieser: diese soll ihn zu dem unumgänglichen Entschlusse bringen, heimlich nach Flandern zu gehn; das ist der „wilde, kühne, glückliche Gedanke“, der jetzt in seiner Phantasie aufsteigt, den er aber Karlos nur andeutet. Auch hier zeigt der Marquis keine Spur von Schwärmerei, nur der Gedanke begeistert ihn, daß man, wie oft

auch der Versuch zur Befreiung vereitelt werde *), ihn nie aufgeben dürfe. Wie er selbst zur Königin gelangen solle, ist ihm noch ebenso wenig klar, wie die Möglichkeit von Seiten der Königin, dem Prinzen eine geheime Unterredung zu gewähren, aber schon morgen hofft er ihm diese zu verschaffen. Dürfte die dramatische Ausführung hier auch nicht ganz gelungen sein, eine Unbesonnenheit des Marquis liegt durchaus nicht vor; dieser hat das Vertrauen auf seine Klugheit, daß es ihm gelingen werde, einen klugen Anschlag zu ersinnen, um dem Prinzen die durchaus nöthige, ihn zum Entschlusse, nach Flandern zu entweichen, begeisternde Unterredung mit der Königin zu erwirken.

Aber noch ehe er einen solchen Anschlag gefaßt hat, wird ihm durch einen wunderbaren Zufall die Gelegenheit zu einer freien Unterredung mit der Königin geboten; doch hier läßt der Dichter ohne Noth eine plötzliche Ablenkung von dem Plane des Marquis eintreten, ja dieser selbst scheint von jetzt an wie ausgewechselt. Statt den Marquis einen eigenen Plan ersinnen zu lassen, der nicht so schwer fallen konnte, wird ihm ein solcher aufgedrungen, und in den Mittelpunkt stellt sich ein so wunderliches wie unnöthiges falsches und unbesonnenes Spiel, das nur zu bald den Marquis zur Selbstaufopferung führt. An der Stelle von Karlos und seiner Entweichung nach den Niederlanden zieht das räthselhafte Treiben des Marquis unsere gespannte Aufmerksamkeit auf sich.

---

*) Die Worte (II, 17 [15]) „ein Anschlag, den höhere Vernunft gebar, das Leiden der Menschheit (auszuführen) drängt, zehntausendmal vereitelt, nie aufgegeben werden darf", hatte schon (nur preßt statt drängt) die erste Bearbeitung; sie stehen etwas sonderbar in Anführungszeichen, nicht etwa als bekannter Ausspruch, sondern als Grundsatz politischer Klugheit. Ebenso findet sich V, 3, 194 ff. der große und kühne Gedanke, der dem Marquis eingefallen, in Anführungszeichen.

Als Alba diesen ins Kabinet geführt hat, scheint jeder Gedanke an seinen Plan, den Prinzen zur Königin zu bringen und dessen Entweichung nach Flandern zu bewirken, aus seiner Seele geschwunden. Keine Spur, daß er vielleicht die Gunst des Königs benutzen könne, um freien Zutritt zur Königin zu gewinnen, obgleich ihm einfällt, daß diese Berufung zum Könige vielleicht mehr als Zufall sei. Statt diesen Zufall geschickt zu seinem Zweck benutzen zu wollen, meint unser unpraktischer Schwärmer, es genüge, wenn er dem Könige seine freie Ansicht ausspreche; auch eine „Feuerflocke Wahrheit", in die Seele des Despoten geworfen, könne die Vorsehung auf ihre Weise verwenden. Wie es aber auch damit sein möge, er will so handeln, als ob die Vorsehung ihn wirklich in diesem Augenblicke zu ihrem Werkzeug ersehen habe. Und so eröffnet er denn dem König seine Hoffnung auf eine künftige freiere Zeit, in deren Anschauung er lebt, unbekümmert um die Gegenwart, zu deren Aufklärung und Verbesserung er nichts thun zu können glaubt; seine Wünsche verwesen in seiner Brust, er entsagt jedem Versuche, etwas zur Belebung dieses schönen Gemäldes zu thun, so daß Philipp nichts von ihm zu besorgen hat. Offenbar will er hiermit den König nicht täuschen, er spricht diesem seine volle Herzensmeinung aus. Wie? Ist dies derselbe Posa, der aus Brüssel gekommen war, um Karlos und die Königin für die Befreiung der Niederländer aufzurufen, der den kühnen Plan gefaßt hat, die Entweichung des Karlos nach den Niederlanden durchzusetzen, der, wie wir freilich erst V, 8 hören, durch ganz Europa gereist ist, um Hülfe für sie aufzubieten! Nur die Begeisterung, in welche er sich nach und nach hineinredet, läßt ihn gegen den König auch des Unglücks von Flandern und Brabant gedenken, und diesem vorhalten, welch

einen Ruhm er sich gewinnen könne, wenn wahre Freiheit sein Königreich zum glücklichsten der Welt mache. Als der von ihm ganz eingenommene König seines häuslichen Unglücks gedenkt, versichert er ihn nur, der Prinz denke edel und gut und die Königin könne nicht so tief fallen. Der König selbst ist von der Schuld beider nichts weniger als überzeugt, da die schamlose Hingabe der Eboli, der Haß Domingos und die Rache Albas ihm ihre Aussagen verdächtig gemacht haben. Wenn er die ihm vorliegenden Briefe als unwidersprechliche Beweise ihrer Schuld betrachtet, so mußte der Marquis wissen, daß solche wirklich nicht vorhanden sein können, und er deshalb hervorheben, diese Zeugnisse bedürften der genauesten Prüfung ihrer Beweiskraft, wodurch er eben einen festen Punkt gewonnen hätte, von welchem er gegen den Verdacht erfolgreich wirken konnte; denn allgemeine Versicherungen helfen eben nichts, wenn sprechende Zeugnisse die Schuld beweisen. Sonderbar, wie der König dem Marquis, nach dem offenen und freien Charakter, den er gezeigt hat, den Auftrag geben kann, sich an die Königin und den Prinzen zu drängen, sich in ihr Vertrauen einzuschleichen. Aus der spätern Eröffnung des Marquis an Karlos (V, 3) ersehen wir, daß der Dichter hier wirklich annimmt, es seien Briefe von Karlos an die Königin vorhanden gewesen, die seine Schuld bekundeten, was mit der ganzen frühern Darstellung in offenbarem Widerspruch steht. Doch gerade auf diese Voraussetzung gründet Posa seinen Plan. Die von Karlos gewünschte Zusammenkunft mit der Königin, zu welcher der König ihm freien Zutritt gegeben, fordert er von dieser wirklich, indem er ihr einen Brief übergibt, in welchem Karlos diesen Wunsch ausspricht. Einen solchen Brief hat aber der Marquis weder von Karlos verlangt, noch dieser geschrieben;

denn in der letzten Zusammenkunft II, 17 (15), die ganz vollständig bis zum Schlusse dargestellt wird, ist davon gar keine Rede. Und wozu bedarf es eines immer gefährlichen Briefes, da der mündliche Auftrag vollkommen genügte? Weiter weist der Marquis die Königin darauf hin, daß Karlos nach Flandern entweichen und diesen Auftrag aus ihrem Munde vernehmen müsse. Sie macht dem Prinzen wirklich in ein paar Zeilen Aussicht auf eine Zusammenkunft, indem sie zugleich auf eine große Entschließung hindeutet, zu welcher er sich bereiten müsse. Was hält sie denn ab, sofort die Zeit der Zusammenkunft zu bestimmen, da die Noth so dringend ist? wozu dieser Aufschub? Freilich dem jetzigen Marquis liegt etwas ganz anderes am Herzen; dieser will die Königin und den Prinzen unvermerkt einer großen Gefahr entziehen, welche über ihren Häuptern schwebt, während er zugleich einen schweren Verrath an dem Könige ins Werk setzt. Wie aber kann er wirklich beide zu retten hoffen, wenn jene Briefe, die beim Könige beruhen, ihre Schuld unzweideutig beweisen? Und wenn nicht, wozu der ganze gefährliche, in seiner Ausführung für Karlos und die Königin so bitter verletzende Plan? Sollte ein so kluger Mann nicht ahnen, daß die Eboli, von deren Verleumdung der König spricht, die, wie er wußte, einen so natürlichen Grund zum Hasse und zur Verfolgung des Prinzen hatte, diesem die Briefe verschafft? Ja solche Briefe konnten ja nur aus der Chatulle der Königin kommen. Der früher so umsichtige Marquis zeigt hier eine ganz unglaubliche Beschränktheit. Die dringende Gefahr konnte er nur dadurch abwehren, daß er, wovon er überzeugt sein mußte, dem Könige zeigte, daß die Briefe die Schuld nicht bewiesen. Statt dessen aber nimmt er zu dem sonderbarsten Mittel seine Zuflucht, läßt sich vom Prinzen seine

Brieftasche geben, wie unbegreiflich auch diesem eine solche Zumuthung scheinen muß. Und was kann er im Grunde mit dieser erreichen? Die Eboli durch das an Karlos geschriebene Billet weiter zu verdächtigen, ist eben nicht nöthig, da der König selbst dieser mißtraut; und wenn er Philipp in der Brieftasche des Prinzen keine Briefe finden läßt, welche die Königin verdächtigen können, so wird dadurch das Gewicht der in den Händen des Königs befindlichen nicht im geringsten vermindert; ja warum muß der Prinz die Briefe der Königin gerade in seiner Brieftasche getragen haben? Freilich äußert der Marquis V, 3 gegen Karlos, zu laut habe schon die That gesprochen, ihn frei zu sprechen, es sei schon zu spät gewesen, aber dies stimmt eben nicht zur wirklichen Sachlage, Durch die Brieftasche kann der Marquis nur die Eboli noch mehr verdächtigen, was nichts weniger als nöthig, und höchstens die Eifersucht gegen die Königin beschwichtigen, gegen die er einen andern, den König weniger beunruhigenden Verdacht erregt; den Karlos spricht er nicht ganz frei, weder in Bezug auf die Liebe noch wegen gefährlichen Ehrgeizes, um des Königs Vertrauen noch mehr zu gewinnen, ihn zu bestimmen, ihn über die Freiheit des Prinzen verfügen zu lassen, dessen Entweichen er, während er ihn gefangen hölt, zu begünstigen beabsichtigt. Die in den dem Könige vorliegenden Briefen enthaltenen Beweise von Karlos' Liebe sind hier mit einemmale vergessen, und damit für den Marquis die Nothwendigkeit zu der in jeder Beziehung gefährlicheu Verhaftung des Prinzen geschwunden; mußte ja der Marquis wissen (wenigstens nimmt der Dichter dies an), die Verhaftung des Prinzen dürfe nicht ohne Genehmigung der Kortes erfolgen. Der Marquis denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß seine Gunst den Prinzen auf falsche Ge=

danken bringe und ihn zu gefährlichen Schritten verleite, die er durch seine Verhaftung unschädlich machen müsse. Und dennoch sinnt er auf seine Verhaftung, während es genügte, den König dadurch sicher zu machen, daſt er diesem seine Ueberwachung versprach, wodurch er Gelegenheit erhielt, seine letzte Unterredung mit der Königin und seine Entweichung zu ermöglichen. Auch das folgende Auftreten des Marquis ist durchaus ungehörig begründet. Plötzlich stürzt er mit zwei Offizieren der Leibwache in das Zimmer der Eboli, wo eben der Prinz vor dieser mit der Bitte, ihn zur Königin zu lassen, auf den Knien liegt. Wollen wir auch annehmen, der Marquis habe den Prinzen, den er in seinen Zimmern vergebens gesucht, in das Gemach der Eboli eintreten sehn, wie er dies V, 3 selbst sagt, und habe erst dorthin gelangen können, als dieser vor ihr niedergefallen war, was konnte Karlos im schlimmsten Falle der Eboli gestandea haben? Wirklich bittet er in des Marquis Gegenwart nur, daß er zur Königin gelassen werde. Wäre der Prinz auch so wahnsinnig gewesen, der Eboli seine Liebe zur Königin zu gdstehn, eine Gefährlichkeit für Karlos lag darin gar nicht, da der König, der jeden Glauben an diese längst verloren hatte, ihre etwaige Mittheilung als Eingebung ihrer verletzten Eigenliebe betrachten mußte. Aber dennoch läßt Posa nur aus Furcht vor dieser vom Könige längst verworfenen Verleumderin sich verleiten, in ihrem Tod die einzige Rettung des Karlos vor dem vernichtenden Ingrimme des Königs zu sehn. Doch da ihre Ermordung ihm feig und barbarisch scheint, faßt er den Entschluß, durch die Aufopferung seines eigenen Lebens den Prinzen zu retten und die Ausführung seiner Entweichung zu ermöglichen. Dies spottet geradezu jeder Wahrscheinlichkeit, zeigt uns auch den Marquis als einen unglaublich leichtsinnigen

Spieler. Läßt er ja in der Hast seiner Leidenschaft die Eboli nicht zu Worte kommen, was freilich dem Dichter den ganzen Faden der Handlung durchschneiden würde, aber doch einem so besonnen handelnden Manne in einem über Tod und Leben entscheidenden Falle durchaus widerspricht. Die Selbstaufopferung des Marquis war einmal nöthig, aber der Dichter mußte sie glücklicher begründen, durfte nicht den Posa zu einem alles überstürzenden Hitzkopfe verzerren. Die Art, wie er sich beim König verdächtig macht, ist freilich eine ganz einfache, aber sie setzt doch bei diesem eine zu große Leichtgläubigkeit voraus, und das Mittel, durch welches Philipp sich seiner entledigt, kommt wohl dem Dichter sehr gelegen, entspricht aber an sich nichts weniger als der Wahrscheinlichkeit, da der König einen solchen Verbrecher nicht so einfach ohne jeden Rechtsspruch und jedes peinliche Verhör aus dem Wege schaffen durfte, wie es wohl bei demjenigen an der Stelle ist, dem man nicht anders beizukommen vermag. Doch diese beiden letzten Unwahrscheinlichkeiten dürften weniger stören, da sie bei der rasch sich entwickelnden Handlung sich der Aufmerksamkeit des mit leidenschaftlicher Spannung ihr folgenden Zuschauers entziehen. Dagegen sind die andern Motivirungen des Handelns des Marquis seit seiner Berufung zu Philipp so ungehörig, daß sich in ihnen eine ganz entschiedene Schwäche der Dichtung verräth. Der Marquis erscheint hier nicht allein als ausschweifender Schwärmer für die Menschheit, der nur in den Bildern der Zukunft lebt, die Gegenwart ruhig preisgibt, sondern er handelt auch, als er wirklich eingreifen soll, um seinen Freund und Flandern zu retten, höchst leichtfertig und ungeschickt, so daß der frühere Marquis in ihm nicht mehr zu erkennen ist.

Diesen Riß, der durch die ganze Dichtung durchgeht, kann

weder eine künstliche Deutung und Rechtfertigung wegschaffen, auch nicht der Versuch, einen andern Einheitspunkt herauszufinden, wodurch man das individuelle Leben des Dramas vernichtet, ohne ihm ein neues einzuhauchen. Schiller selbst hat das letztere in seinen „Briefen über Karlos" gethan, in welchen er mit feinem Geschick den freilich ihm an geistiger Gewandheit nicht gewachsenen, nur rein äußerlich verfahrenden, aber den kranken Fleck herausfühlenden Kritikern gegenüber eine verlorene Sache vertheidigt, indem er sich auf einzelne Stellen beruft, welche seine künstliche Einheit begünstigen, ohne sich auf eine Rechtfertigung der Widersprüche im einzelnen einzulassen. Das beim Erscheinen des Stückes allgemeine Gefühl, daß die beiden letzten Aufzüge, eigentlich III, 8 bis zum Schlusse des Stückes, zu dem Vorhergehenden nicht passen, ergibt sich jeder redlichen Auffassung als durchaus richtig. Zu dem Schlusse, der aus dem Stücke eine Tragödie des Schwärmers Posa macht, dessen ideale Entwürfe an der Wirklichkeit nutzlos zerschellen, paßt der Anfang nicht, und dieser Schluß selbst stimmt in sich nicht völlig zusammen, da so manches mit Rücksicht auf den Anfang und eine nothdürftige Fortsetzung der begonnenen Handlung eingemischt werden mußte, was dazu nicht paßt. Schillers Bemerkung, die Geschichte von Karlos' Liebe im ersten Theile sei bloß eine vorbereitende Handlung, welche später zurückweiche, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet sei, enthält das volle Geständniß des Fehlers, da dadurch eben die dichterische Einheit zerstört wird; nur müßte es auffallen, daß Schiller dies als eine feine Berechnung rechtfertigen zu können meinte und dabei die durchgehenden Widersprüche in der Handlung selbst auf sich beruhen ließ, wäre es ihm um etwas anderes als um eine glänzende Vertheidigung einer

„schlimmen Sache“, als welche er sie selbst anerkannte, zu thun gewesen; er wollte sich nur als geistvoller Sachwalter zeigen, der seine Zuhörer, so lange sie ihn hören, besticht, indem er sie durch manchen leuchtenden Gedanken anzieht.

Bei Karlos, wie bei allen Stücken Schillers, hat man sich die richtige Auffassung dadurch getrübt, daß man in ihnen eine Grundidee suchte, ja die Grundideen der einzelnen aufeinander folgenden Stücke sollen einen bestimmten Fortschritt zeigen. Dies widerspricht geradezu dem Wesen der dramatischen Dichtung, die uns keineswegs einen Beleg zu einem allgemeinen Satze liefern, sondern den Kampf eines bedeutenden, unsern lebhaften Antheil erregenden Menschen, in welchem dessen Charakter sich voll ausprägt, in lebendiger Veranschaulichung darstellen soll. Es heißt die Natur der dramatischen Dichtung vollkommen verkennen, wenn man ein Drama dadurch zu heben meint, daß man einen allgemeinen Gedanken als Grundkeim desselben nachzuweisen sucht, durch welchen das Ganze seine zusammenschließende Einheit erhalte, aus dem es, wie ein Organismus, sich entwickle. In Karlos hat man bald den Gegensatz katholisch blinder Realität und protestantischer Idealität, bald den Kampf der Humanitätsideen, bald den Gedanken, daß nur das Natürliche zum Guten führe, als Grundidee erkennen wollen, indem man Gegensätze und Gedanken, die mehr oder weniger im Bereiche der Dichtung liegen, als deren eigentlichen Gehalt faßte. Das Drama ist nicht Darstellung von Ideen, sondern von handelnden und leidenden Menschen, die in aller Lebhaftigkeit und, wo es geschichtliche Personen sind, auf dem Boden ihrer Zeit und ihres Landes, vor uns treten sollen. So mußten denn auch in Karlos die Zeit Philipps II. und die Verhältnisse des unter ihm und der Inquisition

geknechteten Spaniens zur Erscheinung kommen, aber diese und ihr Gegensatz zu dem Freiheitsschwärmer Posa sind nicht ihr eigentlicher Zweck und Inhalt*), sie sind nur der Boden, auf welchem die unsern innigen Antheil erregende Geschichte des unglücklichen Prinzen spielt, die später durch den heldenmüthigen Schwärmer lange Zeit in den Hintergrund gerückt wird, eine Zwiespältigkeit, die sich auch in den zwei großen Szenen zwischen Philipp und Karlos einer= und Posa andererseits äußerlich darstellt, welche bei aller Verschiedenheit doch zu viel Gleiches haben, als daß sie in einem wohlgegliederten Drama nebeneinander bestehn könnten. Schiller hat sich später so etwas nicht gestattet.

Wenn wir in den letzten Akten eine durchgreifende geschickte Motivirung vermissen, tritt uns diese in den ersten meist auf glücklichste Weise entgegen; alles ist hier wohl gefügt, trefflich begründet und geschickt verarbeitet, wir erkennen den dramatischen Meister. Versuchen wir den Entwicklungsgang des Dramas in kurzer Uebersicht darzulegen. Der Dichter führt uns zunächst in den Frühlingsaufenthalt des Königs nach Aranjuez, welches der Hof eben zu verlassen im Begriffe steht. Auf der einen Seite soll hier das unglückliche Verhältniß des Karlos zu seiner ihm ihm einst zur Braut bestimmten Stiefmutter sich darstellen, auf der andern des Königs Unmuth über ihn und seine heftige Eifersucht, auch die erbitterten Feinde des Prinzen am Hofe sich verrathen, aber zugleich der erste Schritt der Handlung geschehn,

*) Schiller sagt selbst in der Thalia, es möge zwar ein gothisches Ansehen haben, daß sich in Philipp und seinem Sohne (Posa war ihm damals nur eine vermittelnde Person) zwei verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber er habe den Menschen Philipp rechtfertigen wollen, was nur dadurch möglich gewesen, daß er den herrschenden Genius seiner Zeit dargestellt.

der Prinz von der ihn und seine ganze Thätigkeit verzehrenden Liebesleidenschaft zu dem Entschlusse getrieben werden, von seinem Vater die Sendung nach Flandern zu erbitten, auf dessen Befreiung jetzt seine Seele hingerichtet ist. Der Beichtvater des Königs sucht vergebens durch listige Windungen sich in das Geheimniß des träumerisch zerstreuten, sich vom Hofe scheu zurückziehenden Prinzen zu stehlen, dieser weist ihn mit klarer Durchschauung seiner heimtückischen Absicht zurück. Das fürchterliche Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn tritt schon hier in einzelnen Aeußerungen, viel entschiedener aber in der zweiten Szene mit Posa hervor. Wir erfahren, wie Karlos einst in dem Gedanken geschwärmt habe, ein goldenes Zeitalter in Spanien zu gründen, jetzt aber, in Folge seiner unglücklichen, vergebens bekämpften Leidenschaft für die eigene Mutter; in träumerische Verzweiflung versunken sei, freud-, hülf- und rathlos allein stehe. Posa, sein hochherziger, in wunderbarer Weise gewonnener Jugendfreund, dessen überraschende Ankunft ihn mit unendlicher Freude erfüllt, erhebt seine Seele durch das Versprechen, ihm, wo möglich, noch in Aranjuez eine Zusammenkunft mit der Königin zu verschaffen. Der Dichter führt uns sodann diese im Kreise ihrer Damen vor, wobei ihre unglückliche Stellung in dem fremden Lande, an einem von der strengsten Etikette bewachten Hofe, als Gattin des Monarchen, dem sie sich hat opfern müssen, glücklich angedeutet wird, auch schon die Neigung der heitern, vergnügungssüchtigen Eboli zu Karlos sich flüchtig verräth. Zur Bezeichnung der Stellung der Königin ist hier die bei der neuern Bearbeitung hinzugefügte Olivarez neben der Eboli und Mondekar geschickt verwandt. Die Oberhofmeisterin ist die Vertreterin der steifsten Hofetikette, die starr auf ihre Vorschriften und die

überkommene Ordnung hält. Seine Herzogin von Olivarez als Oberhofmeisterin schuf der Dichter ganz frei nach dem Namen ihres Gatten, des Grafen Enrico de Olivarez, Alcayde des königlichen Palastes zu Sevilla, der später als Gesandter nach Rom ging, wo ihm sein bekannter gewordener Sohn Gasparo de Guzman Graf de Olivarez geboren ward, der Herzog von San Lucar de Barameda war und als solcher Graf Herzog (Conde Duca) genannt wurde. Die Gemahlin des Grafen Enrico, Maria Piementel de Fonseca, war Tochter des Grafen von Monterey. Schillers Marquis deutet, da die Königin mit ihrem Antheil an Karlos nicht zurückhalten kann, auf dessen leidenschaftliche Liebe hin. Geschickt weiß Posa die Hofdamen zu entfernen, worauf er Karlos vor der Königin erscheinen läßt. Diese weist den Ausbruch der wilden Leidenschaft des Prinzen zurück, die ihn ganz außer sich setzt, und beschwört ihn, von seinem so hoffnungslosen wie verbrecherischen Sinne den Geist zu einem seiner hohen Begabung würdigen Streben zu erheben, wozu dieser, von der aus ihren Worten sprechenden reinen Zueignung hingerissen, freudig bereit ist. Welche Thätigkeit sie ihm zunächst bestimmt, deutet sie ihm durch Mittheilung der ihre Hülfe dringend beanspruchenden Briefe aus den Niederlanden an, deren Noth sie ihm mit einem glücklich bezeichnenden Worte ans Herz legt. Ist so das Verhältniß der Königin zu ihrem Stiefsohne, dessen Seele sie zu thatkräftigem Wirken für das bedrängte Flandern begeistert, glücklich bezeichnet, so sollen nun auch die flammende Eifersucht des Königs auf seine Gattin und sein Unmuth über Karlos' verschlossenes Wesen*)

*) Noch in der ersten Ausgabe sprach der König die Furcht aus, Karlos hoffe auf seinen Tod, könne gar sein Leben bedrohen. Die Ausgabe von 1801 ließ V. 80 zuerst die Stelle weg:

scharf hervortreten, wie es auf echt dramatische, mit Sorge für Karlos und die Königin uns erfüllende Weise im folgenden Auftritt geschieht. Alba erscheint hier als der seinem König mit kalter Entschlossenheit zur Seite stehende, seine Besorgniß wegen Karlos theilende Diener seines Grolles. Der im Gegensatze zu ihm ausgeführte Graf Lerma bürgt, als Freund des Prinzen, für dessen Herz, aber auch er kann die Gefahren seiner Heftigkeit nicht leugnen. Auch die grausame Verfolgung der Ketzer von Seiten des Königs tritt hier hervor, wogegen die Königin in ihrer reinen, hohen Weiblichkeit und ihrer herzlichen Theilnahme an dem Wohle der Ihrigen erscheint. Daß der Dichter hier ein großes Autodafé nach Madrid verlegt, ist eine glückliche Zudichtung schon der ursprünglichen Bearbeitung. Einem großen Autodafé zu Valladolid hatte Don Karlos am 21. Mai 1559 beiwohnen und dabei beschwören müssen, die Ketzer verfolgen zu wollen. Bei der Rückkehr aus den Niederlanden ward Philipp mit einem zweiten, dazu aufgesparten Autodafé zu Valladolid am 8. Oktober 1559 empfangen. Auch zur Verherrlichung der Trauung der Königin Elisabeth mit Philipp II. zu Toledo ward am 2. Februar 1560 ein großes Autodafé veranstaltet, dem außer Philipp die Königin,

---

Ich höre keine Klagen mehr. Wie kommt das?
Das, Herzog, das ist irgend ein Komet,
Der mir am Horizont sich schrecklich nähert.
Ich fürchte seine Nachbarschaft,

und schrieb nach „Seid wachsam!" zur Ausfüllung des Verses ein: „Ich empfehl' es Euch." In der ersten Bearbeitung trat auch die Eifersucht des Königs auf Karlos in scharfer, widerwärtiger Weise hervor; Philipp forderte Domingo auf, ihm morgen über sein Zusammentreffen mit diesem zu berichten, und der Auftritt schloß sehr drastisch, aber widerwärtig in Folge des Abscheus, den die Königin vor dem Autodafé äußert.

und Karlos beiwohnen mußten. So sehr galten in Spanien die Autodafés als Festbelustigungen. Hier aber läßt der Dichter von Philipp ein großes Autodafé zu Madrid veranstalten, um sich öffentlich als Verfolger der Ketzer zu zeigen.

Nachdem so unsere Furcht für den Prinzen und die Königin, deren Verhältniß zu diesem den König in Wuth versetzen würde, lebhaft erweckt ist, erklärt Karlos seinem Freunde den Entschluß, gleich morgen die Statthalterschaft von Flandern sich von Philipp zu erbitten, welche dieser ihm nicht wohl abschlagen könne, ja er hofft durch die Stimme seines Herzens sich die Gunst seines Vaters zu gewinnen. Der Marquis freut sich, den Prinzen aus seiner Verzweiflung zu frischem Leben und entschiedenem Wirken für die bedrängten Niederlande erweckt zu sehen. Aber der Zuschauer kann die Zuversicht, zu welcher der Prinz auch den Marquis fortreißt, nicht theilen. Er weiß, wie bitter verstimmt der König gegen den Prinzen, wie er von seinen Feinden Alba und Domingo umgeben ist, und von der Heftigkeit desselben muß er, wenn der König, was sehr wahrscheinlich, auf seine Bitte nicht eingehn wird, das Schlimmste fürchten, ganz abgesehen von der Möglichkeit der Entdeckung der leidenschaftlichen Unterredung des Prinzen mit der Königin. Wenn Schiller von dem ersten Aufzug in der Thalia sagte, der ganze Gang der Intrigue verrathe sich schon hier, wo und wann und wie heftig sich in der Folge die beiden Hauptcharaktere widereinander schlagen würden, so ist dies insofern richtig, als wir von dem Abprallen von Vater und Sohn, deren Richtungen so entschieden sich entgegenlaufen, alles fürchten müssen; das Abschlagen der ersten Bitte wird den Karlos heftig erregen, die Gegner werden, durch seinen erwachten Ehrgeiz aufgeschreckt, alles gegen ihn aufbieten, seine geheime Verbindung

mit der Königin und sein Einverständniß mit Flandern entdecken, und so den König zu den fürchterlichsten Entschlüssen hinreißen. Die Exposition des Stückes ist am Schlusse des ersten Aktes vollkommen beendet, da auch noch im letzten Auftritte die brüderliche Freundschaft und herzliche Verbindung zwischen Karlos und Posa besiegelt, zugleich verabredet ist, daß sie ihr Bündniß vor allen geheim halten; nur vermissen wir die Andeutung, daß der Marquis den Erfolg seiner Bitte in dem einsamen, vom Dichter zu seinem Zweck ersonnenen Karthäuserkloster bei Madrid erfahren soll, wo sie ganz unentdeckt sich besprechen zu können hoffen.

Der zweite Akt, der das Komplott zwischen Alba, Domingo und der Eboli zur Entwicklung bringt, schließt mit dem Zusammentreffen der Freunde im Karthäuserkloster und der Absicht des Marquis, dem Karlos eine Unterredung mit der Königin zu verschaffen, welche ihn, da der König die Sendung nach den Niederlanden abgeschlagen hat, zur Flucht nach Flandern auffordern soll. Läuft der erste Aufzug in ununterbrochener Zeitfolge ab, so liegt hier zwischen dem dreizehnten und vierzehnten Auftritt ein Zwischenraum von drei Tagen. Das war in der ersten Bearbeitung nicht der Fall, welche mit dem jetzigen vierzehnten Auftritt den dritten Aufzug begann. Dies konnte freilich bei der später weiter ausgesponnenen Handlung nicht mehr geschehn. Posa sagt ausdrücklich, zweimal sei die Sonne auf- und untergegangen, seit das Schicksal seines Karlos sich entschieden, dieser, wie er hofft, die erbetene Statthalterschaft erhalten habe, was erst am Morgen nach dem Schlusse des ersten Aufzugs geschehen sein kann, an welchem Karlos dem König seine Bitte vorlegen wollte. Karlos sagt ihm, vorgestern sei die Geschichte mit der

Eboli vorgefallen. Weshalb Karlos seinen Vertrauten nicht den Abend desselben Tages ins Kloster beschied, ihn so lange in Unruhe schweben ließ, sieht man nicht ein; mußte doch beiden Freunden alles daran liegen, sich gleich nach der beim Könige erfolgten Audienz zu sprechen.

Die Bitte des Prinzen hat den Erfolg, den wir fürchten mußten, aber daneben einen andern: die Stimme der Natur hat so weit gewirkt, daß der König sich entschließt, seinen Sohn sich näher treten und an den Angelegenheiten des Reiches Theil nehmen zu lassen, weshalb er dem Alba befiehlt, den Prinzen zu versöhnen. Aber gerade dieser Entschluß des Königs hat für Karlos eine gefährliche Folge: er erregt Albas Haß, den schon des Prinzen verächtliche Behandlung in Gegenwart seines Vaters glühender entflammt hatte, und bange Sorge für seinen Einfluß, woraus denn die scharfe Bitterkeit bei der beabsichtigten Versöhnung sich entwickelt, welche Karlos zu einer Forderung treibt. Dazu gibt die Art, wie der Streit durch das Erscheinen der Königin getrennt wird, Alba einen Grund, auf ein geheimes Einverständniß zwischen dieser und dem Prinzen zu schließen. Die wirkliche Herausforderung und der Königin Ruf an Karlos sind vom Dichter frei erfunden. Strada, Cabrera und Ferreras berichten vom Versuche des Karlos, den Alba mit seinem Dolch zu durchbohren, dem dieser durch Gewandheit und herbeikommende Hülfe entging. Einen andern Feind soll dem Karlos die leidenschaftliche Liebe der Prinzessin Eboli erwecken, die ihn selbst auf geheime Weise durch ein Billet zu sich laden läßt, in welchem er unglücklicher Weise die Hand der Königin zu erkennen glaubt. Da er dem Plan auf die Statthalterschaft der Niederlande entsagen muß, so ist er verblendet genug, sich der Hoffnung hinzu=

geben, die Königin, die ihn noch gestern so entschieden zur Entsagung und Tugend zu bestimmen gewußt, sei auf einmal andern Sinnes geworden, und wolle sich seiner Leidenschaft hingeben. Dies setzt freilich eine seltsame Verkennung des hohen Sinnes der Königin voraus, deren man Karlos unfähig halten sollte; schlimm genug, daß der Dichter dieses Fadens zur Durchführung der Intrigue seiner Eboli bedurfte. Als die Eboli ihren Irrthum erkennt, wird sie von gieriger Wuth über ihre Zurückweisung erfüllt; ihre nach Rache dürstende Seele läßt sie erkennen, daß die ihr verrathene Liebe des Prinzen nur der Königin gelten kann. Um ihre gekränkte Ehre zu sühnen, ist sie entschlossen, dem Könige, der sie durch Domingo hat versuchen lassen, ihre Frauenehre preiszugeben und ihm zugleich das Geheimniß der von der Königin erhörten Liebe des Prinzen zu verrathen. Nichts kann dem gegen Karlos erbitterten Dominikaner gelegener kommen, dem schon Alba seinen Verdacht und seine Sorge um den Verlust ihres beiderseitigen Einflusses mitgetheilt hat; als herrsch- und blutsüchtiger Priester, haßt und fürchtet er den Prinzen, in dem er einen Ketzer sieht, der als Regent die Herrschaft der Kirche nicht mehr anerkennen werde. Die Eboli spiegelt ihm vor, die Entdeckung, daß der König von der Königin betrogen sei, habe sie bestimmt, diesem zu willfahren. Ihre Rache ist zum Aeußersten bereit, und so geht sie auf Domingos Gedanken ein, die Chatulle der Königin nach Briefen des Prinzen zu durchsuchen. Um Philipp bei sich zu empfangen, will sie in einigen Tagen sich krank stellen. Weshalb die Zusammenkunft mit dem Könige erst nach einigen Tagen erfolgen soll, sieht man nicht ein. Hat ja Alba eben darauf gedrungen, daß der König sofort von der Eboli das ihnen so willkommene Geheimniß er-

fahren solle, da er jede Stunde den Befehl zum Abmarsche erhalten könne, aber vorher noch den Erfolg dieser Entdeckung erfahren möchte*), und es wäre seltsam, wenn die Eboli erst, nachdem sie dem Könige das Geheimniß entdeckt, ihn bei sich empfangen sollte. In der frühern Bearbeitung wollte die Eboli, ehe Alba auf Beschleunigung dringt, Domingo am nächsten Mittag in ihrem Zimmer erwarten, um ihm das Geheimniß mitzutheilen. Da die Eboli sich erst der Briefe zu bemächtigen suchen muß, würde besser der zweite Abend zur Mittheilung des Geheimnisses an den König bestimmt, diese Mittheilung aber eben bei dem Empfange des Königs gemacht. Als der Marquis am zweiten Morgen nach der Audienz den Prinzen im Karthäuserkloster trifft, wo er ihn schon zweimal vergebens aufgesucht hat (einen Grund zu dieser Verspätung des Prinzen, der sich doch mit ihm verabredet haben muß, sieht man nicht), wird er durch die unerwartete Kunde von der Ablehnung seiner Bitte, noch mehr durch das überrascht, was er von dessen gefährlicher Zusammenkunft mit der Eboli und der in Folge seines Beweises von der Treulosigkeit des Königs wunderlich erweckten Hoffnung auf die Verbindung mit der Königin vernimmt: doch weiß er den von leidenschaftlicher Gier hingerissenen Freund davon abzubringen, den er durch das Versprechen erhebt, ihm, wo möglich, schon morgen eine Unterredung mit der Königin zu verschaffen; zugleich erinnert er ihn an das bedrängte Flandern. Auf seine Absicht, ihm von der Königin die Flucht nach den Niederlanden gebieten zu lassen, weist er in unverkennbarer Weise hin. Die

*) Bei St. Réal verzögert Alba seine Abreise, weil er den Erfolg der Verdächtigung der Königin von Seiten der Eboli und einer ihrer französischen Frauen abwarten will.

Andeutung seines eben gefaßten Planes scheint hier dem Karlos gegenüber nicht wohl an der Stelle; der Dichter fügte sie wahrscheinlich bloß in der Absicht ein, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu spannen; aber auch dazu bedurfte er ihrer nicht, und wir würden die Stelle: „Nun überlaß — Munde" gern entbehren: dagegen vermißt man die Bitte Posas, ruhig den Erfolg abzuwarten und ohne ihn nichts zu unternehmen, die sich wirklich in der ersten Bearbeitung fand, wie auch die Verabredung, wann sie sich im Kloster wieder treffen wollen, da sie jede sonstige Zusammenkunft meiden müssen.

Zwischen dem zweiten und dem dritten Akt liegen die Entfernung der Eboli wegen vorgeblicher Krankheit von der Königin und der Besuch des Königs, dem sie sich preisgibt, die gefundenen Briefe des Prinzen überliefert und die Erhörung des Prinzen von Seiten der Königin versichert. Nach der oben erwähnten Aeußerung der Eboli, sie wolle in einigen Tagen krank werden, hätten wir uns zwischen beiden Aufzügen wohl noch einen oder zwei Tage zu denken, doch läßt dies der Dichter absichtlich im Dunkel, eine Freiheit, die er wohl beanspruchen darf; nur hätte er solche Bestimmungen vermeiden sollen, die offenbar der zeitlichen Darstellung widersprechen. Wenn der Marquis III, 10 sagt, zwei Tage sei es, daß er ins Königreich zurückgekommen, so ist dies (denn allgemein im Sinne von wenig, ein paar kann zwei hier doch kaum gefaßt werden) eine auffallend irrige Behauptung, und man sieht keinen Grund zu dieser genauen Zeitbestimmung, da er einfach sagen konnte, erst vor kurzem sei er zurück, wie Lerma III, 7 bemerkt: „Der Chevalier ist kürzlich erst von Reisen angelangt." Die Berufung zum Könige erfolgte IV, 3 „den Tag nachher", als Posa und der Prinz „sich zum

letztenmal bei den Karthäusern gesehen"*), also nach dem Schlusse des zweiten Aufzugs, wonach der dritte an dem frühesten Morgen des folgenden Tages beginnen muß, wonach denn dazwischen nur ein Abend und eine Nacht verfloß. Nun sahen wir aber, daß schon zwischen II, 13 und 14 zwei Tage liegen, der zweite Aufzug am Tage nach dem ersten beginnt, wonach, angenommen, daß der Marquis gleich nach seiner Ankunft in Madrid nach Aranjuez geeilt, er wenigstens schon vier Tage zurück sein muß, und seinem sofortigen Besuche von Aranjuez widerspricht es, daß die Königin schon gehört haben will (I, 4), er sei gesonnen, in seinem Vaterland sich selbst zu leben.

Die Mittheilungen der Eboli haben den König so fürchterlich aufgeregt, daß kein Schlaf in seine Augen kommt; scheint ja der Treubruch seiner Gattin unwidersprechlich bewiesen. In seiner verzweifelnden Noth läßt er am frühesten Morgen Alba rufen. Diesem wirft er vor, daß er ihn nur vor dem Ehrgeiz des Karlos gewarnt, ihn nicht auf die Gefahren hingewiesen, die ihm als Gatten drohten; aber Alba weiß sich geschickt zu entschuldigen, als weitern Beweis der Liebe des Prinzen die Zusammenkunft des Karlos mit der Königin zu Aranjuez beizubringen, die nach sichern Spuren stattgefunden, dann aber die Sache an sich als sehr natürlich darzustellen. Doch der Vor-

---

*) Ein mehrfaches Zusammenkommen bei den Karthäusern wird dabei nicht vorausgesetzt, sondern nur dieses als das letzte bezeichnet; denn vorher hatten sie sich dort noch nicht getroffen. Wenn der Marquis IV, 24 zur Königin sagt, das Karthäuserkloster sei schon lange Zeit die Zuflucht ihrer Freundschaft gewesen, so steht dies mit der sonstigen Darstellung in Widerspruch, der nicht bedeutend, aber doch leicht zu vermeiden war. Die prosaische Gestalt hat bloß „da, wo wir unsere Zusammenkünfte gehalten haben".

wurf, der für den König gerade hierin liegt, besonders aber die Hervorhebung, dieser habe seiner Gattin keine Liebe, ihr nur ein Diadem zubringen können, verletzt ihn so tief, daß er Albas Anwesenheit nicht länger dulden kann, ja nun seine ganze Aussage für den Ausfluß seines Hasses hält. Noch schlimmer trifft es der vom König darauf beschiedene Domingo, der schon dadurch, daß er Philipp verräth, er wisse von der Entdeckung der Treulosigkeit der Königin, dessen düstern Unmuth erregt, und da sein Argwohn gegen ihn bereits erwacht ist, durch die heuchlerische Weise, wie er ihn in seinem Verdacht zu bestärken sucht, dann durch seine pfiffige Zurückhaltung das Schlimmste ahnen läßt, endlich damit herausrückt, daß seine jüngste Tochter die Frucht des Ehebruchs sei, ihn das gegen sein Familienglück geschmiedete Komplott durchschauen läßt. Verzweifelnd an allen, deren Rath ihn bisher geleitet hat, fühlt Philipp sich so einsam und rathlos, daß er die Vorsehung um einen treu ergebenen, klar schauenden Mann bittet, dem er sich ganz anvertrauen könne, der ihm beistehe, die Wahrheit zu finden. Wenn man es auffallend gefunden hat, daß er hierbei den ihm wirklich treuen Grafen von Lerma übersieht, so bedachte man nicht, daß er an Lerma, wenn er auch dessen Treue nicht bezweifelt, doch jenen tiefschauenden Blick vermißt, der ihn in diesem Labyrinthe zurecht führen kann, und er gerade in dieser völligen Rathlosigkeit einen Fingerzeig von dem Himmel selbst erwarten muß. Wie der gläubige Sinn sich in seiner haltlosen Verlegenheit in aufgestochenen oder aufgeschlagenen Stellen der Bibel oder sonstiger erbaulichen Bücher Raths erholt, so greift der König zu seinen geheimen Aufzeichnungen von Namen um ihn verdienter Männer. Nachdem er sich für Marquis Posa bestimmt hat, tritt er in den Audienzsaal, wo

Alba und Domingo seiner weitern Befehle zu warten angewiesen sind. Der Dichter benutzt diesen Auftritt, um Philipps Gerechtigkeit gegen wirkliche Verdienste zu zeigen, und im Gegensatze dazu die nach der Gunst des Gebieters ihre Behandlung richtenden Höflinge. Von Marquis Posa, dem die Gunst Philipps sich zuwendet, sprechen alle jetzt mit höchster Anerkennung, indem sie seiner Verdienste gedenken. Auch in dem Auftritt zwischen Alba und dem Marquis verräth sich die gemeine Höflingsansicht, welche nur auf eigenen Vortheil ausgeht. In entschiedenem Gegensatze dazu treten die Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit des aus voller Seele sprechenden, vom allgemeinen Wohle und der Würde der Menschheit erfüllten Marquis hervor, der gerade dadurch die edlen Regungen nicht unzugängliche und durch die ungewohnte Erscheinung eines solchen Mannes mächtig getroffene Seele Philipps gewinnt. Der Akt schließt mit dem Auftrage des Königs an Posa, sich an die Königin und den Prinzen zu drängen, um über seinen Verdacht, an dessen Berechtigung er schon trotz der vorliegenden Briefe zu zweifeln begonnen hat, ins klare zu kommen. So hat also der Marquis die gewünschte Gelegenheit erlangt, der Königin den Wunsch des Karlos mitzutheilen und sie zu bitten, diesen zur Flucht aufzufordern, wodurch es ihm nicht schwer fallen konnte, seinen Zweck mit Karlos durchzusetzen: aber hier mischt sich, wie wir schon ausführten, ein ganz anderes abenteuerliches und nach beiden Seiten unredliches Spiel des Marquis ein, der den König von einem Verdachte gegen den Prinzen und die Königin befreien möchte, was er leider auf so ungeschickte Weise beginnt, um mit seiner Selbstaufopferung zu schließen.

Im vierten, unmittelbar sich anschließenden Akte bewirkt

das eigene Eingreifen der Königin die unglücklichste Verwicklung, die zur Gefangennahme des Prinzen, zur Entdeckung der Eboli und zur Selbstaufopferung des Marquis führt; letzterer bereitet die Entweichung des Prinzen vor und erhält von der Königin das heiligste Versprechen, diese zu befördern, dem Prinzen in seinem Namen die Sache der Menschheit ans Herz zu legen und sie mit ihrer hohen Liebe gleichsam zu heiligen. Hier treten wir in den Saal der Königin, wo wir statt der verabschiedeten Mondekar die gegen die Eboli Verdacht schöpfende Gräfin Fuentes finden. Den Namen nahm der Dichter von Pedro Henriquez de Toledo d'Azevedo Graf von Fuentes, der freilich zur Zeit erst im achten Jahre stand, später unter dem Herzog Alba in Portugal kämpfte, erst 1582 nach Albas Tod General ward, 1591 nach den Niederlanden kam, und 1643 bei Rocroi fiel. Hier könnte nur dessen Mutter gemeint sein. Nachdem wir zunächst vernommen, daß die Königin den Schlüssel ihrer Chatulle vermißt, ohne zu ahnen, welches Verbrechen die eben wiederhergestellte, aber von der Last ihrer Schuld niedergedrückte Eboli begangen, erscheint Marquis Posa mit dem Auftrag des Königs, heute den französischen Gesandten nicht zu empfangen, ein Befehl, der seltsam genug ist und jedenfalls mit Verwunderung, ja mit Widerwillen von ihr aufgenommen werden mußte. Dann erst kommt er auf den Wunsch des Prinzen; er fordert sie auf, ihn bei der in Aussicht gestellten Zusammenkunft zum Entweichen nach den Niederlanden zu bestimmen, worauf diese mit Begeisterung für die große und schöne Sache eingeht. Als er darauf zu Karlos kommt, ist dieser sehr aufgeregt durch die Mittheilung Lermas (der von jetzt an etwas sonderbar ausplaudert, was er im Kabinet bemerkt hat), der Marquis habe eine lange Unterredung, in welcher auch seiner

und der Königin gedacht worden, mit dem König gehabt und dessen warmes Zutrauen sich erworben. Kann auch der Prinz den von Lerma geäußerten Verdacht nur als eine Grille betrachten, so muß doch die Unaufrichtigkeit, daß Posa ihm über seinen Besuch bei dem Könige nicht Rede steht, ja geradezu ihn täuscht, schlimme Bedenken in ihm erregen, so daß er in arger Zerstreuung die von der Königin geschriebenen Zeilen ungelesen einsteckt. Von neuem durch den Marquis darauf hingewiesen, fühlt er sich freilich von dem unerwarteten Inhalt begeistert. Darauf macht der Marquis ihm die sonderbare Zumuthung, ihm seine Brieftasche mit ihrem Inhalt zu übergeben, ohne irgend einen andern Grund dafür anzuführen, als daß er überrascht werden könne. Das wunderliche Geheimthun und Zurückhalten müßte Karlos noch mehr auffallen und ihn tiefer verletzen, als es wirklich thut. Auch jetzt, wo Posa seine Absicht erreicht hat, bleibt sie dem Zuschauer höchst räthselhaft; selbst durch die Bemerkung, der Glaube des Königs an ihn, mit dem er doch immer sein Spiel treibt, ja gegen den er den Aufstand ins Werk setzt, fordere Dankbarkeit, erhält sie kein Licht. Das jetzige Eingreifen der Königin in die Handlung bewirkt hier, wie es mehrfach in unserm Stücke der Fall ist, gerade das Gegentheil ihrer Absicht. Sie muß sich überzeugen, daß der König selbst das Erbrechen ihrer Chatulle veranlaßt hat; alle ihre Betheurungen und ihr offenes Bekenntniß helfen ihr nichts gegen seine erwachte wüthende Eifersucht, die ihn zu den schrecklichsten Drohungen hinreißt, und sich erst abkühlt, als er sie erschöpft niederstürzen sieht. Ist auch der Verdacht des Königs dadurch erschüttert, so soll doch die am Hofe bald entstellt verbreitete Kunde von dem blutigen Sturze der Königin gleichfalls für die weitere Entwicklung besonders ver=

hängnißvoll sein. Der Marquis bringt dem Könige die Brieftasche, deren Inhalt diesen vom argen Verrathe der selbst in den Prinzen verliebten Eboli überzeugt, und seinen Verdacht gegen Karlos dadurch mindert, daß sich keine Briefe der Königin finden. Darauf baut der Marquis, indem er dem Könige einredet, die Verbindung zwischen der Königin und dem Prinzen beschränke sich darauf, daß sie diesen bestimmt habe, sich die Statthalterschaft in Flandern zu erbitten, wenn es auch freilich möglich sei, daß der Prinz sie liebe, was weiterer Untersuchung bedürfe. Um aber diesen jetzt von etwaigen verzweifelten Entschlüssen abhalten zu können, erbittet er sich vom Könige einen nur im äußersten Falle zu benutzenden Verhaftsbefehl; dessen bedarf er aber nicht, um den König sicher zu machen, noch weniger sehen wir, daß Karlos ein solches Verfahren nöthig machen könnte. Hier tritt nun wieder Graf Lerma ein, der freilich den Prinzen wegen des Unfalls seiner Mutter beruhigt, aber den durch den Schrecken ihretwegen aufgeregten Lerma erfüllt die Kunde, daß Posa seine Brieftasche dem Könige gegeben hat (denn daß er nicht alle Briefe, auch den von der Königin nach Alkala geschriebenen, diesem überantwortet hat, kann er nicht ahnen), mit der entsetzlichsten Angst für dessen Mutter, die er vor den nun offenbaren Ränken des im Dienste des Königs stehenden Marquis warnen zu müssen glaubt. Ganz außer sich gesetzt, will er zur Eboli, um durch diese, was auch daraus folgen möge, Zutritt bei der Königin zu erlangen. Ein verzweifelteres Mittel gibt es freilich nicht, aber kein anderes scheint möglich, und Karlos ist großmüthig genug, zu glauben, die Eboli wolle ihm, trotz der kalten Zurückweisung ihrer Liebe noch immer wohl, sie sei sein einziger „Freund“, den er doch eher in Lerma finden sollte. Den darauf erfolgenden Versuch Albas

und Domingos, den Marquis bei der Königin zu verdächtigen, könnten wir wohl entbehren, abgesehen davon, daß nicht abzusehn, von welcher Seite diese wissen, daß Papiere des Prinzen durch diesen in die Hand des Königs gekommen. Die Verhaftung des Karlos wird durch die Szene mit der Eboli eingeleitet. Der Prinz bittet diese, nach einer überlangen flehenden Beschwörung, die erlittene Beleidigung ihm großmüthig zu verzeihen und ihm nur einen Augenblick Zutritt zu seiner Mutter zu verschaffen. Posa kommt gerade, man sieht nicht recht, was ihn gerade hierher führt (vgl. oben S. 125), als Karlos vor der Eboli sich niedergeworfen hat. Da er fürchtet, dieser habe ihr seine Liebe gestanden oder wolle es eben thun, zu welcher Furcht aber keine genügende Veranlassung vorliegt, zieht er die Eboli mit Gewalt von ihm weg, übergibt ihn selbst als Gefangenen den beiden ihn begleitenden Offizieren. Den Namen des Grafen von Cordua nahm Schiller aus St. Réal, der unter denjenigen, welche Philipp bei der Verhaftung seines Sohnes begleiteten, den Dom Diegue de Cordoüe*) nennt. Da die Eboli nicht gesteht, daß Karlos ihr etwas gesagt habe, will Posa, um ihren Verrath zu verhindern, sie erstechen, doch bald verwirft er dies als feig und grausam, und es fällt ihm ein anderes Rettungsmittel ein. Er enteilt, um dieses rasch ins Werk zu setzen. Die Schwäche der Motivirung ist schon oben S. 125 bemerkt. Daß der Zuschauer gar nicht ahnen kann, welches Rettungsmittel er im Sinne hat, wirkt nicht spannend, sondern störend. Da die Eboli fürchten muß, Karlos sei in Folge ihrer Verdächtigung verloren, so wird sie von

*) Der Uebersetzer schreibt Cordova. Zeiller nennt das Geschlecht „von Cordova oder Cordua". Bei Ferreras ist Don Diego de Cordova Oberstallmeister des Königs.

ängstlicher Reue getrieben, die Schreckenskunde der Königin mitzutheilen, und sich selbst als die Schuldige anzugeben. Die hehre Milde derselben vergibt ihr, daß die eifersüchtige Liebe sie zum Raube der Briefe und zu ihrer schändlichen Anklage getrieben habe; als diese aber ihr auch ihre Verführung durch den König nicht verheimlichen kann, da gebietet freilich die Ehre ihre Entfernung. Posa hat mittlerweile das einzige Rettungsmittel, das ihm übrig schien, ergriffen. Sein erster Gang ist zur Königin, deren hohe Weiblichkeit, selbstbewußte Entschiedenheit und reine Begeisterung ihn ergriffen, deren warmer persönlicher Antheil an ihm selbst ihn mächtig angezogen und ihn ganz ihr zu eigen gemacht hat. Wenn sie den Prinzen mit inniger Theilnahme seines edlen Herzens und seiner reinen Jugendfrische wegen liebt, so bewundert sie in dem Marquis den gereiften Mann, dem ihr vollstes Zutrauen und ihre tiefste Verehrung zugewandt ist, wie dieser sich unwiderstehlich zu ihr getrieben fühlt. Ihr muß er auch zuerst sein trauriges Geheimniß mittheilen, da seine Zeit so kurz bemessen ist, ihr die Flucht von Karlos und diesen selbst ans Herz zu legen, ihr seinen letzten Willen mittheilen, und er hofft mit einem Segensworte von ihr ins Jenseits entlassen zu werden. Karlos soll noch diese Nacht entweichen, wozu er alle nöthigen Vorbereitungen getroffen hat. Er selbst klagt sich der Vermessenheit an, daß er den Zufall zu lenken versucht und ein gefährliches Spiel gewagt habe. Sehr störend wirkt, daß auch hier weder der Plan Posas noch die Art seiner Selbstaufopferung dem Zuschauer klar wird; freilich gewinnt dadurch die Rührung, da, wenn wir hier schon die große Unbesonnenheit seines ganzen Handelns durchschauten, wir mehr seine Thorheit anklagen als sein Herz rühmen müßten. Posa fühlt sich, als er der Königin

seinen letzten Willen mitgetheilt hat, ganz beruhigt, aber ihr tiefer Schmerz um seinen ihr unersetzlichen Verlust kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er aus Ehrsucht sich in den Tod gestürzt, und als sie sich überzeugen muß, daß er unrettbar verloren sei, klagt sie, in ihm sei ihr das Ideal eines Mannes geschwunden, das sie in ihm verehrt habe. Der Marquis fühlt die Gerechtigkeit des Vorwurfs, aber gerade in ihm geht ihm die unendliche Liebenswürdigkeit der Königin auf, und wie schön das Leben an ihrer Seite gewesen sein würde, das er auf immer verscherzt hat. Gegen die hohe Tragik dieser Szene, auf die wir Schiller (S. 89) das höchste Gewicht legen sahen, tritt alles folgende in Schatten, selbst das letzte Gespräch des Marquis mit dem gegen ihn zu sehr verlierenden Freunde, das mehr unsere Neugierde befriedigt, da es Licht über das Handeln des Marquis verbreitet, als daß es eine gleich hohe Rührung erregen könnte. Am meisten fallen die folgenden Auftritte, wie glücklich der Dichter sie auch belebt hat, gegen die hohe Tragik ab, in welcher der Schwärmer Posa eigentlich vor sich selbst vernichtet ward.

Der Trug des Marquis beginnt zu wirken. Wir treten wieder in das Vorzimmer des Königs (es ist die siebente Verwandlung der Szene in diesem Aufzug), wo man der Ankunft Posas harrt, als der Generalpostmeister mit dem vom Marquis ängstlich ihm übergebenen an Wilhelm von Oranien gerichteten Briefe kommt, um ihn dem König auszuliefern. Darauf treten eben von Saragossa zurückkehrende Granden auf, welche die wegen der Verhaftung des Prinzen in ganz Madrid herrschende Aufregung schildern und über diese Verletzung der Staatsverfassung ihren Unwillen aussprechen. Diese Verletzung der Verfassung nebst der Aufregung des Volkes ist Zuthat des Dichters. St. Réal

spricht nur davon, daß der König nach der Verurtheilung des Prinzen einen Aufstand gefürchtet und deshalb Madrid nicht verlassen habe. Alba will es wagen, die Entrüstung über die Verhaftung dem Könige vorzustellen, als Lerma ihn ins Kabinet des Königs ruft und, nach der Meldung, Posa müsse, wenn er komme, warten, bis er garufen werde, die in Folge des Briefes eingetretene Erschütterung des zu Thränen gerührten Königs schildert. Die Zeit bis zur Rückkehr Albas, der jubelnd verkündet, daß er und Domingo wieder zur Herrschaft gelangt und die sämmtlichen Granden ins Kabinet beschieden seien, wird durch die hastig hereinstürzende Eboli ausgefüllt, die voll reuiger Angst, der König werde des Prinzen Todesurtheil unterschreiben, diesem ihre Schuld gestehn will. Domingo, der ihre Enthüllungen fürchten muß, und Feria halten sie zurück, als Alba herausstürzt. Was sie zuletzt thut, läßt der Dichter unentschieden, da der Vorhang fällt. Die drei letzten Auftritte stellen in echt dramatischer Belebung den Sturz des Marquis dar, der sich nicht mehr bei Hofe sehn läßt.

Der fünfte Akt bringt die Katastrophe des Marquis, die für den Zuschauer im Grunde schon ausgespielt hat, und den überraschend unglücklichen Ausgang des im ersten Theile des Stückes hervorgetretenen Prinzen. Die den Akt eröffnende Unterredung zwischen Posa und dem gefangenen Karlos wird durch Albas Ankunft unterbrochen, der dem Prinzen seine Freiheit im Namen des Königs ankündigt und, als dieser seinen Degen nur aus des Königs Hand zurücknehmen zu wollen erklärt, ihm auch diese Gunst in sichere Aussicht stellt. Die Art, wie Posa von Alba nicht beachtet, nur nebenbei als Betrüger bezeichnet wird, ist etwas auffallend. Posa gibt dem Prinzen einen Theil seiner

Briefe zurück, klärt ihn über sein nur zu seiner Rettung unternommenes gefährliches Spiel auf, dessen Ausgang ihn gezwungen, sich selbst zu opfern, und er bittet ihn, sich für Flandern zu retten. Was er ihm sonst auf die Seele binden will, hat er der Königin aufgetragen. Die Auskunft, die er hier gibt, kann dem Zuschauer, für den sie etwas spät kommt, nicht ganz genügen, und um so weniger, je lebhafter er sich des vor seinen Augen Geschehenen erinnert. Posas unbegreifliche Unbesonnenheit tritt hier ins hellste Licht. Karlos will sogleich zu Philipp, um ihm die wahre Lage der Sache mitzutheilen. Wenn er trotzdem so lange sich halten läßt, bis der von Alba befohlene Schuß den Marquis niederstreckt, so bleibt dies immer etwas störend. Daß Philipp auf Albas Rath den Marquis ohne Urtheil gewaltsam aus dem Wege schafft, ist glücklich erfunden. Bei St. Réal fällt er Nachts durch Meuchelmörder, die Philipps Eifersucht gedungen hat. Des Prinzen fürchterlicher Schmerz über die Ermordung des einzigen Freundes erschüttert den zu seiner Freigebung mit den Granden eintretenden König, der zu seinem Erstaunen hört, daß der Ermordete ihm zu Liebe sein Leben geopfert. Auch die Granden fühlen sich dadurch niedergeschmettert; der König liest in ihrem Schweigen seine Verurtheilung. Die Kunde vom Aufstande Madrids zu Gunsten des Prinzen, der eine Erfindung des Dichters ist, vernimmt er nicht; starr steht er da, bis er endlich aus seiner Betäubung erwacht und sich von allen seinen Granden gegen den Prinzen verrathen wähnt; erschöpft von der fürchterlichen Aufregung, fällt er ohnmächtig in Albas und Lermas Arme.

Nach der Entfernung des Königs und seiner Granden wird die Entwicklung des unglücklichen Unternehmens des Prinzen

durch seine Sendung der Königin an ihn eingeleitet. Der Leibarzt der Königin, „Don Ludwig Merkado“, erscheint, an dessen Stelle schon die prosaische Bearbeitung einen Pagen einführte. Lodovico de Mercado war der auch als Schriftsteller bekannte Leibarzt Philipps in seinen letzten zwanzig Jahren, der ein Jahr nach ihm in seinem 86. Jahre starb. Schon bei Brantôme fand er diesen, wo er den latinisirten Namen Mercatus führt. Er kam erst viele Jahre nach dem Tode von Karlos an den Hof. Philipps damaliger Leibarzt war Olivarez, von dem Karlos nach der Aussage von Luis Cabrera vier Tage vor seinem Tode eine Arznei erhielt, die üble Folgen hatte. Den Leibarzt der Königin kennen wir nicht. In Alkala soll Karlos von dem Leibarzte Andrea Basilio behandelt worden sein. Früher war Antonio Vesale, lateinisch Vesalius, aus Wesel, woher sein Name, erster Leibarzt. Schiller kannte wohl nur den Mercado. Der Leibarzt verkündet Karlos, daß die Königin ihm den letzten Willen Posas mitzutheilen habe: deshalb möge er (dies sei das einzige Mittel, die Zusammenkunft zu ermöglichen) um Mitternacht unter der Verkleidung seines Großvaters bei ihr erscheinen, der nach dem Volksaberglauben in Mönchsgestalt um diese Zeit im Palast umgehe. Letzteres ist eine Erfindung Schillers, der in Mannheim nach Streicher ein Drama entworfen hatte, in welchem ein Gespenst die tragische Wirkung hervorbringt. Jetzt kommt auch Lerma zurück, der ihn als treuer Freund warnt, und bittet, ohne Aufschub zu fliehen, wozu er ihm auch einen Dolch und Terzerolen gibt. Seltsam ist, daß auch er von der Königin erfahren hat, Karlos solle noch heute Nacht fliehen und daß die Post ihn im Karthäuserkloster erwarte. Das ist bei der jambischen Bearbeitung unglücklich genug eingefügt worden. In der

frühern prosaischen Bearbeitung weiß Lerma davon nichts; er warnt bloß den Prinzen, drängt ihn zur Flucht, gibt ihm einen Dolch und nimmt von ihm rührenden Abschied. Die Uebergabe des Dolches war hier dadurch veranlaßt, daß Karlos sich am Schlusse mit einem Dolche erstechen sollte.

Sofort wird nun die Entdeckung der Flucht und somit die Schlußkatastrophe eingeleitet. Leider muß große Unvorsichtigkeit in den von Posa zur Flucht getroffenen Veranstaltungen angenommen werden, um die Entdeckung zu ermöglichen. Wir werden wieder (daß es Nacht ist, hätte angedeutet werden sollen) in das Vorzimmer des Königs eingeführt, wo wir von Feria vernehmen, Philipp wolle keinen Menschen sprechen. Da kommt Alba mit der Entdeckung wichtiger Papiere, welche die Flucht des Prinzen, der noch vorher mit der Königin sich unterreden solle, verrathen und über den ganzen Plan der Empörung der Niederländer die ausführlichsten Mittheilungen enthalten. Wie aber ist es möglich, daß Posa so wichtige Papiere einem Karthäusermönche anvertraut hatte, statt sie der Königin zu übergeben, die er noch zu sprechen sicher hoffen durfte, da er sich zu dieser gleich nach der Abgabe des sein Verderben veranlassenden Briefes an Taxis begab? Freilich unwahrscheinlich ist, was die prosaische Bearbeitung an dessen Stelle hat, man habe unter Posas Papieren (dieser wäre also unvorsichtig genug gewesen, sie nicht zu vernichten) einen angefangenen Brief an Egmont gefunden, der von der heimlichen Flucht des Prinzen um Mitternacht spreche. Alba will mit Gewalt ins Kabinet des Königs, als dieser selbst heraustritt. Hier wird gleich die Heranziehung der Inquisition eingeleitet. Der König ist nicht wegen der Empörung des Prinzen besorgt, der Gedanke, der ihn jetzt ganz be=

herrscht, ist die Größe des von ihm gemordeten Posa, der so klein von ihm gedacht und ihn preisgegeben habe; dies erfüllt ihn mit bitterm Neide und brennendem Schmerze. Das stimmt nicht wohl zum siebenten Auftritte, wo Lerma berichtet, der König wüthe gegen den Prinzen und man mache Anschläge gegen diesen. Doch, Posa zum Trotze, dessen hohe Seele warm für die Menschheit und ihre glückliche Zukunft geschlagen, will er diese schönen Träume grausam zerstören, ärgsten Schrecken und schwerste Unterdrückung in seinem Reiche herrschen lassen, damit auf Menschenalter an eine Herstellung nicht zu denken ist; zunächst soll ihm der Prinz büßen, auf dessen Herrschaft der Schwärmer seine Hoffnung gesetzt hatte. Erst, als er sich dazu entschlossen hat, läßt er sich die auf Karlos bezüglichen Briefe von Alba geben, und als er darin eine Zeit lang gelesen, ohne irgend eine Aeußerung über ihren Inhalt sich entfahren zu lassen, den Großinquisitor zu sich rufen; sein Entschluß steht fest, er will von diesem darin nur bestärkt werden.

Jetzt mehren sich die Beweise der beabsichtigten Flucht. Taxis, von dem man nur nicht sieht, wie er auf einmal da ist, da er unter den Anwesenden früher nicht erwähnt wird*), verkündet die Bestellung der Post vor dem Karthäuserkloster, wozu Alba noch das Herüberschaffen des prinzlichen Reisegeräthes dorthin (sollte der Marquis so unbesonnen gehandelt haben?) und das Aufbringen großer in Brüssel zu erhebender Summen auf den Namen der Königin hinzufügt, was auch höchst unvorsichtig von

*) Das Versehen erklärt sich daraus, daß bei der frühern prosaischen Fassung Taxis die Nachricht von der Bestellung der Post Alba und Feria bringt, was jetzt weggefallen ist. Dort gibt Feria dem Alba von der Entdeckung der Briefe Kunde, nicht umgekehrt, wie hier.

Seiten der Königin gewesen wäre, die hierzu solcher Aufnahmen nicht bedurfte.

Der König faßt jetzt das, was zunächst zu thun ist, ins Auge; er denkt, den Prinzen bei der geheimen Unterredung mit der Königin, welche die Briefe verrathen haben, zu überraschen. Albas Kunde von dem frühen Schlafengehen der Königin, gibt ihm einen Fingerzeig, daß es bald an der Zeit sei*), einen noch nähern die Kunde von der im Zimmer der Königin verschwindenden gespenstigen Erscheinung, die den Befehl veranlaßt, alle Zugänge zum Palaste derselben zu besetzen. Jetzt, wo der König sicher ist, den Prinzen bei der Königin zu überraschen, tritt der Inquisitor ein, welchen der Dichter zu größerer Wirkung zu einem blinden Greise von neunzig Jahren macht, der von zwei Dominikanern geführt wird, wie Sophokles den in mancher Beziehung ihm ähnlichen Tiresias von einem Knaben führen läßt.**) Dieser beugt den König, wie sehr er auch widerstreben mag, unter sein hartes Joch; Philipp übergibt seinen Sohn, dessen Tod er

) Die hier genannte Herzogin von Arcos ist eine bloße Erfindung des Dichters, der bei Ferreras fand, daß ein Herzog von Areos 1570 die Mauren bezwang. Nach St. Réal (vgl. S. 35) war die Herzogin von Alba eine der ersten Damen der Königin. Vgl. S. 64

**) Schiller gibt ihm keinen Namen, obgleich er aus St. Réal wußte, daß der Großinquisitor der Kardinal Spinosa oder, wie der Name in der deutschen Uebersetzung entstellt wurde, Spinola war, ja in der „Thalia“ wurde er II, 1 der „Kardinal und Großinquisitor Spinola“ genannt. Diego Espinosa, Präsident des Rathes von Kastilien, wurde im Jahre 1566 zum Koadjutor des Großinquisitors Juan Alfonso Valdez ernannt, zwei Jahre später, nach der Gefangennehmung von Karlos, Kardinal und Großinquisitor. Er stand noch im besten Mannesalter, als er, kurz nachdem er sich Philipps Ungnade zugezogen hatte, 1572 starb. Sein Vorgänger Valdez starb 1568, nach Ferreras im Alter von mehr als neunzig Jahren. Letzteres chwebte wohl Schiller vor.

schon, trotz der sich regenden Stimme der Natur, bei sich festgesetzt hat, dem geistlichen Gericht. Der König überrascht den Prinzen, als er sich von der Königin verabschiedet hat und eben die Maske wieder vornehmen will, um sich zu entfernen. Mit finsterm Hohne tritt er zwischen ihn und die Königin, die ohnmächtig in des Sohnes Arme fällt, und überweist ihn mit kalter Ruhe dem Großinquisitor. So ist der schöne Freiheitstraum des Prinzen und seines schwärmerischen Freundes zu nichte gemacht. Der kalten Grausamkeit des erbitterten Philipp und der fanatischen Herrschsucht der Inquisition gehört das größte Reich der Welt jetzt an, und keine Hoffnung auf glücklichere Zeiten der Menschheit erhebt sich, die freilich der schwärmerische Posa, den die That als so unbesonnen erweisen sollte, vorhergesehen hatte. Ein begeistertes Wort des Karlos hätte hier wohl seine Wirkung gethan, aber dem Dichter war es am Schlusse bloß um eine tragische Erschütterung zu thun; dieser trostlose Untergang schien ihm von ganz besonderer Wirkung. So schließt das mit lokaler Färbung des spanischen Lebens getränkte, ja fast übersättigte Stück.

Wenden wir uns zur dichterischen Ausführung, so treffen wir hier im ersten Theile des Stückes bei aller nüchternen Berechnung der Wirkung einen mächtigen, oft gewaltsamen, in Shakespeares Nachahmung sich gefallenden Schwung und übermäßige Breite der Darstellung, die auch vor Widrigem nicht zurückscheut. Freilich ist vieles durch die vom Dichter selbst vorgenommenen Kürzungen weggeschafft worden, aber dies ist nicht durchweg geschehen, und durch das Ausscheiden manches dunkel, fast unverständlich geworden. Beim zweiten Theile war der Dichter schon maßvoller, da der Umfang, den die Handlung

bedingte, ihn sich kürzer fassen ließ; auch lag hier größtentheils eine prosaische Fassung zu Grunde, die Schiller nur hob und im einzelnen weiter ausführte, freilich auch vieles änderte, wobei einiges zu den Aenderungen nicht Passende stehen blieb. Auch in diesem Theile traten später Kürzungen ein, welche zuweilen Dunkelheiten verursachen, doch manche schöne, aber zu breite Ausführung zu streichen konnte der Dichter sich nicht entschließen. Der Ausdruck wilder Leidenschaft und schwärmerischer Glut gelang Schiller hier ganz besonders, doch wußte er sich freilich nicht überall zu mäßigen, da ihm noch die künstlerische Beschränkung abging, in welcher die wahre Freiheit liegt. Das Drama ist, wie an äußerst wirksamen tragischen Situationen, so auch an zündenden, mit der ganzen Kraft begeisterten Schwunges treffenden, die Einbildungskraft mächtig fortreißenden, in das Herz dringenden Stellen reich, aber es findet sich auch viel Ueberspanntes und Unklares, ja Räthselhaftes.

Den Charakteren, die unter den manchen Umgestaltungen, die das Stück erfuhr, leiden mußten, fehlt, abgesehen davon, daß einzelne sich widersprechende oder sich schwer vereinigende Züge durch den Verlauf der Handlung eingemischt wurden, der Hauch persönlichen Lebens, sie sind nach verständiger Berechnung durch die Einbildungskraft ausgeführte Bilder, die nicht dichterisch angeschaut, sondern aus einzelnen Strichen künstlich zusammengesetzt sind. Schiller selbst sagte zur Zeit, wo er am Wallenstein dichtete, in Karlos, der, wie sehr er ihn auch jener Epoche seines Geistes verzeihe, ihn jetzt anekle, habe er durch schöne Idealität in Posa und Karlos die fehlende Wahrheit zu ersetzen gesucht. Nur die Königin, die Eboli und Lerma haben lebendige Persönlichkeit, gerade die fünf Hauptcharaktere sind bei aller

Schärfe einzelner Züge am wenigsten Wesen von Fleisch und Blut. Zuweilen sprechen die Personen statt der ihnen gemäßen Gesinnungen und Gedanken eigene Vorstellungen des Dichters aus. In Philipp wollte dieser das auch bei dem tyrannischen Despoten nicht ganz erstorbene menschliche Gefühl hervorheben, wodurch sein Bild an lebendiger Anschauung verliert, wenn er uns auch menschlich näher tritt. Der geschichtliche Philipp ist eine bei weitem großartigere Erscheinung, aber der Dichter wollte eben auch ihn von seiner tragischen Seite zeigen, ja das ganze finstere, tyrannische Wüthen dieses ungeheuren Charakters sollte zuletzt als Folge der Täuschung seines auf den Marquis gesetzten Vertrauens erscheinen, womit es freilich nicht stimmt, daß seine blutgierige Herrschaft vom Marquis und von Karlos scharf gezeichnet wird, ja auch sonst, besonders in seinem Eifer für die Inquisition, hervortritt, unter die er selbst zuletzt sich widerwillig fügen muß. Rötscher hat manche treffende Bemerkung über die Darstellung Philipps gemacht, aber wenn er ihn für den dramatischsten Charakter von allen schillerschen erklärt, so übersah er, daß ihm die feste Geschlossenheit des einheitlichen Charakters abgeht, wie dankbar er auch für einen genialen Schauspieler ist.

Die Sprache des Dramas ist kräftig und schwungvoll, aber häufig gesucht und überschwänglich, da der Dichter es auf eine glänzende Darstellung abgesehen hatte; doch leidet der zweite Theil des Stückes daran weniger. Neben der meist gehobenen Sprache fehlt es auch nicht an Stellen, wo der Dichter zur nüchternsten Prosa herabsinkt, wie II, 4, 42 f.: „Eine andre Sonne, als vorhin dagewesen war“, 7, 67: „Wen auf der Welt kann man das (stehn lassen) nicht?“ 17, 180 f.: „Als du mich

gerne glauben machen möchtest", IV, 4, 26: „So lang mir denkt" (mundartlich), 6, 7: „Was ich ihn zeihe (mißtrauisch zu sein), werd' ich selbst."

Die Verse sind in den drei ersten Akten strenger gehalten als in den letzten, wo freilich die Jamben sich herauslesen lassen, aber die Verse so ineinander gehen, daß sie wie gewöhnliche Prosa verlaufen, wie z. B. am Ende des Verses häufig der Artikel oder eine Präposition oder ein Beiwort steht, das unmittelbar mit dem ersten Worte des folgenden Verses verbunden ist, wie z. B. „des | Palastes", „der | Chatulle", „auf | den", „gegen | den", „in | dem", „in | so fürchterlichen", „von | mir", „keinem | Gehülfen", „ihrem | Gesichte." Viel seltener als später erlaubt sich der Dichter einen Anapäst, wie in den Versanfängen „O Himmel und Erde", „Keinen Einwurf" und bei dem Worte Königin, wo die beiden letzten Silben den Anapäst beginnen. Billet und Medaillon, werden Billiet, Medallion, gesprochen, wie in der Jungfrau von Orleans Chatillion, Saintrallies. Freilich wird das i in Billet auch sonst verschlungen, das Wort jambisch gemessen. Marquis hat immer den Ton auf der ersten Silbe; Chevalier wird dreisilbig, Valois zweisilbig, Sire, Ruy und pfui einsilbig gebraucht. Jambische Messungen, wie von sieht sie glücklich, Kommen, nicht wahr, weg, weg, kommen in den spätern Stücken mehr als hier vor. Aus einsilbigen Worten bestehende sehr harte Verse fehlen nicht, wie: „Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt." Nicht selten hat der Vers durch die spätere Kürzung gelitten. So sind V, 4 in den Versen:

Bestohlen — O der königlichen Dummheit,
Die so viel Göttliches zerstört! Was werden,

die Worte „O der . . . zerstört!“ gestrichen worden, wodurch ein Vers: „Bestahlen — Wos werden“ entstanden ist, der nur als ein zweifüßiger Vers mit einem Anapäst an zweiter Stelle gelesen werden kann. Die Zahl der fünf Füße hat Schiller seltener als in seinen spätern Stücken verletzt, doch sind durch die vorgenommenen Kürzungen an manchen Stellen neue vier- und sechsfüßige Verse entstanden. Siebenfüßler finden wir nur zwei, beide im fünften Akte. Sechsfüßler zählen wir in den drei ersten Aufzügen (3353 Verse) nur 21, in den beiden letzten (2017 Verse) 53; von diesen 74 Sechsfüßlern sind 26 erst durch spätere Kürzung entstanden. Verse von vier Füßen haben die drei ersten Aufzüge nur 11, die beiden letzten 30, und 6 von diesen 41 Vierfüßlern hat die Kürzung verursacht. Ein dreifüßiger Vers ist im zweiten Akte durch eine spätere Kürzung hereingekommen, ebenso die beiden zweisilbigen Verse in II, 4 und V, 4. Gereimter Verse, die wir zuweilen im Wallenstein, häufiger in den spätern Stücken finden (vgl. die Erläuterungen zu Wallenstein S. 208), hat sich der Dichter im Karlos ganz enthalten; nur der 1796 im vierten Akte eingeschobene Monolog des Marquis schließt mit 6 Reimversen.

IV. Entwicklung der Handlung.*)

Erster Akt.

Karlos erhält durch Vermittlung des zu seiner freudigen Ueberraschung aus Brüssel zurückgekehrten Marquis Posa eine Unterredung mit der Königin, welche ihn bestimmt, seiner Liebe zu entsagen und sich der bedrängten Niederlande anzunehmen. Schon morgen will er bei Philipp sich die Statthalterschaft der Niederlande erbitten. Mit dem Marquis schließt er den innigsten Lebensbund. Philipps Eifersucht kommt zu einem Ausbruche.

Erster Auftritt, Der Beichtvater des Königs, der den Grund von des Prinzen düsterer Verstimmung erfahren möchte, wird von diesem zurückgewiesen. In der ersten Bearbeitung war die Schönheit der von Philipp angelegten Gärten zu Aranjuez mit ihren wunderbaren Wasserwerken frei ausgeführt. Vgl. S. 66. 170*.

Domingo, der dem Prinzen die Absicht des Hofes, heute Aranjuez wieder zu verlassen, mittheilen soll, benutzt diese Gelegenheit geschickt zu seinem Zweck, indem er daran anknüpft, daß er hier nicht heiterer geworden. Er bittet ihn, sein Herz dem

*) Nach der letzten von Schiller 1805 für sein Theater gemachten, in die Werke übergegangenen Redaktion.

Vater, der durch sein räthselhaftes Schweigen beunruhigt sei, zu eröffnen.*) Was könne ihm fehlen? Als ihm zu Toledo gehuldigt worden**), habe sein Herz vollständig befriedigt geschienen; woher könne denn der Kummer kommen, der seit acht Wochen (wir hören später, daß er so lange von Alkala zurück ist) zu allgemeiner Trauer ihn befallen habe? Domingo, der des Prinzen Liebe zur Königin ahnt, erwähnt absichtlich seine Mutter, und die Heftigkeit von Karlos leidenschaftlich aufgeregter Natur läßt diesen, der bisher geschwiegen, ja zuletzt sich von Domingo abgewandt hatte, sich umdrehen und durch den Ausruf „Mutter" sich verrathen; doch faßt er sich bald***), und er ruft aus: wie

---

*) Er redet ihn als „Königliche Hoheit" an. Die eigentliche Anrede ist „Eure Hoheit" (su altezza). Der älteste Sohn des Königs erhält als Thronfolger den Titel „Prinz von Asturien" und wird als solcher auch Prinz angeredet. Infant, Infantin (Infanta) heißen alle spanischen Prinzen und Prinzessinnen, besonders werden die jungen Prinzen Infanten genannt. Vgl. V, 10 „Philipp der Infant". — Im Theater strich Schiller V. 4 nach gewesen die szenarische Bemerkung: „Karlos sieht zur Erde und schweigt". Diese folgt erst nach V. 8, wo schon 1801 der Vers weggefallen war:

Der Arm der Könige reicht weit. — Wär's möglich?

**) Die Huldigung hatte zu Toledo im Februar 1560 bald nach der Trauung der Königin stattgefunden. Dieser Huldigung der Stände von Aragonien (Domingo sagt irrig, sechs Königreiche hätten ihm dort gehuldigt) gedenkt St. Réal gelegentlich. Wie die Fürsten, die Herren und Abgeordneten der Stände ihm die Hand geküßt, erzählt Ferreras. Der Dichter rückt die Huldigung näher an den Anfang unseres im Februar 1568 spielenden Stückes, indem er jede genauere Zeitbestimmung vermeidet. Die sechs Kronen sind Spanien, Jerusalem, Sizilien, Majorka, Minorka, Sardinien und Indien. Brantôme nennt sie Königreiche.

***) Die Ausgabe von 1802 hatte V. 22 nach „gesättigt" die szenarische Bemerkung: „Er betrachtet ihn stillschweigend, dann tritt er näher." Im Theater schrieb Schiller dafür: „Karlos wendet sich weg." Nach „Mutter?" (28) stand

unglücklich er mit seinen Müttern sei*), seine neue Mutter habe ihm durch die Geburt einer Tochter die wenige Liebe, die sein Vater für ihn noch gehabt, ganz geraubt**), und die Geburt eines Sohnes drohe noch viel Schlimmeres. Domingo, der nicht glaubt, es sei ihm damit ernst, will ihn eben versuchen und durch seine Verlegenheit sich verrathen lassen. Karlos könne unmöglich die Königin hassen, die schönste, von ganz Spanien vergötterte Frau, und dazu Königin des Landes***), ja einst sei sie seine Braut gewesen. Unmöglich widerspreche Karlos so sehr seiner gefühlvollen Natur, daß er diese hassen könne.†) Geschickt fügt Domingo hinzu, diese Kunde würde die Königin schmerzen, wobei er

---

früher noch „Domingo (stutzt). Prinz?", wodurch der Vers zum Sechsfüßler wurde. Die Worte fielen schon 1801 weg, kaum zum Nachtheil der Stelle.

*) Seine Mutter Maria von Portugal starb vier Tage nach seiner Geburt.

**) Elisabeth gebar dem Könige zwei Töchter, von denen sie die ältere Klara Eugenia (geboren den 12. August 1566) nach Brantôme ganz französisch, die jüngere Katharina (geboren den 10. Oktober 1567) spanisch erziehen ließ. Zur Zeit, in welcher das Stück spielt, waren beide bereits geboren.

***) Von der ungeheuren Verehrung der Königin, die man in Spanien die Königin des Friedens und der Güte genannt habe, ist Brantôme ganz voll. St. Réal sagt, wenn es wahr sei, daß die Schönheit eine Art von natürlichem Königreich, so sei niemand mehr Königin gewesen als sie. In der Thalia hieß es:

> Beim ersten Blick Monarchin ohne Thron,
> Kaum zweiundzwanzig Frühlingen entflogen,

und diese Verse fanden sich auch noch in der ersten Ausgabe, nur stand Krone statt Thron. — Die manchen erst 1801 ausgeworfenen Verse der ersten Ausgabe führen wir im folgenden nur in besondern Fällen an.

†) Das sollen die Worte: „So seltsam widerspricht sich Karlos nicht", besagen, wofür in einer der prosaischen Fassungen steht: „So unnatürlich kann der edle, empfindungsvolle Karlos nicht entarten."

eine von Schiller ersonnene Geschichte erzählt zum Zeugniß, daß diese an Karlos liebevollern Antheil nehme als an ihrem Gatten. Die hier freilich sehr zweckmäßig angebrachte Anekdote steht damit in Widerspruch, daß im folgenden niemand eine Spur von diesem offenen Verrathe ihrer Liebe gegen Karlos hat, selbst die Eboli nicht. Der Prinz bleibt auch dabei ganz ruhig und stumm; als aber Domingo ihn zum Reden bringen will, spottet er über die witzigen Geschichten des lustigen Beichtvaters des Königs, und nach einem scharfen Verweise solcher verderblichen Zwischenträgerei erklärt er, daß dieser sich vergebens bemühe, etwas von ihm zu erfahren. Bei ihm, fügt er bitter hinzu, solle er nur nicht sich Dank zu verdienen glauben, der König werde ihn eher dafür belohnen, dem er ja mit seinem Auflauschen dienen wolle. Als der Mönch sich als seinen guten Freund darstellen will**), bittet er ihn spöttisch, er möge dieses ja seinen Vater nicht merken lassen, sonst könne ihm noch die Kardinalswürde verloren gehn, um die es ihm ja zu thun sei. Ebenso scharf weist er die Bemerkung zurück, er spotte seiner, indem er die fürchterliche Gewalt der Kirche hervorhebt, die selbst Könige selig sprechen und als Ketzer verdammen könne. Letzteres hatte man, wie auch St. Réal berichtet, gegen Karl V. versucht. Freilich sollte Domingo nach allem, was er gehört, sich selbst sagen, daß er bei dem Prinzen nichts ausrichten könne, und nicht noch zuletzt versuchen, dessen Geheimniß in der Beichte zu erfahren, aber dann müßte er nicht

*) Ueberstark ist hier der Ausdruck „sich von dem obersten Geländer (ursprünglich „von der höchsten Galerie") herunterwerfen", vom raschen Herabeilen.

**) Die metrische Verbesserung der Ausgabe von 1802, wonach der erste Vers mit „Stoßen Sie" endigte, der andere begann „Nicht mit dem Freunde auch" übersah Schiller bei der Ausgabe letzter Hand.

Domingo sein. Karlos spottet, daß er ihn von der drückenden Last eines solchen Geheimnisses befreien wolle*), und gar zu viel zu wissen möchte, ihm auch bei dem weiten Weg bis zu dem Stuhle St. Peters, der doch sein letztes Ziel sei, beschwerlich falle. Zuletzt aber erklärt er ihm geradezu, er wisse gar wohl, daß er zu den Aufpassern gehöre, mit denen sein Vater ihn umstellt habe, und so hält er sich selbst von weitern Aeußerungen zurück, da er schon zu viel verrathen habe. Der Dominikaner steht denn nun auch von jedem weitern Versuche ab, indem er sich schließlich seines eigentlichen Auftrags entledigt. Der Prinz lehnt seine Begleitung ab, erklärt aber sogleich folgen zu wollen. Als er allein ist, beklagt er das für Vater und Sohn gleich große Unglück, das Philipp bisher nicht ahne, wenn er ihm auch Schlimmes gegen ihn selbst zutraue; von der endlichen Entdeckung des Geheimnisses fürchtet er dessen äußerste Wuth.

Zweiter Auftritt. Der Prinz gesteht dem zu seiner freudigsten Ueberraschung ihm entgegeneilenden Freunde, der als Abgesandter der unglücklichen Niederlande vor ihm erscheint, seine verbrecherische Liebe; dieser verspricht ihm, unter der Bedingung, daß er nichts ohne ihn unternehme, noch hier zu Aranjuez eine Unterredung mit der Königin.***)

---

*) Im Jahre 1802 hatte Schiller einen Sechsfüßler entfernt, indem er statt „soll ferne von mir sein“ schrieb „sei fern von mir!“

**) Bei dieser im ersten Entwurf fehlenden Stelle möchte wohl der von Mercier eingeführte Montalto vorschweben, dessen Seele den Wunsch, zum päpstlichen Stuhle zu gelangen, glühend hegt. Bekanntlich war dies der spätere Papst Sixtus V.

***) Im Jahre 1801 ließ Schiller die fünf Schlußverse des ersten Auftritts weg und ergänzte dann den Anfang des zweiten „O ihr guten Geister“ durch das vorgesetzte: „Wer kommt? — Was seh' ich?“

Mit stürmischer Freude empfängt der Prinz seinen Roderich, in dessen Ankunft er eine Sendung der Vorsehung erkennt. Dieser kann sein betroffenes Staunen nicht verhehlen, den Freund so arg verändert wiederzusehn. Den löwenkühnen Jüngling von ehemals habe er zu finden gehofft; denn auf ihm ruhe die letzte Hoffnung Flanderns, das zu Grunde gehe, wenn Alba zur Vernichtung seiner Freiheit heranrücke. Leider muß der Prinz ihm gestehn, daß das Feuer seiner Begeisterung für die Freiheit, für die Gründung wahren Völkerglücks erloschen, daß er nichts könne, als weinen am Herzen seines einzigen Freundes auf dieser weiten Erde.**) Karlos beschwört ihn, sich seiner anzunehmen, bei seinem Mitleid, bei seinem tiefinnersten Gefühl, daß sie für einander geschaffen seien, bei seiner Liebe, endlich bei dem, was er einst seinetwegen erlitten, wobei er sich in einer weiten Erzählung von ihrer Knabenzeit ergeht, in welcher es ihm nicht nicht habe gelingen wollen, sich seine Liebe zu gewinnen, bis er endlich durch die schmähliche ihm zu Liebe erlittene Strafe sein Herz bezwungen habe.***) Bei der Geschichte seiner Züchtigung hat der Dichter

*) Diese deutsche Form statt der falsch betonten „Rodrigo" trat erst 1801 ein. Vgl. S. 69.

**) Die mit „Laß mich weinen" beginnende Rede schloß sich in der Thalia besser an, wo der Prinz vorher gestand, „ein verborgener Wurm fresse an dieser edlen Staude, auf ewig sei ihr stolzer Wuchs dahin".

***) „Im Matrosenkleide", in der Knabenzeit. Es ist doch störend, daß die zur Zeit der Dichtung neu aufgekommene Knabentracht (weite Weste, lange Hose, runder Hut) hier so allgemein zur Bezeichnung der Knabenzeit steht. In der Thalia sagte Karlos am Schlusse von II, 3: „Schlechter ging von seinem Vater kein Matrosenknabe." — Sehr hart ist die Verbindung „als du und ich . . . kein Schmerz mich drückte". Statt „aufgewachsen" sollte es „aufwuchsen" heißen. Die Sätze mit als schließen sich als nähere Ausführung an „noch im Matrosenkleide".

folgende Erzählung von St. Réal wesentlich umgestaltet: „Als Dom Karlos kaum in das Jünglingsalter getreten war, ließ die Königin von Böhmen, seine Tante, die damals in Spanien lebte, einen seiner Ehrenknaben, den er sehr liebte, wegen eines geringen Vergehens strenge züchtigen. Wie dieser in allen seinen Leidenschaften sehr heftig war, beklagte er sich bei ihr darüber mit großer Bitterkeit, und da die Prinzessin ihm mit der Ruthe drohte, wenn er nicht schweige, so gerieth Dom Karlos, den man nicht mehr beleidigen konnte, als wenn man ihm mit dieser Kinderstrafe drohte, in solchen Eifer, daß er ihr eine Ohrfeige gab." Was von der Drohung des Vaters, ihn deshalb zu tödten, weiter erzählt wird und wie er nur dadurch sich retten konnte, daß er freiwillig sich der Ruthenstrafe unterwarf, können wir übergehn. In der Thalia ward der Zorn des Königs durch eine Verletzung seines Pavians erregt. Ueber Wielands Tadel vgl. oben S. 69.

Nachdem der Marquis sich bereit erklärt, seine Schuld zu lösen, fordert Karlos von ihm jetzt den Beweis seiner Liebe; daß dieser darin bestehn soll, ihm eine Zusammenkunft mit der Königin zu verschaffen, ahnt man vorab nicht. Mit leidenschaftlichem Schmerz schildert er zuerst das Unglück seiner so verbrecherischen wie hoffnungslosen Liebe, von welcher er aber nicht lassen könne. Wir hören, wie er seit acht Monaten diese Liebe in sich genährt habe, aber in Folge der strengen Hofetikette noch nicht im Stande gewesen, der Königin seine Liebe zu gestehn. Seinem Wunsche, nur einige Augenblicke sie allein sprechen zu können, setzt der Marquis zunächst die Erinnerung an den Zorn seines Vaters entgegen, was dann Karlos veranlaßt, seine

Stellung zu diesem zu bezeichnen, den er nicht hasse, aber wegen seiner strengen Behandlung und seiner starren Zurückziehung fürchte.*) Die Ausführung der von St. Réal hervorgehobenen Strenge ist Schillers Eigenthum. Bei der Erwähnung, daß er seinen Vater nur gesehen habe, wenn ihm Strafe angekündigt worden, fühlt er sich von einer solchen Bitterkeit ergriffen, daß er abbrechen will, um nicht zu scharf zu werden. So ist der Ausdruck „Weg — weg, weg von dieser Stelle“ zu fassen. Auf des Marquis Bitte, sein Herz ganz zu erleichtern, schildert er, wie er vergebens Liebe zum Vater in seiner Seele zu erwecken gesucht habe; nur in dem Gegenstande der Liebe berühre er sich mit ihm auf so schreckliche Weise, daß ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich sei.**) Die Anrede „Ach, Roderich! enthülle u. s. w.“ tritt hier zu unvermittelt ein. In der Thalia stand eine längere Ausführung, nach welcher dann der Marquis ausrief: „Abscheulich!“ Der Prinz muß gestehn, daß seine düstere Verzweiflung ihn oftmals auf den fürchterlichen Gedanken bringe, den Störer seiner Liebe mit Gewalt aus dem Wege zu räumen***), bloß die Scheu, daß dieser sein Vater sei, ihn abgehalten habe,

---

*) Vor der Ausgabe letzter Hand ward „den zwo fürchterlichen Silben“ statt „diesem fürchterlichen Namen“ gelesen.

**) Daß sie beide entgegengesetzte Pole seien, wird auf verschiedene Weise bezeichnet; auf das Abstoßen deutet der Ausdruck „sich ewig meiden“. — Scheitelrechte Bahn, von der Bahn, die auf dem nächsten Wege gegeneinander treibt. Scheitelrecht, vertikal, wie senkrecht, lothrecht, bleirecht.

***) Hier schwebte dem Dichter wohl die Stelle von Goethes Werther in seinem letzten Briefe an Lotten vor, wo er dieser bekennt: „In diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich!“

wobei er vor der Möglichkeit erschrickt, daß die Leidenschaft ihn einmal diese vergessen lassen sollte.

Der Marquis kann kein Wort zur Beruhigung seiner Leidenschaft sagen, die er nur von einer Zusammenkunft mit der Königin erwartet, deren hohen Sinn er kennt, wonach er hofft, daß diese ihn wirksam auf die Befreiung der Niederlande hinweisen werde. So verspricht er denn dem Freunde, nachdem er ihn gebeten. keinen Schritt ohne sein Vorwissen zu thun, wo möglich noch in Aranjuez eine Zusammenkunft mit der Königin, der er sich sogleich vorstellen will. Karlos wünscht zu sehr die Verwirklichung dieses Versprechens. als daß er irgend einen Zweifel hegen könnte. Der Freund fordert ihn auf, sich in der Nähe zu halten, um gleich auf seinen Wink zu erscheinen.*) Nach dem ersten Plane (der Schluß der Szene ist in der Thalia nicht ausgeführt) sollte der Marquis seine Vorstellung bei der Königin damit begründen, daß die flandrischen Angelegenheiten ihm Gelegenheit zu einer Audienz böten, was freilich seltsam war, und später durch die vorgebliche Uebergabe von Familienpapieren glücklich ersetzt ward.

Dritter Auftritt. Der unglückliche Zustand der Königin,

---

*) Karlos gibt in der Thalia dem Marquis den Rath, sich zum Zeichen der Springbrunnen zu bedienen, die jetzt stille ständen, aber alle springen würden, wenn er nur den Brunnen der Nereiden vor dem Lusthause der Königin öffnete. Unter den vielen Wasserwerken in Aranjuez, über deren Anlage die Nouveau voyage (vgl. oben S. 58) auf die Beschreibungen der Frauen Dunois und Colemar und des Herrn Barretti verweist, sind die der Diana, der vier Harpyien („da 4 Magdlein von dem Wasser umb unnd umb getriben werden" Zeiller), des Neptun, des Bacchus, der Delphine und der Liebesgötter. Dieses gefährliche, allgemeines Aufsehen erregende Zeichen hat Schiller später mit Recht fallen lassen.

die sich nach Frankreich zurücksehnt, in den Banden der steifsten Etikette sich unbehaglich fühlt und ihre Aufopferung bitter empfindet, tritt im Gegensatze zu der genußsüchtigen, in der Hauptstadt sich gefallenden Eboli hervor, ehe der Marquis angemeldet wird, den die Königin trotz des Bedenkens der Oberhofmeisterin gern empfangen will. In der Thalia war als Szene eine Einsiedelei angegeben, in welcher die Königin sich aufzuhalten pflege, jetzt wird ihre Hofhaltung zu Aranjuez als solche bezeichnet, und näher eine einfache ländliche Gegend angegeben, die von einer Allee durchschnitten und vom Landhause der Königin begrenzt sei. Damit stimmt es freilich nicht, wenn die Olivarez vom Gartenwäldchen der Königin, Alba III, 3 von einer abgelegenen Laube redet. Nach St. Réal sprach der Prinz die Königin zu San Juste in einem Pomeranzenwäldchen hinter dem Gemache des Königs. Die Königin ist unglücklich, daß der Hof heute nach Madrid zurück soll, wogegen die Eboli ihre Freude darüber nicht verbergen kann, was jener ihren Anblick heute widerwärtig macht. Doch auch die stillere, sanftere Mondekar kann es nicht ganz fassen, daß die Königin ungern von Aranjuez scheide*), wodurch sie dieser Gelegenheit gibt, dasjenige zu bezeichnen, was sie hier anziehe, daß die ländliche Natur sie ganz in ihre Jugendzeit und in ihr davon unzertrennliches Vaterland versetze, wo sie in solcher Umgebung aufgezogen worden. Der Eboli dagegen, welche im Szenarium der Thalia als Fürstin, nicht als Prinzessin bezeichnet wird**), scheint es hier so todt, wie in dem Kloster

*) Erst in der Ausgabe von 1802 trat Ihre (statt Ihro) Majestät regelmäßig ein.

**) Nur ein paarmal wird sie auch jetzt noch als Fürstin angeredet, wie z. B. I, 6. 11. IV, 1, 3, 9.

La Trappe, wo niemand ein Wort sprechen darf. Daß gerade damals in La Trappe alle Zucht verschwunden war, kümmert den Dichter nicht. Die Königin möchte aber auch hören, was ihre Oberhofmeisterin darüber meine, worauf diese in ihrer zeremoniellen Weise sich erklärt, daß es nun einmal eine seit undenklicher Zeit durch den Gebrauch geheiligte Sitte der Könige gewesen, den einen Monat zu Aranjuez, den andern in Pardo, den Winter in der Residenz zuzubringen, wobei das auffallende auszuhalten darauf deutet, daß man sich der Sitte eben fügen müsse. Erst seit Philipp das Schloß und die Gärten in Aranjuez angelegt, hielt sich hier der Hof im Frühling auf; in dem von Karl V. begonnenen Lustschlosse Pardo, das von schönen Thiergärten umgeben ist, verweilte der Hof etwa zwei Monate. Selbst die zarte Mondekar kann ihre echt spanische Lust an den Stiergefechten und sogar an den gleichfalls als Feste geltenden Autodafés nicht verhehlen, wodurch der Dichter Veranlassung erhält, die der Königin Herz tief verletzende spanische Ansicht, daß es ein christliches Werk sei, Ketzer zu verbrennen, sich aussprechen zu lassen. Elisabeth äußert, um die Rede auf etwas anders zu bringen, die Freude, die sie von diesem monatlichen Aufenthalte in Aranjuez sich versprochen, sei nicht in Erfüllung gegangen. In dem darauf durch die Olivarez eingeleiteten Gespräch über die vom Könige beabsichtigte Vermählung der Eboli mit Ruy Gomez (vgl. S. 74) verräth sich die herzliche Theilnahme der Königin, die sich selbst als Opfer politischer Rücksichten fühlt; auch bricht eine gewisse Neigung der Eboli zu Karlos unwillkürlich hervor. Der Zwang der Etikette, unter welcher die Königin leidet, verräth sich dann auch in der Art, wie sie erst zur festgesetzten Stunde ihre Tochter sehn darf, und in der Be-

denklichkeit, welche die Oberhofmeisterin in dem Empfange des mit Briefen von der Mutter der Königin sich anmeldenden Marquis findet*); sie gibt dieser nur auf Befehl der Königin keine weitere Folge, aber Zeugin einer solchen Uebertretung ihrer strengen Vorschriften mag sie nicht sein.

Vierter Auftritt. Der Marquis bereitet die Königin geschickt auf eine Zusammenkunft mit dem Prinzen vor, an welchem sie selbst ihren Antheil verrathen hat; durch die Entfernung der beiden Hofdamen wird diese ermöglicht. Die Königin möchte vergebens die Zusammenkunft verhindern.

Nachdem die Königin den Marquis**) mit freundlicher Erinnerung an ihr früheres Zusammentreffen begrüßt hat, wobei sich dieser als fein gewandter Hofmann zeigt, fragt sie, was er ihr von ihrer Mutter und ihren Brüdern bringe, worauf er ihr seine Briefe überreicht. Seine Bemerkung, die einzige Freude ihrer Mutter sei, sie auf dem spanischen Throne glücklich zu wissen, veranlaßt sie, das Andenken ihrer Verwandten und die Erinnerung an ihr Leben in Frankreich als ihr größtes jetziges Glück zu bezeichnen, doch hält sie selbst sich von weiterer Ausführung dieses leidigen Gedankens ab, um sich zum Marquis zurückzuwenden, von dem sie höre, daß er nach so langer Reise sich jetzt einer philosophischen Muse in seinem Vaterlande hin-

---

*) Wenn Schiller im Jahre 1802 ist das statt das ist schrieb, so kann dies nicht des Verses wegen geschehen sein. Man möchte vermuthen, er habe auch das vorhergehende und streichen wollen.

**) Sie nennt ihn als Ritter des Malteserordens Chevalier. In dem vorigen Auftritt bezeichnet ihn die Olivarez als Grande. Das ist er aber nur im weitern Sinne.

geben wolle.*) Da die Königin gern dem Marquis, den sie als Freund von Karlos kennt, ein Wort von diesen sagen möchte, so weiß sie die Eboli, der sie am wenigsten traut, geschickt auf einen Augenblick zu entfernen, doch kehrt diese zurück, ehe der Marquis es aussprechen kann, wie sehr Karlos sich nach einem freien Worte mit ihr sehne. Da die Eboli gern etwas von dem Weitgereisten hören möchte, so ergreift er die Gelegenheit, durch eine ersonnene ähnliche Geschichte die Königin auf den traurigen Zustand ihres unglücklichen einstigen Bräutigams hinzuweisen, wobei er ebenso geschickt der Königin seine Absicht andeutet, wie er, besonders bei der Eboli, jede Vermuthung einer solchen Beziehung abzulenken weiß.**) Die Königin, die wohl versteht, daß er auf das Unglück von Karlos deutet, bricht auf kluge Weise die weitere Erzählung vor der Entwicklung ab, welche denn auch der Marquis trotz der Neugier der Eboli nicht weiter führt, indem er den Schmerz vorschützt, den ihm das Andenken an das Unglück seines Freundes bereite.***) Die Königin sucht nun

*) In der Thalia stand nach „Chevalier": „den halben Norden, les' ich durchgereist". Dieses „les' ich" muß, da es sich nicht auf die von ihm eben empfangenen Briefe beziehen kann, die sie ja noch nicht geöffnet hat, auf andere Briefe gehn, wie das folgende „sagt man" auf Gerüchte, die sie am Hofe von seiner beabsichtigten Rückkehr vernommen. Letzterm widerspricht, daß Karlos gar nichts davon weiß. Man würde sehr gern die Beziehung auf seinen jetzigen Plan, einsam sich selbst zu leben („und jetzt, sagt man — Philosoph!"), entbehren. Bei dem Ausdruck „viele Länder, vieler Menschen Sitte gesehn", wird man an den Anfang der Odyssee fast zu sehr erinnert.

**) Etwas schroff knüpft er den Uebergang auf die Liebesgeschichte mit den Worten an: „Und Abenteuer suchen ist bekanntlich der Ritter Pflicht u. s. w.", indem er an die irrenden Ritter der Sage erinnert.

***) Sehr kühn ist die Aeußerung vor dem Anfange der Geschichte, der Freundschaft heiliges Legat habe sie ihm zu seiner eigenen gemacht, was doch

Gelegenheit, die Eboli auf längere Zeit zu entfernen. Der Marquis gibt einem Pagen, der nach Verabredung, wie wir annehmen müssen, im Hintergrunde erschienen ist, ein Zeichen, damit er dem Prinzen Meldung mache. Die Königin liest die Briefe, die zu ihrer Verwunderung aus den Niederlanden sind, während der Marquis mit der Mondekar spricht, die er bittet, sich beim Erscheinen des Prinzen in den Hintergrund zurückzuziehen. Jetzt wendet sich die Königin wieder zum Marquis, von dem sie durch ihre Frage nach Mathilden hören möchte, was Karlos von ihr denke. Daß der Marquis nach seiner bedeutsamen Antwort sich umsieht, fällt ihr auf*); da er bemerkt, Karlos würde glücklich sein, wenn er an seiner Stelle wäre, erwidert sie arglos, er selbst trage die Schuld, weil er sich von ihr zurückziehe. Als aber der Marquis auf die Erlaubniß seines jetzigen Erscheinens deutet, geräth sie in Schrecken, da sie nicht darauf gefaßt ist; seine weitere hoffnungsvolle Frage setzt sie in steigende Verwirrung, als er schon des Prinzen Ankunft meldet.

Fünfter Auftritt. Die Königin weist des Prinzen ungestüme Erklärung zurück, bittet, sie zu verlassen, dann fordert sie ihn auf, seine Liebe von ihr auf Spanien zu übertragen, wogegen sie ihn ihrer Freundschaft versichert, und gibt ihm, als er vor der Ankunft des Königs entweicht, die Briefe aus den Niederlanden.

---

nur heißen soll, er nehme einen solchen Antheil daran, als ob sie ihm selbst begegnet sei. Die Freundschaft hat ihn gleichsam zum Erben davon gemacht.

*) Unabhängig von einander hat Schiller 1802 und 1805 statt „Erinnr' ich mich" geschrieben statt „Ich denke nach", wodurch denn auch eine andere Versabtheilung unmittelbar vorher veranlaßt wurde, welche die Worte: „Doch große Seelen dulden still" zu einem selbständigen Verse machte, obgleich sie nur vier Füße füllen.

Den vor ihr niederfallenden Karlos beschwört sie aufzustehn, damit er nicht in dieser Stellung entdeckt werde; ernst hält sie ihm seine verwegene Kühnheit vor, er aber, ganz von dem Glücke dieses Augenblicks hingerissen, fürchtet keinen Tod. Erst als sie ihn mit innigstem Gefühl ihrer Liebe mahnt, in welche Lage er sie selbst dadurch versetze, die er als seine Königin ehren sollte*), steht er auf und erklärt sich bereit, sie zu verlassen, da er ihrer Bitte ja nicht zu widerstehn vermöge; kann sie ja alles aus ihm machen, was sie will, und so wird kein Opfer, das sie fordert, ihm zu groß sein. Aber ihre Bitte, er möge fliehen, vermag er nicht zu erfüllen, wie sich dies im seinem Schmerzensrufe: „O Gott!" ausspricht. Und als sie ihn nun mit Thränen beschwört, sich zu entfernen, ehe sie von ihren Damen und ihrem sonstigen Hofstaate**) überrascht werde, welche die Kunde davon dem Könige bringen würden, denkt er nur wieder an sich, der sein Schicksal gefaßt ertrage; nein, diesen Augenblick kann er nicht so vorübergehn lassen. Und so beginnt er denn, trotz aller ängstlichen Zusprache der Königin, sich ihr gegenüber zu erklären. Vergebens habe er mit seiner Liebe gerungen; auch besitze er auf sie volles Recht, da sein Vater sie ihm geraubt habe***), der ihr

*) Nach der Thalia spricht sie die Worte „mit dem schmelzendsten Ton", wonach also ein gewisser Widerspruch zwischen ihrer Bezeichnung als seine Königin und dem ihre innigste Theilnahme bezeichnenden Tone bestehn würde.

**) Diesen bezeichnet sie als Kerkermeister, weil er sie von aller freien Verbindung absperre. In der ersten Ausgabe hieß es: „Eh meine Damen — | Eh' meine Pagen — meine Kerkermeister".

***) Noch in der ersten Ausgabe stand „gestohlen" statt „geraubt". — Nach Brantôme warf Karlos nach seiner Verurtheilung Philipp vor, er habe ihm seine Frau genommen und geraubt, die ihm durch den Waffenstillstand gegeben worden sei und die ihm gehöre.

kein fühlend Herz habe geben, der das unendliche Glück, um das er ihn gebracht, nicht genießen könne*), der nur aus politischen Rücksichten diese Ehe geschlossen**), der sie weder zur Regentin noch zur Gebieterin seines Herzens gemacht habe, das nur an seiner Herrschaft hänge und jede Wallung seiner Liebe sich und seinem Alter zum Verbrechen rechne. Die Königin kann ihn nur durch die Entgegnung zurückweisen, bloß die Eitelkeit sage ihm, daß sie mit Philipp unglücklich sei; er setze dessen Zärtlichkeit und Achtung gegen sein eigenes Ungestüm selbstgefällig herab. Hier ist folgende Stelle St. Réals über König Philipp während der ersten Zeit nach seiner Vermählung benutzt: „Es war nicht möglich, daß der glückliche Gatte, der so viele Reize besaß, davon nicht erfreut worden wäre. Das ganze Wesen der Prinzessin erschien ihm reizend; er fand in ihr eine anziehende Sanftmuth, gleich entfernt von der zurückschreckenden Strenge der Spanier, die sie öffentlich zeigen, wie von ihren lächerlichen Uebertreibungen zu Hause. Er bewunderte zuweilen sein Glück, indem er dies alles bedachte, aber er that es nur für sich; denn er glaubte, daß es für seine Größe sich nicht schicke, dieser jungen Person die Schwachheit zu zeigen, die er für sie empfinde. Hätte sie auch etwas davon merken können, so würde sie doch bald diesen Gedanken aufgegeben haben, wenn sie das geringe Zu-

*) Bei den Worten „Du nahmst mir alles" wird Gott oder die Vorsehung als angerufen gedacht, worauf sich auch der Königin Ausruf „Abscheulicher Gedanke!" bezieht. Die Anrede ist hier durch die spätere Kürzung ausgefallen. Noch in der ersten Ausgabe ging unmittelbar vorher: „Hör' es, große Vorsehung! So frevelhaft verhöhnt er deine Gabe!"

**) Hier fielen 1801 vierzehn Verse weg, welche die Königin als ein Meisterstück der Natur in phantastischer Weise erhoben und die politischen Heiraten sehr scharf trafen.

trauen bedachte, welches dieser Fürst ihr schenkte, seine düstere Miene und die Regelmäßigkeit, womit er alle seine Zärtlichkeit auf die Nacht beschränkte, als hätte er befürchtet, von ihr in einem weniger würdigen Zustande gesehen zu werden, als in welchem ihn die andern sahen."*) Aber doch kann sie Karlos' Spotte gegenüber, er habe nicht gewußt, daß sie den König wirklich liebe, eine wahre Liebe zu ihm sich nicht zuschreiben**), und als der Prinz mit der leidenschaftlichen Frage in sie dringt, ob sie denn nie geliebt habe, muß sie bekennen, daß sie jetzt nicht mehr liebe. Auf die weitere Frage, ob sie ihres Herzens oder ihrer Pflicht wegen nicht mehr liebe, kann sie nur das Gespräch abbrechen und ihn bitten, sich zu entfernen und nie mehr zu einem solchen Gespräch wiederzukommen. Doch er bringt sie zum Geständnisse, nur ihre Pflicht zwinge sie, der Liebe zu entsagen. Vergeblich ist ihre dringende Hinweisung auf die Macht des Schicksals, dem sie beide gehorchen müssen; Karlos will von keinem Müssen etwas wissen, nichts soll ihn hindern ganz glücklich zu sein, wenn er durch Gewalt es werden kann, er will sein Anrecht auf die ihm bestimmte, ihn liebende Gattin nicht aufgeben,

*) Den Vers „Und seiner Liebe stamme Mienensprache" hat Schiller schon 1802 mit vollstem Rechte gestrichen, aber 1805 stehn lassen. — Wenn die Königin Philipp einen Greis nennt, so nimmt Schiller ein höheres Alter Philipps an. II, 10 sagt Domingo, er werde sechzig Jahre alt. Philipp war aber erst 32 Jahre alt, als er Elisabeth heiratete, die freilich seine dritte Gattin war; zur Zeit unseres Stüües stand er im 41. Jahre.

*) Die ausdrückliche Angabe, daß sie den König nicht liebe, hat Schiller vor den am Anfange veränderten Worten: „Doch ihn | Zu ehren ist mein Wunsch und mein Vergnügen", schon im Jahre 1801 ausgelassen. Die Zusammenziehung der Worte „Ich wußt' es nicht — Das wußt' ich nicht, daß Sie | Den König lieben" in einen Vers hatte Schiller 1802 mit Recht vorgenommen, aber später hat er diese Verbesserung unbeachtet gelassen.

mag sie auch immer zur Gattin seines Vaters gezwungen worden sein. Aber das bittere Zugeständniß, als König könne dieser freilich das Unnatürlichste wagen*), auch seine Mutter heiraten, schlägt sein wildes Ungestüm nieder; er fühlt mit vernichtendem Schmerz, daß er dadurch die tief in der Menschennatur liegenden heiligen Gesetze vernichten würde. Wenn Schiller bemerkt, die Königin solle diese Worte „mit Würde und Ernst“ oder, wie es schon in der Thalia heißt, „mit ruhiger Hoheit“ sprechen, so fällt es auf, daß hier des bittern Abscheus gar nicht gedacht wird, der doch in dieser Vorhaltung liegen soll, wenn gleich die Bitterkeit von edlem Gefühle durchwärmt sein muß. Karlos fühlt sich durch die Einsicht, welche die Stimme der ihn liebenden Mutter in ihm hervorgerufen, wie vernichtet; sein höchstes Glück ist auf ewig hingeschwunden, da gewaltsames Eingreifen es nur zerstören würde. Die Königin nimmt an dem seine Seele zerreißenden Schmerze innigen Antheil, bittet ihn aber, diesen heldenmüthig zu besiegen, wie es dem Enkel Karls V. zieme, dem Nachkommen so vieler von Tugend beseelten königlichen Ahnen. Auf den schmerzlichen Ausruf, es sei zu spät sich wieder zu erheben, erwidert sie, nie könne es zu spät sein, ein Mann zu sein; er müsse sich eben durch die Heldentugend, mit welcher er seine Leidenschaft besiege, der hohen Stellung würdig zeigen, welche die Vorsehung ihm angewiesen. Er aber fühlt sich zur Entsagung

*) Den Bau des Hieronymitenklosters San Lorenzo el Real zu Escurial in der Provinz Segovia, in dessen Hauptkirche unter dem Hochaltare die Särge der spanischen Könige in einer Kapelle stehen, begann Philipp im Jahre 1558. Erst 1573 wurden die Särge Karls V., der Königin Elisabeth und des Don Karlos dahin gebracht, die der übrigen Könige sechs Jahre später. Den Anachronismus durfte der Dichter sich gestatten.

unfähig; sie zu erkämpfen, hätte er Riesenkraft, keine Kraft ihren Verlust zu tragen. Als sie ihm dagegen vorhält, daß sein zur Liebe so reich geschaffenes Herz seinen Staaten gehöre, er das Glück derselben zu gründen berufen sei, wobei er statt der bei seiner jetzigen verbrecherischen Liebe ihn verfolgenden Gewissensqualen die höchste Wonne genießen, er wie eine allbeglückende Gottheit walten werde, da wird er von der Größe der aus ihr sprechenden Gesinnung so mächtig ergriffen, daß er, von Verehrung ihrer himmlischen Größe überwältigt, vor ihr niedersinkt und sich zum zweitenmale, aber jetzt mit fester Entschiedenheit, bereit erklärt, alles zu thun, was sie verlange. Mit selbstbewußtem Muthe schwört er, seine Liebe zu ihr werde auf ewig verschwiegen in seiner Brust ruhen. Die Königin erklärt, ihrer Liebe zu ihm nie entsagen zu können.

Als der Marquis die Nachricht vom Nahen des Königs bringt*), will Karlos trotz des Drängens des Freundes und der Königin nicht von der Stelle, da er den Argwohn des Königs nicht zu fürchten brauche**); erst als diese ihn erinnert, wie schrecklich sie von der Eifersucht des Königs zu leiden haben würde, kann er nicht rasch genug von dannen eilen, doch noch einmal muß er zurück, er muß sie noch fragen, was er mit sich nehmen dürfe. Auch jetzt noch fällt es ihm schwer auf das Herz, daß sie bloß Freundschaft ihm weihen dürfe und sie nur seine Mutter sei, sie aber mahnt ihn durch die Briefe aus den Niederlanden, die

*) Nach der Thalia, und noch in der prosaischen Bearbeitung, verkünden zugleich Waldhörner die Ankunft des von einem Ausfluge zurückkehrenden Königs.

*) In der Thalia läßt der Dichter hier noch einmal das fürchterliche Gefühl in Karlos' Brust sich erheben, daß der König ihm seine Braut geraubt habe.

sie ihm übergibt, an seine ihr gelobte Pflicht. So schwer wird es Karlos, sich in die als nothwendig erkannte und beschworene Entsagung zu fügen.

Sechster Auftritt. Die Eifersucht des Königs, welcher die Königin allein überrascht, bricht fürchterlich aus. Sodann spricht er seinen Argwohn gegen Karlos aus, und er fordert alle auf, ihm nach Madrid zu folgen, wo er morgen ein großes Autodafé zu geben gedenkt.

Auf die zornige Frage*), wo die Frauen der Königin seien, erwidert diese, daß in ihrem Auftrage die Eboli sich wegbegeben habe. Wie wenig auch diese Entschuldigung dem König gefällt, läßt er sie doch gelten; als er dann nach der zweiten Hofdame fragt, opfert sich die Mondekar für ihre Königin. Rötscher hat gemeint, schon die ersten Fragen des Königs müßten den Ton eines tiefen Mißtrauens tragen, das, mit der ertheilten Antwort nicht zufrieden gestellt, weiter forsche. Das lag aber dem Dichter durchaus fern, der den König hier nur als rücksichtslosen strengen Bewahrer der steifen Hofetikette darstellen wollte. Die harte, alle erschütternde Bestrafung der treuen Mondekar sollte keineswegs,

*) Der König nennt sie Madame, welchen Titel die französischen Prinzessinnen führen. Sonst könnte man es als vornehme Bezeichnung der Gattin nehmen, wie im französischen Drama. — Ursprünglich rief Karlos am Ende des vorigen Auftritts: „Ha! ich verstehe". Da 1801 die Worte gestrichen wurden, war der Vers: „So allein, Madame!" unvollständig. Deshalb setzte Schiller 1802 am Anfange hinzu: „Was seh' ich? Sie hier?", aber im Theater ließ er den halben Vers durchgehn. Nur die Worte „Warum allein?" blieben 1801 von den viertehalb Versen stehn:

Und was ist das?
Sie scheinen ganz verwirrt, Madame — Wie Feuer
Brennt Ihr Gesicht — Es ist nicht, wie es sollte —
Warum allein? — Wo blieben Ihre Damen?

wie Rötscher meint, die Königin selbst treffen; aber diese fühlt sich dadurch bitter verletzt, und sie verhehlt dem Könige nicht, daß vor einer solchen öffentlichen Beschämung Spaniens Königin geschützt sein sollte; in ihrem Frankreich gäbe es kein Gesetz, welches die Tochter eines Königs, wie sie sei, vor Gericht stelle, dort schütze die Tugend der Frauen, kein ängstlicher Zwang ihre Treue. Von ihrem Gatten wendet sie sich zu der Mondekar, die sie zum Pfande ihrer fortdauernden Gnade mit ihrem eigenen kostbaren Gürtel beschenkt, und sie auffordert, nach Frankreich zu gehn, wo man sie als treue Dienerin der heimischen Königstochter willkommen heißen werde. Die Erinnerung an ihr schönes Frankreich, das sie jetzt so sehr vermissen muß, ergreift sie mit solcher Gewalt, daß sie vor Schmerz ihr Gesicht verhüllt*) und sich an die unterdessen stillschweigend herangekommene Oberhofmeisterin lehnt. Philipp fühlt den Schmerz der Königin, glaubt aber, ein Wort, das nur innigste Liebe ihm eingegeben, könne sie nicht betrüben. Seine schärfste Eifersucht, der Ausfluß des Mangels vollen Vertrauens auf die Treue der Gattin, spricht sich in dem Satze aus, für seines Weibes Liebe könne ihm nur sein eigenes Auge haften. Vergebens will sie ihn beschwichtigen, er fährt lebhaft fort, das Glück seiner Liebe als sein einziges persönliches Eigenthum zu bezeichnen**), dessen Verletzung er nicht ertragen könne. Als aber die Königin besorgt fragt***), ob er deshalb in Furcht sei,

*) Das im Karlos so häufige Verhüllen des Gesichtes bei großem Schmerze findet sich auch schon in Schillers frühern Dramen.

**) Daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe, pflegte Karl V. zu äußern, der hier mit „ein andrer" bezeichnet wird.

***) Sie braucht hier, wie auch sonst, die Anrede Sire, deren sich auch andere beim Könige bedienen. Es ist die französische Anrede des Königs. Das spanische sire ist zweisilbig.

erwidert er bitter (nach der Thalia spricht Philipp die Worte zur Königin, indem er sie scharf anblickt), er werde doch wohl nicht sein graues Haupt zu fürchten haben, wobei dem Dichter die Aeußerung Philipps vorschwebt, die er nach St. Réal (oben S. 11) beim ersten Begegnen mit seiner Braut gethan haben soll. Ruhiger, aber entschieden fügt er hinzu, wenn er einmal zu fürchten begonnen, habe er schon zu fürchten aufgehört, da die Furcht, die Treue seiner Gattin schwanke, alle Liebe gegen diese auf einmal auslöschen, und er dann nur kalt die ihm angethane Beleidigung bestrafen werde.

Von der Königin wendet sich Philipp zu den Granden, unter denen er Karlos vermißt, und da keiner von ihm zu sagen weiß (seltsam, daß auch Domingo schweigt, der in der Thalia, wie es recht ist, über sein das Stück beginnendes Zusammentreffen mit ihm berichtete), spricht er die Unruhe aus, welche ihm dessen kalt abgemessenes Betragen und das scheue Zurückhalten seit seiner Rückkehr von Alkala mache, ja er kann nicht umhin, ihn der Wachsamkeit seiner Großen zu empfehlen. Alba ist weit entfernt, den Verdacht des Königs irgend zu beruhigen, er versichert ihm nur, mit einer biblischen Anspielung (1. Mos. 3, 34), der treuesten Sorge für seine Sicherheit. Lermas gutgemeinten Zuspruch lehnt der König ab; er verlasse sich mehr auf Albas Schutz als auf Karlos' Herz. Zuletzt gedenkt er seines Abzugs nach Madrid, wohin ihn die Pflicht rufe, die er dort morgen als christlicher König durch ein großes Gericht über die Ketzer zu erfüllen gedenke.*) Auch des Aufruhrs der Niederlande erwähnt er hier-

*) Philipp schwur zu Valladolid den Eid, die Inquisition, die durch eine päpstliche Bulle vom 4. Januar 1559 die allerweiteste Ausdehnung erlangt hatte, aufrecht zu erhalten und zu schützen. Weder in Frankreich noch in England und

bei, den er eben nur für eine bloße Ausgeburt der Ketzerei hält.*)

Siebenter bis neunter Auftritt. Karlos, ganz begeistert für Flanderns Rettung, will sich gleich morgen die Statthalterstelle von seinem Vater erbitten. Mit dem Marquis schließt er einen ewigen, auf Offenheit ruhenden Freundschaftsbund; mit ihm vereint will er allen feindlichen Mächten zum Trotz das Jahrhundert zur höchsten Blüthe erheben.

Die Briefe aus den Niederlanden, deren Anliegen ihm die Königin durch ihre Uebergabe ans Herz gelegt, haben des Prinzen Entschluß bestimmt, für Flandern einzutreten, und, da man allgemein Albas Sendung dorthin für schon beschlossen hält, so will er gleich morgen die Statthalterschaft sich vom König erbitten. Die Hoffnung, daß diese ihm nicht entgehn könne, gründet er darauf, daß es seine erste Bitte sei und der König ihn ungern in seiner Nähe sehe, endlich auf die Gewalt der vollen, zum erstenmal vernommenen Stimme der Natur. Der Marquis freut sich, daß sein Karlos die frische, frohe Begeisterung seiner Seele wiedergefunden hat. Als Graf Lerma kommt, um die Abreise des

Deutschland verstanden sich die Fürsten dazu. — „Die Pest der Ketzerei." Schiller fand den Ausdruck mehrfach bei Ferreras.

*) Erst im Jahre 1801 strich Schiller den Schluß; denn vor der schließenden szenarischen Bemerkung stand noch:

„Der Königin den Arm reichend.
Und Sie begleiten mich.
Königin.
Barmherzigkeit!
Ich bin ein Weib — ein weiches Weib — ein Mensch —
König.
Auch eine Christin, hoff' ich. Kommen Sie,
Es zu beweisen.

Königs anzuzeigen und auch den Prinzen dazu aufzufordern, nimmt der Marquis ganz die ehrfurchtsvolle Miene eines Untergebenen an. Karlos geht darauf ein, bedeutet aber Lerma, er wolle noch mit dem Marquis einen Augenblick sich unterhalten und ihm dann bald nachfolgen. Daß dieser schon am Ende des ersten Auftritts Domingo folgen wollte, bleibt hierbei unberücksichtigt. Ursprünglich sollte Lerma hier noch die Einladung zum Autodafé hinzufügen, wodurch Karlos zum heftigen Ausdruck seines Abscheus dagegen hingerissen worden wäre, wie dies in der Thalia im sechsten Auftritt auch bei der Königin in stärkster Weise der Fall war. Vgl. S. 183*

Karlos ist es zufrieden, daß der Marquis in anderer Gegenwart sich ihm als Unterthan unterordnet, nur wenn sie unter sich sind, wollen sie als Brüder miteinander verkehren. Dieser aber kann die Sorge nicht unterdrücken, ob diese ihre brüderliche Gleichheit immer Bestand haben könne. Wenn er einst Monarch, der größte Herrscher der Welt geworden, wenn er von seiner Allmacht trunken, von Schmeichlern umgeben ist, die seinen Leidenschaften fröhnen*), wird er dann noch die Offenheit des freien Bürgers ertragen wollen, der er selbst nie entsagen kann? Karlos meint, nur die Wollust sei fähig, auf solche Weise das Herz zum Laster zu verkehren, er selbst fühlt sich, obgleich er schon das dreiundzwanzigste Jahr erreicht hat, von aller Wollust rein**),

---

*) „Die Pflichten der Ewigkeit", das göttliche, in die Brust des Menschen gelegte Gesetz, die Stimme des Gewissens. — „Die Menschheit", die Menschen die er jetzt so hoch hält. — „Mit dem Leiden", das er nicht mehr schaut. Oder sollten die Worte enge mit „Mitgefühl" zu verbinden sein?

**) II, 10 gesteht Domingo, er habe vergebens Karlos durch Wollust zu entnerven gesucht.

und so kann er nicht fürchten, daß Weiberherrschaft ihn je aus seinem Herzen verdrängen werde. Als jener darauf zurückkommt, daß er ihm als König die Wahrheit zu sagen fürchten müsse, äußert Karlos, was freilich eine sonderbare Erwiderung, er brauche ihn nicht zu fürchten, da er seiner gar nicht bedürfe, nichts von ihm zu erbitten habe*), er ja vielmehr geistig über ihm stehe. Da dieser noch immer einzuschlagen zaudert, fragt er ihn, ob er denn an sich selbst zweifle, sich nicht für fähig halte, sich so frei ihm als König wie jetzt als Prinzen gegenüber zu halten.**) Diese letzte Ausführung, ganz abweichend von der frühern Fassung, möchte nicht als gelungen gelten dürfen. Jetzt erst geht der Marquis auf den Schwur eines ewigen Bündnisses in der verwegensten (kühnsten) Bedeutung des Wortes ein, und verspricht ihm selbst dann, wenn er je den Schmeichlern sein Ohr leihen sollte, „ein schreckenloser Hüter seiner Tugend"***) zu sein.

Nachdem Karlos den Freund noch um sein brüderliches Du gebeten, gehen sie beide ab, im begeisterten Gefühl, daß sie vereint jeden Widerstand des Jahrhunderts gegen ihre menschenfreundlichen Absichten brechen werden. Daß sie Arm in Arm abgehen, wie die prosaische Bearbeitung ausdrücklich angibt, ist freilich etwas wunderlich, da ihre Verbindung ja allen ein Ge-

*) Daß er ein reicherer Vasall sei, als er als König je sein werde, kann nur darauf gehn, daß alle Schätze seiner Reiche nicht genügen werden, das Gute auszuführen, welches er als König gern stiften möchte.

**) In der prosaischen Bearbeitung steht hier „daß du vor der Versuchung zitterst und an der Ewigkeit deiner Grundsätze zweifelst".

***) Sollte dem Dichter hier der freilich in anderer Weise gedachte Ausdruck des Horaz virtutis verae custos rigidusque satelles (epist. I, 1, 18) vorschweben?

heimniß bleiben soll. Freilich wird es dadurch erklärlich, daß Lerma IV, 4 von ihrem Freundschaftsbunde weiß, aber wenn sie wünschten, daß niemand ihre Freundschaft ahne, durften sie nicht in den königlichen Gärten sich Arm in Arm zeigen. Auch das kurz vorhergehende „Jetzt zum König!" ist auffallend, da der Prinz dem schon abgereisten König nach Madrid folgt und erst morgen bei ihm Audienz sich erbeten will. Kurz vor dem Schlusse sind neunzehn etwas überschwengliche an die Vorsehung sich wendende Verse der Thalia im ersten Druck weggefallen, aber doch in die prosaische Bearbeitung übergegangen.

Zweiter Akt.

Philipp lehnt die Bitte seines Sohnes ab, will ihn aber, wie er Alba mittheilt, in Zukunft dem Throne näher treten lassen. Die vom Prinzen verschmähte Eboli entdeckt dessen Liebe zur Königin, bei welcher er Erhörung gefunden haben müsse. Alba und Domingo verbinden sich mit der Eboli gegen den Prinzen. Der Marquis weiß diesen von seinem unedlen Entschlusse, der Königin die Treulosigkeit ihres Gatten zu verrathen, abzubringen, verspricht ihm aber eine zweite Unterredung mit seiner Mutter, durch die er ihn zur Flucht nach Flandern bestimmen lassen will.

Erster bis dritter Auftritt. Karlos sucht, nachdem er eine geheime Unterredung mit dem Könige erlangt hat, die Mißstimmung desselben durch die wärmste Verehrung seiner Liebe vergebens zu verscheuchen. Die entschiedene Ablehnung seiner Bitte, von ihm nach Flandern gesandt zu werden, regt ihn bitter auf. Der König verkündet Alba, daß er jederzeit zum Aufbruch nach den Niederlanden bereit sein solle, und befiehlt ihm, bei der

Königin sich zu verabschieden und mit dem Prinzen, der von jetzt an dem Throne näher stehn solle, sich zu versöhnen.

Karlos, der bei der ihm gewährten Audienz den Herzog Alba mit bedecktem Haupte nach dem Vorrechte aller Granden als Staatsminister in der Nähe des Thrones stehn sieht, will diesem den Vortritt lassen, da er mit dem Könige allein zu reden habe.*) Als aber Philipp die Anwesenheit des Herzogs befiehlt, bittet er den stumm da stehenden Alba selbst, ihn nur auf eine Stunde mit seinem Vater allein zu lassen. Philipp will davon nichts wissen; Karlos' Zweifel, ob Alba auch sein Freund sei**), zieht ihm den ersten Vorwurf seines Vaters zu, daß der Prinz den Freund seines Vaters nicht auch als Freund behandle. Karlos aber wird durch das starre, stumme Verweilen Albas so erbittert, daß er die Anmaßung, bei einem Gespräche zwischen ihm und seinem Vater nicht zurückzutreten, mit dem Ausdrucke der Verachtung straft.***) Wie sehr auch Philipp über die scharfe Verachtung Albas erzürnt ist, er fühlt, daß Karlos als Erster des

---

*) Nach der Thalia sollte unserm Auftritt einer zwischen dem König und dem Großinquisitor vorhergehen. — Gleich am Anfange hat Schiller im Jahre 1801 sechs Verse gestrichen.

**) In den Worten „Hab' ich es auch verdient, | Den meinigen im Herzog zu vermuthen?" spricht der Prinz die dauernde Spannung zwischen ihm und Alba aus, die eben eine freundliche Gesinnung des Herzogs gegen ihn nicht erwarten lasse.

***) Er müsse wissen, daß er bei diesem Gespräche ein Nichts sei, hier nichts zu thun habe, und dies Gefühl, daß er im Rechte sei, sollte seine Seele „durchbohren", schmerzlich zerreißen, seinen Zustand ihm zu beschämender Qual machen (daher „verdammt ist"). — Im folgenden ist eine große Stelle der Thalia, in welcher es zu lebhaftem Streite zwischen Alba und dem Prinzen kam, von Schiller gestrichen worden. — Statt „die geweihten Mysterien der heiligen Natur" (nach „Vater") wurde 1801 das einfache „unberufen" gesetzt.

Reiches nach dem Könige in seinem Rechte ist, und so läßt er Alba in das Cabinet neben dem Audienzsaal treten.

Philipp ist durch Albas und Domingos Verdächtigungen und das bisherige Verhalten des Prinzen von so bösem Argwohn gegen diesen erfüllt, daß er den heftigen Ausbruch kindlicher Liebe und herzlicher Wärme, mit welcher er vor dem Vater niederfällt und dessen Hand küßt, für ein bloßes Gaukelspiel hält.*) Wie sehr dieser auch darüber betroffen ist, er läßt sich dadurch nicht abhalten, mit vollster Offenheit sein Herz ihm darzulegen, das, wie schon Lerma dem Könige bemerkt hat, nicht schlimm sei.**) Etwas auffällig ist, daß Philipp die Reinheit seines Herzens zugesteht. Karlos fühlt sich dadurch um so mehr angetrieben, mit dem übermächtigen Gefühl von der Bedeutung dieses Augenblicks vor ihm niederzufallen und um Versöhnung zu bitten. Aber Philipp, der an die Sprache des Herzens nicht gewohnt ist, weist auch dies kalt als Gaukelspiel zurück und will sich von ihm losreißen. Und als gar dem Sohne über diese arge Verkennung Thränen in die Augen kommen, findet er, der der Thränen ungewohnt ist, dies unwürdig und weist ihn weg; lieber wolle er die größte Schmach sich von ihm gefallen lassen, ihn feige aus einer Schlacht zurückkehren sehn, als so in Thränen; denn jede Reue ist ihm verhaßt, da diese auf Schwäche der Seele deute — eine bei dem von der Bußlehre des Christenthums durchdrungenen Herrscher doch wunderliche Vorstellung. Die Art, wie Karlos den Vater deshalb als einen Unmenschen betrachtet, ist

*) Vor V. 5 hat Schiller schon 1801 drei gleichfalls mit „Warum" beginnende Verse gestrichen.

**) „Wilde Wallungen verklagen mein Herz", verursachen, daß man mein Herz beschuldigt. Vgl. V, 11: „Fürchten Sie keine Wallung mehr von mir."

auf eine widrige Weise übertrieben. Thränen seien die Beglaubigung der Menschheit, durch sie unterscheide sich der Mensch vom Thiere*), aber er sei kein Mensch, ihn könne kein Weib geboren haben.**) Dann aber kehrt er gleichsam zu seinem Vater zurück, den er gar sonderbar mahnt, doch zeitig weinen zu lernen, um es nicht spät desto schlimmer nachholen zu müssen.***) Doch Philipp läßt sich dadurch nicht aus seiner Fassung bringen, und wir müssen gestehn, daß sein Sohn sich hier wirklich schauspielermäßig beträgt. In allem sieht er nur schöne Worte, die ihm den Zweifel an seiner Gesinnung nicht benehmen können. Karlos will eben diesen Zweifel durch die herzlichste Liebe lösen. Die Männer, welche ihn mit berechneter Absicht aus des Vaters Gunst vertrieben haben, fühlen für ihn keine Liebe, Philipp kann sie nur erkaufen. Die verächtliche Weise, wie er Albas und Domingos Seelen seiner frischsprudelnden gegenüber als „trübe, sumpfige Behälter" (Cisternen) bezeichnet, bringt den König auf, sodaß er ihm streng befiehlt, die bewährten Diener seiner Wahl zu verehren: allein dieser bleibt dabei, daß jene kein Herz für ihn haben, nur aus Eigennutz ihm dienen, und er macht sich anheischig, dasselbe wie sie zu leisten und zugleich ihn zu lieben. Die Andeutung, daß er auf seinem Throne einsam sei, trifft den König, der hier zuerst eine menschliche Regung fühlt, in tiefster Seele, und er gesteht, daß Karlos Recht habe. Die tiefempfun-

*) Nach Theophrast gab die Natur dem Menschen Thränen und Sprache zur Unterscheidung vom Thiere. Juvenal nennt die Thränen „den besten Theil unseres Gefühls".

*) Nach der bekannten Stelle der Ilias XVI, 33 f., nachgeahmt von Virgil (Aeneis IV, 265).

*) Vor dem Verse „O zwingen sie" fielen 1801 fünf zum Theil stark übertriebene Verse aus.

dene Schilderung des Glückes eines Vaters, der im innigsten Zusammenklingen mit dem Sohne seine Jugend noch einmal erlebt, indem er mit ihm und für ihn wirkt, rührt Philipps Herz, der nur zu erwidern vermag, ein solches Glück habe er ihm nie gewährt. Aber als dieser mit Recht entgegnet (wenigstens setzt der Dichter diese Berechtigung voraus), daß der Vater ihn von sich fern gehalten habe*), beruft er sich auf seine große Heftigkeit, die alles zerstören würde. Seltsam ist es, wie Karlos durch die Bemerkung: „Geben Sie mir zu zerstören?“ Philipps Wort bestätigt. In der ersten prosaischen Bearbeitung ist dies mit Recht weggefallen. Mit lebhaftem Schwung spricht Karlos seinen Drang nach einer seiner und seiner Ahnen würdigen Thätigkeit aus**), wodurch er sich den Uebergang zu der Bitte bahnt, ihn nach Flandern zu senden.

Ruhiger fordert er entschieden, statt Albas nach den Niederlanden gesendet zu werden, für deren Gehorsam er in diesem Falle einstehe, da das Volk ihn liebe. Nach St. Réal ließ der Prinz dies dem König versichern, bat ihn aber nicht persönlich um die Stelle. Vgl. S. 20. Die Ausrede, das Amt eines Statthalters daselbst fordere einen Mann, weist Karlos damit zurück, daß es nur eines Menschen bedürfe; vergebens besteht der König darauf, die Empörung könne nur durch Strenge und Furcht gebändigt werden, er sei zu weich dazu.***) Karlos wieder=

*) Hier ist erst 1801 eine Stelle von fünfzehn Versen ausgefallen, die sich darauf beziehen, daß Karlos gern von den Zeiten spricht, wo er (Philipp) nicht mehr sein werde. Dieser Aerger liegt ganz in Philipps Charakter.

**) Bei St. Réal heißt es einmal, Karlos habe außerordentliche Scham empfunden, daß er noch nichts für den Ruhm gethan habe.

***) Daß sein Herz weich sei, widerspricht keineswegs seinem zerstörenden Ungestüm.

holt seine Bitte, indem er auf die Macht deutet, welche schon der Name des Königssohnes üben werde, im Gegensatz zu dem nur durch Zerstörung wirkenden Alba, und er gibt ihr dadurch eine besondere Kraft, daß er sie als seine erste bezeichnet, die er auf den Knieen thun will. Karlos muß dabei wirklich auf die Kniee fallen, obgleich dies von Schiller nicht bemerkt wird. Aber eben die leidenschaftliche Hast, mit welcher Karlos seine Bitte vorträgt, erregt in dem argwöhnischen Philipp den schärfsten Verdacht, er fürchtet, sein Sohn wolle nur deshalb sich seines besten Heeres versichern, um es gegen ihn zu verwenden. Sein auf das schärfste die Furcht vor Karlos' Plänen aussprechendes „das Messer meinem Mörder"*) beweist diesem, der dabei entsetzt aufspringt, daß er mit aller seiner ihm gezeigten Liebe nichts erreicht habe. Aber noch immer will er die Hoffnung nicht aufgeben: dringend bittet er den Vater, ihn gnädiger zu behandeln, da der Gedanke ihm unerträglich sei, sich so alles verweigert zu sehn. Und was ihn noch besonders schmerzt, ist der Spott der Höflinge, daß er von seinem Vater nichts erlangen könne. Um ihm diesen gegenüber ein Zeichen seiner Achtung zu geben, möge er ihn mit dem Heere nach Flandern senden. Zum drittenmale wagt er trotz des darauf angedrohten Zornes die Bitte zu stellen, wobei er hervorhebt, daß er es nicht länger in Madrid aushalte; was ihn eigentlich forttreibe, darf er nicht verrathen. Der König aber, dem die letzte Aeußerung als Beweis einer Störung seiner Seele gilt, erklärt entschieden, als Kranken müsse er ihn unter seiner

*) Bei St. Réal heißt es von Ruy Gomez, der Antheil, den dieser am Wohle des Königs genommen, habe ihn mit Schrecken dessen Schwäche entdecken lassen, daß er seinem Sohne die Waffen in die Hand gebe, um zuerst von ihm umgebracht zu werden.

Aufsicht halten, und so bleibe es dabei, daß Alba nach Flandern gehe. Karlos ist in solcher Aufregung, daß er leise den Himmel bitten muß, ihn von der gräßlichen That zurückzuhalten, wozu ihn gekränkte Liebe und Ehre fortreißen wollen. Ganz gebrochen, nachdem er sich selbst gewaltsam zurückgehalten, findet er nur noch die Kraft zur Frage, ob des Vaters Entscheidung feststehe*), worauf er mit der bittern Erklärung scheidet, dann habe er nichts weiter zu sagen. Mit Recht ist der darauf in der ersten Bearbeitung folgende widerwärtige Schluß der Szene weggelassen, in welchem Karlos unter andern der Verbrennung des Testamentes Karls V. durch Philipp gedenkt**), und dadurch dessen tiefste Bestürzung erregt. Die Erwähnung der Testamentsverbrennung fiel erst 1801 weg, wogegen schon in der ersten Ausgabe des Stückes der frühere Abschluß des Auftritts gestrichen war.

Dem erst nach einiger Zeit eintretenden Alba befiehlt der König, sich zum Abmarsche nach Brüssel***) bereit zu halten; vorher soll er von der Königin Abschied nehmen, auch den Karlos

*) Die Worte: „Sie kam vom König", sollen nur besagen, daß er als König, der nie sein Wort zurücknehme, so habe entscheiden müssen. Rötscher legt darauf zu viel Gewicht, wenn er meint, dadurch sei die völlige Entfremdung zwischen Sohn und Vater ausgesprochen.

**) In einer Anmerkung bemerkte Schiller, es sei bekannt, daß Philipp dadurch sein Andenken geschändet habe; allein bei St. Réal und sonst wird nur berichtet, daß die Inquisitoren das Testament zur Verbrennung verurtheilt, der König aber, weil er die übeln Folgen davon bedacht, die Ausführung zu hintertreiben gewußt habe.

***) Daß der Herzog erst nach Italien reiste, wo sein Heer sich versammelte, ist hier übergangen. Auch im fünften Auftritt wird „des Abgehens nach Brüssel" gedacht, später aber die Reise über Italien näher bezeichnet.

noch sprechen. Dieser kann nicht unterlassen, in der Bewegung, in welcher er den König findet, eine Folge des Gespräches mit dem Sohne zu vermuthen, der wie ein Wüthender weggegangen sei. Aber zu seinem Aerger muß er, statt Näheres zu erfahren und den König noch mehr zu reizen, von ihm hören*), daß die Unterredung eine ihm unerwünschte Wirkung geübt, daß Philipp, über Karlos' Verachtung seines Alba erzürnt, ihm befiehlt, diesen zu versöhnen, was er als eine Gnade von seiner Seite betrachtet, ja daß er sich selbst vorwirft, auf seine Verdächtigung des Prinzen gehört zu haben, und diesen jetzt seinem Throne näher treten lassen will, somit seine unumschränkte Herrschaft über den König bedroht ist.

Vierter bis sechster Auftritt. Sie spielen im Vorsaal des Zimmers der Königin. Wie es kommt, daß Karlos hierher mit dem Pagen geht, sieht man nicht. Freilich hatte der Dichter dies nöthig, damit der vom Abschiede der Königin kommende Alba mit Karlos zusammentreffe. Letzterer ist gegen den König so erbittert und von seiner Leidenschaft so verblendet, daß er wähnen kann, eine Einladung einer Dame zu einem Liebesbesuche im Pavillon der Königin gehe von dieser aus. Beim Abschiede des ihn zu ungelegener Zeit aufhaltenden Alba kommt es in Folge von dessen Aufreizung zum Kampfe; der Zuruf der zufällig erscheinenden Königin aber übt auf Karlos eine solche Wirkung, daß er mit Alba in auffälligster Weise sich im Nu versöhnt.

Schon als der Page, der Schlüssel und Brief Karlos bringt, sich auf dessen Frage als Edelknaben der Königin zu erkennen

*) Die Ausgabe von 1801 strich hier sechs Verse nach „War Herzog Alba".

gibt, zweifelt er nicht, daß er von dieser komme, und so hat er nichts eiligeres zu thun als ihm das strengste Stillschweigen aufzulegen. Nachdem er die Einladung gelesen, steht er lange starr und sprachlos da; kann er ja nicht glauben, daß die Königin, deren Tugend ihn noch gestern mit solcher Verehrung ergriffen, ihn jetzt zu einem Stelldichein einlade. Er meint, es müsse hier ein Trug zu Grunde liegen, zu dem die Eltern des Pagen sich hätten willig finden lassen. Als er aber vernimmt, der Vater des Knaben sei bei St. Quentin gefallen*), kann er den Verdacht nicht unterdrücken, daß der König ihn bestochen habe: des Pagen natürliche Empfindlichkeit schlägt seinen Zweifel fast ganz nieder, noch mehr die Lesung der Zeilen, die ihn eines für unmöglich gehaltenen Glückes versichern**), dessen Unendlichkeit er gar nicht zu fassen vermag.***)

Er ist so außer sich, daß ihn der Page zweimal ihm zu folgen auffordern, und ihn mahnen muß, er vergesse, wo er sei, da er sich nicht so laut äußern dürfe. Bei den Worten „Sie vergessen“ wird Karlos an seinen Vater erinnert, der freilich davon

---

*) Die letzte Schlacht bei der Belagerung der Stadt durch den Herzog von Savoyen gewann Egmont. — Henarez ist nur Ortsname. Verwechselte Schiller ihn etwa mit dem Personennamen Henriquez?

**) Bis zum Jahre 1801 stand hier noch am Schlusse des Briefes die zweideutige Unterschrift E., die um so mehr wegfallen mußte, als Karlos auf diese gar nicht Bezug nimmt.

***) Bei seinen Worten: „Das ist mein rechter Arm ... wirklich“ schwebt Sebastians Aeußerung in Shakespeares Was ihr wollt (IV, 3) vor:

> Das ist die Luft, das ist der Sonne Glanz;
> Dies Kleinod gab sie mir, ich fühl' und seh' es,
> Und ob mich gleich ein Zauber rings umstrickt,
> Ists doch kein Wahnsinn.

nichts wissen dürfe, aber es falle ihm so schwer, eine solche Seligkeit nicht laut auszusprechen, was er in ausschweifendster Weise thut. Als er sich aber jetzt ernstlich besinnt, daß ein so gefährliches Geheimniß auf das sorgfältigste verborgen bleiben müsse,*) macht er dem Pagen dies ängstlich zur heiligsten Pflicht**), ja er will ihn rasch fortschicken, daß niemand sie hier zusammensehe und daraus Verdacht schöpfe. Doch ehe er dem Pagen folgt, muß er ihm noch ausdrücklicher, wie sehr er auch mit ihm zusammengetroffen zu werden fürchtet, die Geheimhaltung anempfehlen. Das Geheimniß sei so gefährlich, daß es unwillkürlich sich verrathe. In breiter, an Polonius eher als an Hamlet erinnernder Weise räth er ihm, sich ja in Acht zu nehmen, sich selbst nicht zu gestehn, was er wisse, und immer so lustig wie früher sich zu zeigen. Ja er freut sich über die Klugheit der Königin, die einen solchen Boten ausgewählt habe, hinter welchem der König sein Unglück nicht suchen werde.***) Als aber der Page sich etwas darauf

---

*) In der ersten Ausgabe stand:

In diese Brust vermauern soll, das, das
Ist schrecklich — Unterirdisch Gold, sagt man,
Wird unter Todtenstille nur gehoben.

1801 strich er hier die ganze Stelle „Unterirdisch . . . gehoben", wonach aber „Ist schrecklich" einen Vers für sich bildete. Deshalb wollte er im Jahre 1805 die Worte: „In diese Brust . . . schrecklich" in einen Vers zusammenziehen, schrieb statt des zweiten „das" als Schluß des Verses „ist schrecklich", ließ aber aus Versehen die Worte „Ist schrecklich" am Anfange des folgenden Verses stehn. Schillers Absicht hat erst Joachim Meyer zur Ausführung gebracht.

**) Das Geheimniß soll so tief in seine Brust versenkt sein, wie ein Sarg in die Erde, daß niemand es merken kann.

***) Seltsam dient hier „Nattern" zur Bezeichnung desjenigen, der einem Qual bereitet. In der Thalia stand I, 1, 10 f. „daß er die Nattern (die Qual) seines Sohns zu Gaste ruft".

einbildet, ein Geheimniß zu besitzen, das dem König selbst verborgen sei, hält er ihm ernstlich vor, deshalb solle er eher zittern. Vor allem müsse er jede nähere Verbindung mit ihm möglichst verheimlichen, und er fügt vorsorglich hinzu, wenn er ihm später noch etwas von seiner Dame zu melden habe, solle er es ihm nur durch Zeichen zu verstehn geben, da Philipp überall seine Kundschafter habe. Das Shakespearesiren ist hier auffallend genug, ohne daß die Darstellung dadurch an Wirksamkeit gewänne. Die dreißig Verse von „Doch halt!“ bis „Hinweg“ fielen besser ganz aus. Schiller hatte im Jahre 1801 nur wenige Verse der Fassung von 1787 weggelassen.

Als der aus dem Zimmer der Königin kommende Alba den Prinzen anspricht, will dieser in seiner Eile sich sofort entfernen, doch, da der Herzog eine Unterredung auf seinem Zimmer sich in diesem Fall erbittet, bleibt er, bittet aber um möglichste Kürze. Alba will den Prinzen erbittern, dessen verächtliches Wort ihm nicht weniger auf der Seele brennt als die Furcht vor seinem drohenden Einflusse bei dem Könige ihn quält; dieser ist nichts weniger als bereit ihn zu reizen. Seinen wunderlichen Dank für die vorgebliche Verwendung bei dem Könige weist der Prinz einfach zurück und wünscht ihm kurz gute Reise. Aber Alba wundert sich über den Gleichmuth des Prinzen, dessen Veranlassung er gern herausbringen möchte. Doch selbst seine boshafte Anspielung, er habe ja früher gemeint, daß er selbst nach den Niederlanden müsse, verfängt nichts bei diesem. Kalt erwidert er, der König habe ganz recht, daß die Lage der Dinge einen guten General bedürfe, was der Herzog ohne Zweifel sei, keinen jungen Menschen, und so will er Alba entlassen, da er jetzt keine Zeit habe. In der Verwirrung der Eile verschiebt er das, was

er ihm etwa sonst noch zu sagen habe, auf den nächsten Tag oder, da er sich wieder erinnert, daß er bald nach Brüssel gehn soll, auf die Rückkunst von da. Alba, dadurch verletzt und neugierig auf den Grund der plötzlichen Veränderung des Prinzen, weicht nicht. Sein „Wie?" deutet auf seine Verwunderung. Karlos der ihn gern, wie Alba merkt, weg hätte, antwortet nicht*), erst nach einer Pause fängt er wieder ein gleichgültiges Gespräch über seine Reise an, wobei er seines Weges und der Zeit, wann er in Brüssel sein werde, gedenkt. Des Zuges von Alba wegen wird hier die Handlung des Stückes, das eigentlich im Februar spielt**), in den April gesetzt. Ferreras berichtet, Alba sei von Madrid nach Karthagena gegangen, von dort am 16. April ausgelaufen und zuerst nach Genua gefahren; am 2. Juni brach er von Allessandrio de la Paglia auf, zog dann durch Burgund, Lothringen und das deutsche Herzogthum Luxemburg. Nach Strada lief er erst am 5. Mai von Karthagena aus und kam am 22. August vor Brüssel an. Auffällt, daß Karlos die gar nicht so genau vorher bestimmte Reise schon weiß. Die Bemerkung, in Deutschland kenne man ihn, bezieht sich auf sein hartes Verfahren im schmalkaldischen Kriege. Ferreras berichtet, Karl V. habe ihn 1552 zum Verdruß einiger deutschen Fürsten zum Generallieutenant in Deutschland ernannt. Da der Prinz gleichgültig bemerkt, Alba werde sich ohne Zweifel ihres (er schließt sich mit ein) gnädigsten Vertrauens werth zu machen wissen, erinnert dieser ihn

---

*) Ursprünglich fuhr Alba nach „Wie?" fort: „Nach zehen Jahren?", Karlos erwiderte: „Leben Sie denn wohl!" 1801 wurde dieser Vers wohl mit Unrecht gestrichen.

**) Die Gefangennahme des Prinzen fiel wirklich neun Monate nach Albas Entfernung.

mit Schärfe an sein verletzendes in Gegenwart des Königs geäußertes Wort, worauf jener sich endlich zusammennimmt, und erwidert, freilich habe er Unrecht gehabt, sich so über ihn zu äußern, da Alba ein scharfes Wort des Sohnes des Königs, dem er gehuldigt, nicht habe zurückweisen dürfen. Diese Berufung auf seine höhere Stellung verletzt Alba. Vergebens sucht Karlos in freundlicher Weise dem Gespräche ein Ende zu machen. Mit großer Bitterkeit und selbstbewußtem Stolze beruft Alba sich auf die Dienste, die er ihm und dem Reiche seines Vaters gethan.*) Karlos denke sich jetzt schon als König, wogegen er sich in die Zeit zurückversetze, wo er durch seine Tapferkeit mit spanischen Blute das Reich habe gewinnen können. Albas Aeußerungen sind nicht ganz zutreffend und selbst für diesen zu roh. Als Philipp mit Donna Maria vermählt war, die er schon im zweiten Jahre verlor, hatte dieser als Prinz die Verwaltung Spaniens. Alba war damals beim Kaiser, und Philipp bedurfte auch zur Zeit keines so tapferen Armes. Freilich weiß er, daß viel Blut zur Sicherung und Ausdehnung der spanischen Herrschaft geflossen war, aber es ist doch zu widerwärtig, wie Alba die Mühe der Zeugung eines Erbprinzen der Mühe, das Reich zu sichern und zu mehren, entgegensetzt. Auf Karlos' Frage, was er damit wolle, wirft er ihm vor, daß er sich nicht erinnere, wie viel sein künftiges Reich gerade seinem Arm verdanke. Die scharfe, zu einem Weherufe sich versteigende Hinweisung, daß er undankbar seiner Verdienste vergesse, läßt Karlos hingehn: als er aber sich gar als Vertheidiger des wahren Glaubens hinstellt, daß er

*) „Wir verrechnen uns auf ganz verschiedene Weise." „Verrechnen" geht auf den falschen Standpunkt.

als Gott auf Erden gerichtet und seinen Willen ausgeführt, da kann der Prinz nicht umhin, seinen Mißmuth über den gottlosen Glaubenszwang auszusprechen, an den er eben nicht erinnert sein möge. Statt es aber dabei bewenden zu lassen, wird er von der durch Albas Stolz ihm zugefügten Kränkung und von seinem Freiheitsgefühl fortgerissen. Alba sei freilich in seiner Art ein großer Mann, aber er sollte erst zur Zeit des Weltunterganges erschienen sein*), wo er an seiner Stelle wäre. Dabei muß er des unglücklichen Flanderns gedenken, wofür Alba, wie man sage, schon eine Anzahl unterschriebener Todesurtheile mit sich führe**), was er bitter als eine gute Vorsichtsmaßregel bezeichnet. Mit steigender Bitterkeit fügt er hinzu, ein Anfang der Achtung seines Vaters sei es gewesen, daß er ihm ein solches Geschäft verweigert habe, worin seine Albas glänzen könnten. Als der Herzog dies für eine Beleidigung erklärt, gegen deren Sühne den Prinzen nur sein Stand schütze, nimmt Karlos diese Aeußerung als eine Beleidigung, die Blut fordere. Albas kaltblütige Frage „Gegen wen?" deutet darauf, daß er sich bewußt bleibe, Karlos sei der Königssohn. Erst auf dessen Drohung, ihn, wenn er sich weigere, zu durchbohren, zieht er. Die durch den Lärm aus ihrem Zimmer getriebene Königin bringt durch ihren unmuthig gebietenden Zuruf Karlos zu sich, so daß er das Schwert sinken läßt, auf den Herzog zueilt, ihn küßt und sich ausgesöhnt erklärt; vor der Königin wirft er sich nieder, stumm seine Schuld bekennend, so ihren Unwillen erregt zu haben, und enteilt sofort. Alba stutzt über diesen Einfluß der Königin auf Karlos. Diese, beunruhigt über

*) Zum biblischen Ausdruck vgl. Offenb. 14, 14—16. Matth. 13, 39.

**) Alba hatte vom Könige die Vollmacht erhalten, gegen alle, auch die Ritter des goldenen Vließes, das Todesurtheil vollstrecken zu lassen.

Albas Ahnung eines nähern Verständnisses, beruft ihn endlich in ihr Zimmer, um ihm ihren Wunsch, daß er über den Vorfall Schweigen beobachte, zu erkennen zu geben.

Den zu Grunde liegenden Vorfall erzählt Ferreras nach Cabrera also. Als der Herzog von Alba den über seine Sendung nach den Niederlanden mißvergnügten Prinzen besuchte, um ihm die Hand zu küssen und ihm seine Abreise mitzutheilen, drohte dieser in rasendem Zorne, ihn zu tödten, wenn er sich unterstände die Reise anzutreten und ihm den für ihn bestimmten Ruhm zu rauben. Vergebens suchte Alba ihn durch die Vorstellung zu beruhigen, der König habe sein Leben nicht der Gefahr aussetzen dürfen, später könne Seine Hoheit ohne Gefahr sich dorthin begeben. Karlos erwiderte, indem er den Dolch gegen ihn erhob, er werde nicht abreisen, Alba aber hielt ihm beide Arme fest, und sein Hülferuf zog einen Kammerjunker nebst andern Personen herbei, worauf der Prinz sich entfernte. Der König, den Alba davon benachrichtigte, wurde darüber sehr aufgebracht; auch die Königin und seine Tante waren schmerzlich dadurch berührt. Im Wesentlichen stimmt hiermit Stradas Erzählung überein, der nur Alba beim ersten Stoße des Prinzen einige Schritte zurücktreten und Karlos sich in sein Kabinet zurückziehen läßt. Vgl. auch St. Réals Darstellung oben S. 27.

Siebenter bis neunter Auftritt. Der Prinz wird betroffen, als er in dem ihm bezeichneten Zimmer statt der erwarteten Königin die Prinzessin Eboli findet, die durch die Zurückweisung ihrer ihm gestandenen Liebe stch tief verletzt fühlt, und da sie Verdacht schöpft, der Prinz habe bei der Königin Gegenliebe gefunden, wird sie von wüthender Eifersucht zum Entschlusse getrieben, es dem Könige zu verrathen und sich diesem, der sie

durch Domingo hat versuchen lassen, selbst preiszugeben. Ueber die zu Grunde liegende Erzählung St. Réals vgl. oben S. 14 f. Schiller that sich mit Recht auf diese Szene wegen der natürlichen Darstellung der Leidenschaft gegen Wieland etwas zu gut.

Die leidenschaftliche Ungeduld, mit welcher die von Liebe zu Karlos verzehrte Prinzessin auf die verheißene Ankunft des Prinzen harrt, tritt in der Szene mit dem Pagen bezeichnend hervor. Nachdem dieser seine Verwunderung ausgesprochen, den Prinzen noch nicht hier zu finden, was doch auffällt, da der Page den nächsten Weg zur Prinzessin zurückgenommen haben wird, vertraut er ihr, wie sehr sie von diesem geliebt sein müsse.*) Durch eine ununterbrochene Reihe ungestümer Fragen läßt sie den Pagen nicht zu Worte kommen. Wenn dieser berichtet, der Prinz habe gesagt, er wisse alles, so ist dies freilich in der Wirklichkeit nicht gegründet, aber Karlos gab doch zu verstehn, daß er nicht zweifle, wer die Schreiberin des Briefes sei. Die von ihm hinterbrachten Aeußerungen seiner Furcht vor dem Könige deutet die Eboli darauf, daß der Prinz von dem Antrage wisse, den der König ihr durch Domingo hatte machen lassen, und kann sie auch nicht vermuthen, woher er dies wissen möge, beruhigt sie sich doch gern mit der Bemerkung, daß die Augen der Liebe tief blicken. Daß des Pagen Gespräch mit diesem durch den Eintritt Albas gestört worden, ist ihr ärgerlich. Dem Prinzen kann sie es nicht verzeihen, daß er noch immer nicht da ist, ja sie fürchtet sogar, dieser habe ihren Boten irre geführt, sonst müßte er schon

*) V. 7 hat sich aus der ersten Bearbeitung die Anrede „Fürstin" statt „Prinzessin" erhalten, wie sie auch später vielfach heißt, selbst in szenarischen Anweisungen. — V. 9 sollte nach dem ersten „geliebt" statt des Gedankenstrichs ein Punkt stehn. — Das Theater hat V. 10 irrig „kanns" statt „kann".

längst da sein.*) Die Entschuldigung, der Herzog habe ihn wohl aufgehalten, will sie nicht gelten lassen; ärgerlich bemerkt sie, dieser habe eigentlich gar nichts bei ihrem Geliebten zu schaffen, und er hätte ihn stehn lassen sollen. Karlos verstehe sich offenbar auf die quälende Unruhe eines liebenden Herzens so wenig, wie auf Damenherzen, womit sie andeutet, er hätte ihre Liebe längst merken und ihr zuvorkommen sollen. Da sich endlich Tritte nähern, eilt der Page fort; sie aber wirft sich auf das Sopha und beginnt wieder das früher unterbrochene Lied.**) Der Prinz,

---

*) „Man berichtet" (58) kann natürlich nur auf den Prinzen gehn. — „Wie glücklich wär' er schon in so viel Zeit gewesen?" (58 f.) Sonst würde er schon so lange hier glücklich gewesen sein, — „Als du brauchtest . . . wollte" (59 f.). Die Zeit, welche du schon hier verweilst, um mir zu erzählen, wie glücklich ihn meine Einladung gemacht.

**) In der Thalia waren die von der Prinzessin gesungenen Strophen angegeben und die ersten Worte, welche darauf folgen, bezogen sich darauf. Das Lied ist der Anfang einer Uebersetzung, die A. Fr. Ursinus von der englischen nach einem spanischen Vorbilde gemachten Romanze Alcanzor and Zaida in seiner Sammlung „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart" (1777) mitgetheilt hatte. Ursinus erklärte selbst, seine Uebersetzung sei mehr denn frei, eine bloße Nachahmung, und er hätte sie schwerlich unter die bessern Stücke dieser Art mitaufgenommen, wäre nicht die Vignette dazu, die als Titelbild diente, schon fertig gewesen. Schiller änderte V. 2 „Rund der Thau umher" in „Rings herum der Thau", V. 4 „Noch den" in „Nach dem", V. 9 „Stets drauf seines" in „Seines frohen", V. 11 „zurück und —" in „zurücke". Dann ließ er drei Strophen weg und änderte die folgende, die bei Ursinus lautet:

„O!" fuhr er empor und reckte
Hoch sich, hoch hinauf nach ihr:
„O um Alla's Willen! liebstes
Bestes Mädchen, sage mir.

Aber er folgte hier einer andern von Ursinus angeführten Uebersetzung, in der V. 2 „lispelt er ihr süß hinauf", V. 4 „sprich: bin ich verdammt zum Tod?" stand. Nach „ist sie wahr, die Botschaft" folgen bis zur Strophe, mit welcher

äußerst betroffen, als er die Prinzessin erkennt, die ihm luftathmend entgegeneilt, bringt die verwirrtesten Entschuldigungen über sein Eindringen in ihr Kabinet vor. Vergebens will die Prinzessin, noch immer im Glauben, er habe sie hier zu finden erwartet, ihm zu Hülfe kommen; er nimmt jetzt das absichtliche Betreten des Zimmers auf sich, bittet aber um Entschuldigung und will sich durch seine Entfernung für seinen Vorwitz selbst strafen. Diese hält seine Aeußerung für eine höfliche Ausrede, ihn zum Bleiben zu nöthigen. Als er aber erklärt*), er fühle, daß er sich verwirre, doch wolle er sie nicht durch seine unerbetene Anwesenheit in ihrem Kabinet erröthen machen, findet sie eine solche Zartheit bei einem jungen Königssohne überraschend, und indem sie meint, bei so viel Tugend müsse auch die Angst des besorgtesten Mädchens schwinden, führt sie ihn zum Sopha, wo er zu seiner Strafe die Arie, in welcher sie von ihm unterbrochen worden sei, noch einmal hören solle. Der Prinz verräth in seiner mit feiner Artigkeit erwidernden Antwort, daß er das Lied angehört habe, was denn die Prinzessin auf den Inhalt desselben bringt, die Liebe. Karlos aber findet den Inhalt dieses Liedes

---

die Eboli fortfährt, sieben andere. Dann läßt Schiller acht Strophen weg und ändert die folgende, die bei Ursinus heißt:

'S ist umsonst, Alkanzor:
  Wach' und Riegel sperrt mich ein!
Kaum erstehl' ich die Minute,
  Itzt mit dir allein zu sein.

Den Vers, nach dem Schiller den Karlos hereinstürzen läßt, hat dieser zu seinem Zwecke gemacht; bei Ursinus beginnt diese das Ganze schließende Strophe: „Und = = Doch horch, da tobt mein Alter!"

*) V. 38 Wo ich verlassen will. Seit dem zweiten Abdruck stand Was statt Wo, ein hartnäckig beibehaltener Druckfehler.

unwahr, da nur die unglückliche Liebe eine wahre Liebe sei, worüber er freilich mit der Prinzessin sich nicht verständigen werde, da diese wohl nie eine unerhörte Liebe zu beklagen habe. Da sie hiernach vermuthen muß, Karlos schmachte in Liebe zu ihr, wähne aber, sie erwidere diese nicht, antwortet sie, wie könne er leiden, da alle Frauen ihm, einem Ausbund von allen Gaben der Natur und des Glückes, zufielen, und, wie sie scherzend hinzufügt, nur eines fehle, daß er bemerke, wie er die Herzen aller Frauen besiege. Aber Karlos war bei dieser schwärmerischen Erhebung seiner Vorzüge und seines Liebesglückes völlig abwesend, seine Gedanken allein auf die Königin gerichtet, wie sich dies aus seiner Antwort zu erkennen gibt. Von der Prinzessin an seine Geistesabwesenheit gemahnt, will er von dannen eilen, da er sich in der Nähe des einschmeichelnden Mädchens so beengt fühlt, sie aber hält ihn mit Gewalt zurück und sucht ihn mit milder Zusprache der Liebe zu beruhigen. Eine ihr in flüchtiger Gedankenlosigkeit gegebene Antwort läßt sie von neuem vermuthen, der Prinz liebe sie doch, und aus einer andern schließt sie wieder, er wisse von den Anschlägen des Königs auf sie. Seine weitere Beziehung auf die heute empfangene abschlägliche Antwort seines Vaters hält sie für bloße Verstellung, und so wagt sie es (so weit treibt sie ihre eifersüchtige Liebe!), ihm vorzuhalten, er solle sich nur nicht so stellen, als ob er nicht verliebt sei. Es ist freilich sehr stark, daß Schillers Eboli es wagt, mit einer leichten Fingerbewegung seine Halskrause wegzuschnellen, und darunter eine durch Zufall etwas hervorstehende Bandschleife einer Dame herzuziehen. Der Prinz wird darüber betroffen, da diese Bandschleife von niemand anders als von der Königin selbst ist, und entsetzt fürchtet er, die Prinzessin wisse um seine Liebe. Diese

aber dringt nun weiter in ihn ein. Sie beruft sich darauf, daß so manche seiner unwillkürlichen Geberden und Seufzer ihn ihr als empfindsamen Liebhaber verrathen haben, wobei sie natürlich, ohne es zu gestehn, des Glaubens ist, seine Liebe gelte ihr. Die beiden Geschichtchen, die sie darauf gleichfalls als Beweise anführt, sind zu ihrem Zwecke vom Dichter gut erfunden, aber sie, wie auch der dabei angenommene Raub der Bandschleife, stehen mit demjenigen in Widerspruch, was früher von des Prinzen scheuer Zurückhaltung erwähnt ist, und sie setzen eine Zerstreuung voraus, welche den Prinzen auch andern gegenüber verrathen haben würde.*) Auffallend ist es, wie Karlos sich auch jetzt noch zu fassen weiß, und sich nicht der klugen Eboli deutlich verräth, ja diese durch sein einfaches „Schweigen wir davon!“ abfertigt: aber der Dichter wollte eben noch den Anschlag des Königs auf die Eboli als Mittel der Handlung benutzen, und so führte er diesen hier ein, um der Eboli durch einen geschickten Uebergang auf einen Augenblick die volle Ueberzeugung beizubringen, der Prinz liebe sie.

Noch immer meint sie, der Prinz liebe sie, hält ihn aber für zu stolz, es zu gestehn; deshalb stelle er sich so blöde, verschließe sein Herz, das zu öffnen sie alle Mittel vergeblich versucht hat. In ihrer Verzweiflung, die sie dem kalt erwidernden Prinzen nicht verhehlt, wagt sie es zu dem letzten Mittel zu greifen: sie

*) „Wo man das bischen Maske noch allenfalls zu loben fand“, wo einige Verstellung doch wohl gestattet war. In der Thalia unterbrach Karlos die Rede bei den Worten „der Königin“ durch den bestürzten Ausruf: „Der Königin? warum der Königin?“ — „Gleich einem Ketzer“, nach dem Aberglauben, die Ketzer könnten es bei der Messe, besonders bei der Wandlung, nicht aushalten, sondern würden dabei von Unruhe ergriffen. Ursprünglich sagte man dies von denen, die sich dem Teufel verschrieben haben sollten.

stellt sich ihm als eine Unglückliche dar, deren Tugend von einer mächtigen Seite verfolgt werde, und weiß durch leidenschaftliche Schilderung ihres Unglücks die ganze Theilnahme des arglosen, tugendreinen Prinzen zu erregen. Zunächst beginnt sie mit der uns schon bekannten Bewerbung von Ruy Gomez (vgl. I, 3), stellt aber die Sache so dar, als ob sie der Verbindung nicht entgehn könne, da der König sie ihm verkauft habe, wodurch dem Karlos ein bitterer Ausruf entfährt, der auf den Raub seiner eigenen Braut durch den König, „den berühmten Handelsmann in Süden", deutet, was die Prinzessin in ihrer Hast überhört; denn vor allem gilt es ihr, durch den Beweis, daß man ihrer Unschuld nachstelle, ihn zum Bekenntniß seiner Liebe zu treiben. Zum Lesen des Briefes des sich heilig stellenden Heuchlers, den sie ihm übergibt, nimmt Karlos sich nicht Zeit, da er gespannt an ihren Lippen hängt. Als er aber durch ihre Aeußerung zur besorgten Furcht veranlaßt wird, sie sei gefallen, erhebt diese sich im vollen Gefühl begeisterter Liebe, die sich nur dem Manne ihrer Wahl ganz und frei hingebe.*)

*) Der Dichter bedient sich hier der Sage von einem venediger Kaufmann, der die kostbare Perle, welche keiner der reichen Handelsleute auf dem Platze Rialto ihm ihrem Werthe nach bezahlen wollte, um sie nicht unter demselben zu verkaufen, ins Meer warf. Diese Sage nahm Schiller aus der Anmerkung Eschenburgs zu den Worten im letzten Auftritt des Othello: „Als einem Mann, dessen Hand, gleich dem verworfenen Juden, eine Perle wegwarf, die reicher war als sein ganzer Stamm." Eschenburg bemerkte nämlich: „Die gewöhnliche Lesart ist: like the base Iudean, und Theobald und Warburton verstehen hier den Herodes, der seine Gemahlin Marianne aus Eifersucht tödtete, und dessen Geschichte der Inhalt eines damals bekannten Trauerspiels war. Steevens macht gegen diese Erklärung verschiedene gegründete Erinnerungen, und glaubt, es sei eine Anspielung auf eine zu des Dichters Zeiten sehr bekannte Erzählung. — Vielleicht ist es folgende, die der gedachte Kunst=

Karlos wird von der durch die Lebhaftigkeit gehobenen Schönheit und dem hohen Geiste ihrer Liebe hingerissen, und als sie damit endet, daß sie längst sich in ein Kloster zurückgezogen haben würde, hielte sie nicht noch eine Liebe, die nicht erwidert werde, geht er mit feuriger Leidenschaft auf sie zu, und versichert sie, daß sie unaussprechlich geliebt sei, ja er geht so weit, was freilich bei dem durch die Liebe zur Königin gegen jede andere Neigung gewahrten Prinzen auffällt, sie mit Zärtlichkeit in die Arme zu schließen, ihr seine Bewunderung und Liebe zu betheuern und sich bereit zu erklären, sie gegen alle Teufel an Philipps Hofe zu schützen. Die Prinzessin, jetzt von Karlos' reicher Liebe voll überzeugt, will ihm die Hand küssen, welche dieser mit der Frage zurückzieht, wo sie jetzt sei; er glaubt, sie sei außer sich, da sie seine Hand küsse, als ob es die ihres Geliebten sei: sie aber ahnt nicht, was er damit sagen wolle, son-

---

richter in einem alten englischen Buche gefunden zu haben versichert (in some book, as ancient as the time of Shakespeare; though, at present, I am unable either to recollect the title of the piece or the author's name): Ein Jude hatte aus einer langwierigen Gefangenschaft in fremden Landen eine Menge Perlen mit sich nach Venedig gebracht und sie nach Wunsch verkauft, nur eine ausgenommen, die sehr groß war und auf die er einen unmäßigen Preis gesetzt hatte, wovon er nichts ablassen wollte. Als er sie dafür bei niemand anbringen konnte, ließ er am Ende alle Kaufleute der Stadt auf dem Rialto zusammenkommen, bot die Perle noch einmal aus, aber umsonst! pries weitläufig ihre große Schönheit und Kostbarkeit, und warf sie plötzlich vor ihren Augen in die See". Da man die Geschichte bisher nirgendwo aufgefunden hat, so haben neuere englische Kritiker Steevens mit Recht im Verdacht, daß er in seiner Weise dieselbe rein erfunden habe, um seine neue Erklärung zu begründen. Uebrigens hat man mit Recht die alte Lesart Indian wieder eingeführt. Es ist ein seltsamer Zufall, daß Schiller hier eine wahrscheinlich von einem Kritiker erfundene Geschichte benutzt und so verewigt hat.

dern preist, starr auf seine Hand schauend, deren Schönheit und Reichthum. Zwei Schätze habe diese zu vergeben, eine Krone und ein Herz: da beide zusammen für eine zu viel des Glückes seien, möge er sie theilen, und die eine davon gleich jetzt vergeben; aber vielleicht sei dies schon geschehen, und das wäre um so besser. Die das Geständniß, daß er sie liebe, endlich erwartende Frage, wer die Glückliche sei, hat zunächst nicht den erwarteten Erfolg; Karlos erklärt sich nur bereit, sich ihr, der reinen Unschuld, zu entdecken, und sofort verkündet er ihr, der ersten, die seine Seele ganz verstehe, daß er liebe. Die Prinzessin, glaubt gar nicht zweifeln zu können, daß dieses ein Geständniß seiner Liebe zu ihr sei, und so wirft sie ihm launig vor, wie schwer ihm dies Geständniß gefallen. Sein Stutzen versteht sie nicht: als sie nun aber in dieser Weise fortfährt und ihm das Verleugnen des Schlüssels als böses Spiel gegen sie vorhält, da endlich erkennt er seinen entsetzlichen Irrthum, daß die Einladung von der Prinzessin, nicht von der Königin ausgegangen sei: der Schrecken fährt ihm so in die Glieder, daß er sich an einen Stuhl festhalten muß, und vor schmerzlicher Bewegung verhüllt er sein Gesicht. Jene aber fällt, ihrer schrecklichen Täuschung bewußt, laut schreiend über die Verletzung ihrer Ehre, auf die Ottomane. Auch Karlos spricht den Verlust seiner gehofften Seligkeit in scharfer Weise aus. Schreckliche Eifersucht auf die glückliche Nebenbuhlerin ergreift die Eboli; Karlos ist ihr jetzt so verhaßt, daß sie seine Entschuldigung gewaltsam zurückweist, seinen Anblick nicht länger zu ertragen vermag. Dieser aber soll noch erfahren, daß der schleichende Verführer der Eboli sein Vater selbst ist. Vor dem Wegeilen verlangt sie Brief und Schlüssel zurück, worauf er beide suchen will, auch den andern Brief, dessen er ganz

vergessen hatte, so daß er fragen muß, welchen sie meine. Die unvorsichtige Bezeichnung des Briefes als vom König geschrieben erfüllt ihn zuerst mit Schrecken, aber je dringender sie diesen zurückfordert, um so deutlicher enthüllt sich ihm die Wichtigkeit desselben, den er ihr nun um keinen Preis zurückgeben möchte. Die Leidenschaft verblendet ihn so sehr, daß er nach seinem Rechte darauf gar nicht fragt, sondern trotz der Verzweiflung der Eboli, auch ohne den von dieser an ihn gerichteten Brief ihr wiedergegeben zu haben, entweicht.

Vergebens ruft sie dem bereits während ihrer Betäubung Entwichenen nach; in dem zermalmenden Schmerze ihrer Leidenschaft fühlt sie sich von ihm verstoßen, verworfen: doch, bald wieder gefaßt, besinnt sie sich, nur eine andere Liebe habe sie verdrängen können, und so sucht sie die verhaßte Glückliche zu errathen. Rasch enthüllt sich ihr aus des Prinzen Aeußerungen, daß es die Königin allein sein könne, der seine Liebe gelte, was ihr der Anblick der Busenschleife bestätigt; nur sie kann der Gegenstand der warmen Liebe sein, deren Aeußerungen sie auf sich bezogen hatte. Die sich weiter ihr aufdrängende Frage, ob er ohne Hoffnung liebe, muß sie verneinen. Bei hoffnungsloser Liebe könnten unmöglich ihre unendlichen Reize, die sogar den König angezogen, die er selbst so innig fühle, ihn haben widerstehn lassen. Offenbar habe er geglaubt, ihre Einladung komme von der Königin, was unmöglich hätte geschehen können, wäre er nicht von ihrer Gegenliebe überzeugt. Ja, sie muß ihn lieben, sie, die sie als Heilige, als ein höheres Wesen verehrt hatte, sie, die sich mit einem Tugendschein umgab, während sie ihren Lüsten fröhnte. Dieser arge Trug muß entlarvt, diese schändliche Täuschung gerochen werden. Der König selbst soll es wissen; den

Weg zu ihm kann ihr Domingo öffnen. Offenbar ist hier noch nicht die Absicht ausgesprochen, sich dem Könige preiszugeben, wie es in der ersten Ausgabe (1787) in der zweiten der beiden hierauf noch folgenden Szenen der Eboli geschah. Erst 1801 fielen diese beiden aus, und so wurde die Zahl der Auftritte um zwei vermindert, so daß dem frühern zwölften Auftritt jetzt der zehnte entspricht.

Zehnter bis dreizehnter Auftritt. Alba, Domingo und die Eboli vereinigen sich zu einem Komplott gegen den Prinzen und die Königin. Die Eboli weigert sich nicht, nach Briefen von Karlos in der Chatulle der Königin zu suchen, und erklärt dem Beichtvater ihre Bereitwilligkeit, dem Könige zu Willen zu sein.

Alba theilt Domingo den wunderbaren Eindruck mit, den diesen Mittag der unwillige Zuruf der Königin auf Karlos gemacht, was einen starken Verdacht gegen diesen in ihm erregt habe. Dieser verhehlt nicht, daß er längst ähnliche Verdachtsgründe gehabt, die ihm aber eben als Beweise zu unbestimmt geschienen (der Zuschauer erinnert sich dabei der unvorsichtigen Aeußerungen von Karlos im Gespräche mit Domingo)*); man müsse mit solchen Verdächtigungen beim Könige vorsichtig sein, wolle man nicht sich selbst dadurch in Gefahr bingen, wenn man sie nicht beweisen könne. Von einem Verständnisse zwischen dem Prinzen und der Königin sei er völlig überzeugt, aber es bedürfe zum Beweise der Schuld eines Augenzeugen oder einer brieflichen

*) „Zweischneidige Klingen" sind Vermuthungen, weil sie auch den, der sie äußert, treffen können „ungewisse Freunde", weil sie schaden können. — „Sind beleidigte Vertraute", sie können Schaden bringen, wie Freunde, die das auf sie gesetzte Vertrauen, wenn sie beleidigt sind, mißbrauchen.

Aeußerung, woran bei der Strenge der spanischen Hofetikette, die so etwas unmöglich mache, eben nicht zu denken sei.*) Noch eine andere Beobachtung theilt Alba Domingo mit**), daß nämlich der Prinz, der am Morgen mit solchem Ungestüm vom König die Statthalterschaft von Flandern begehrt habe, am Mittage darüber erfreut gewesen sei, daß diese ihm nicht übertragen worden, wonach er vermuthen müsse, diese seine Sendung sei eher eine Art Landesverweisung als eine Gnade. Auffallend übergeht er hierbei die ausgesprochene Absicht des Königs, Karlos solle in Zukunft seinem Throne näher treten, deren Erwähnung sich wirklich früher hier fand, aber bei der Verkürzung des Jahres 1801 mit Unrecht gestrichen wurde. Domingo wird über diese Mittheilung sehr betroffen, da er nie gefürchtet hatte, der Prinz werde beim Könige irgend etwas vermögen; um so lebhafter regt er den Herzog auf, der ihm viel zu ruhig sei, die vom Prinzen drohende Gefahr nicht zu ahnen scheine. Persönlich sei er demselben nicht feindlich, wie Alba, aber er wisse, daß dieser den schrecklichen Gedanken hege, des katholischen Glaubens entbehren und einst als Freidenker, als Beglücker der Menschheit regieren zu können. Alba hält dieses nur für einen jugendlichen Rausch, der gleich vorüber sein werde, sobald er zur Regierung gelangt sei. Aber Domingo sieht hier tiefer, er kennt Karlos' hohen Sinn besser, den er selber durch sinnliche Lüste

*) „Gerade nur da", am Hofe, wo man am leichtesten es auskundschaften lassen könnte. Statt „überraschen" stand früher „überlisten".

**) Hier sind 1801 siebzehn Verse ausgefallen; 1805 wurden noch achtzehn vorhergehende Verse gestrichen, so daß hier früher noch 35 Verse standen, jetzt bloß der Uebergang ganz kurz mit „Hören Sie weder . . . beim König" gemacht wurde.

zu entnerven gesucht hat; eben sein in ungeschwächter Kraft erhaltener Körper, verbunden mit einem so mächtigen Schwunge des Geistes, macht ihm bange, und wer wisse, wie lange Philipp noch leben werde, da er schon so alt sei. Vgl. oben S. 178*. Dazu sei die Königin ganz eines Sinnes mit dem Prinzen, von dem Gift der Neuerer ergriffen, und sie werde als eine Valois nicht ruhen, bis sie Gewalt über den König erlangt habe. Noch sei es Zeit; es gelte beide zugleich zu fangen, indem man dem Könige ein geheimes Verständniß zwischen ihnen zeige. Könne man vorab auch nur Zweifel an der Treue seiner Gattin in des Königs Brust erregen, so sei damit schon viel gethan; gingen sie auf weitere Beweise aus, so würden sich solche wohl auch finden. Aber sie bedürften zu ihrem Zwecke noch einer dritten Person, welche den Verdacht dem Könige beibringe, und als eine solche halte er die Eboli bereit, in welche der König verliebt sei, mit welcher er selbst im Auftrage Philipps, dessen Leidenschaft er zu nähren wisse, deshalb unterhandle; jene erwarte er eben in diesem Zimmer. Alba ist ganz entzückt von dem Plane des pfiffigen Dominikaners, dessen Erfolg nicht zweifelhaft sein könne.

Die Eboli geräth in Unruhe, als sie von Domingo vernimmt, Alba, den sie eben weggehn gesehen hat, wünsche nach ihm von ihr vorgelassen zu werden. Der Beichtvater aber will zuerst wissen, ob sie wegen des Wunsches des Königs sich jetzt anders besonnen habe, wo er denn erfährt, daß sie dessen Besuch zu empfangen bereit sei. Auf seine Verwunderung über eine so unerwartete Wendung vernimmt er, daß seine fernern Gründe ad maiorem dei gloriam sie nicht dazu bestimmt haben, sondern nur die unterdessen gewonnene Ueberzeugung, die Kö-

nigin betrüge den König, habe ihm die Treue gebrochen, wofür sie unwiderlegliche Beweise beibringen werde. Freilich muß sie zu ihrer Rache ihre eigene Frauenehre preisgeben, da sie nur so glaubt auf den König wirken zu können, aber dabei entzückt es sie, daß die Königin noch viel mehr dabei verlieren werde als sie selbst.

Domingo, der nun alles auf ungehoffte Weise zu ihrem Komplott reif sieht, ruft den Alba herein und theilt diesem mit, das Geheimniß, welches sie der Prinzessin verrathen wollten, sei von dieser bereits entdeckt, worauf Alba dem feinen Weiberblick sein volles Lob ertheilt. Was sie ihr darüber zu sagen haben, wollen sie an gelegenem Orte und zu besserer Stunde ihr mittheilen, wodurch der Dichter glücklich der Nothwendigkeit entgeht, das im vorigen Auftritt Erzählte noch einmal zu berichten. Die Prinzessin will sie den andern Mittag erwarten, da sie nicht länger ihr Geheimniß dem König entziehen möchte; auch Alba dringt darauf, daß Philipp sogleich die Sache erfahre, und zwar durch die Eboli, deren Mittheilung diesem unverdächtiger sein werde, als wenn sie beide, die als Feinde des Prinzen bekannt seien, dies thun würden. Alba dringt noch einmal auf rasche Erledigung der Sache, da er vor seinem jeden Augenblick bevorstehenden Abmarsche sich des Erfolges freuen möchte. Aber Domingo wünscht die allersichersten Beweise gegen Karlos (er zuerst nennt diesen ausdrücklich), weshalb er der Prinzessin nahe legt, aus der Chatulle der Königin sich Briefe desselben zu verschaffen. Auch das Auffangen von Briefen schlägt Domingo vor. Die von Alba zur Sprache gebrachte Gewinnung von Vertrauten des Prinzen, scheint weniger Erfolg zu versprechen. Albas dadurch veranlaßte Erinnerung an den Pagen der Eboli, den er

bei Karlos gesehen, ist für diese peinlich, weshalb sie das Gespräch abzubrechen und von dannen zu kommen sucht. Domingo aber unterläßt nicht, sie vorher noch einmal auf die Seite zu führen, um zu erkunden, wann sie den König zu empfangen bereit sei. Der glücklich dazu ersonnene Plan der Prinzessin erfüllt Domingo mit neuer Siegesgewißheit. Nachdem die Eboli durch die Glocke der Königin abgerufen ist*), sprechen Domingo und Alba die Ueberzeugung aus, daß ihre dreieinige Macht unüberwindlich sei. Darauf ließ in der ersten Bearbeitung (und diese Stelle hat die prosaische Bearbeitung statt des jetzigen Schlusses gewählt) Alba seinen Grimm darüber aus, daß er eines Weibes bedürfe, um sich des Königs Gunst ganz wiederzuerwerben; ja diese Schmach soll ihm Karlos bitter büßen. Aber der Dichter sollte gar nicht daran erinnern, wie sehr das ganze Intriguantenspiel Albas Charakter zuwider ist, wenn dieser freilich auch bei St. Réal sich darauf einläßt.

Vierzehnter und fünfzehnter Auftritt. Der Marquis vernimmt in dem zur geheimen Zusammenkunft bestimmten bei Madrid gelegenen Karthäuserkloster die Erfolglosigkeit von Karlos' Audienz, dessen unglückliche Zusammenkunft mit der Eboli und den von blinder Leidenschaft eingegebenen Plan des Freundes, durch den Beweis von der Untreue des Königs seine Verbindung mit der Königin zu ermöglichen. Von diesem so unedlen wie sinnlosen Plane bringt er Karlos ab, welchem er dagegen eine Unterredung mit der Königin verspricht, aus deren Munde er seine weitere Bestimmung erfahren soll.

Nachdem wir vom Prior des Klosters vernommen, daß der

---

*) Die szenarische Angabe: „Man hört eine Glocke", strich Schiller 1805 und setzte darauf „Man fragt nach mir" statt „Man läutet mir".

Marquis, der schon dreimal an diesem Morgen da gewesen, vor Mittag wieder kommen wolle*), schildert Karlos, indem er aus dem Fenster schaut, die einsame Lage des Klosters bei Madrid. Der Fluß Manzanares (Schiller schreibt Mansanares) mit der prächtigen, von Philipp darüber erbauten Brücke fließt west- und südlich von Madrid. Karlos erinnert dringend den Prior**) an die ihm zugeschworene Geheimhaltung, indem er die hohe Wichtigkeit hervorhebt, die er darauf lege, was er ihm doch schon früher mitgetheilt hatte. Dieser kann für das Geheimniß einstehn, da der Argwohn des Königs nicht diese Gräber treffen werde, wobei man freilich hervorgehoben wünschte, daß keiner der Brüder sich zum Verrathe hingeben würde. Gräber nennt der Prior die einzelnen engen, nothdürftigst ausgestatteten Zellen (laurae), welche die Mönche nur einmal wöchentlich verlassen dürfen. Der Prinz aber glaubt dem frommen Vater den Verdacht benehmen zu sollen, daß er eines Verbrechens wegen seine Zusammenkunft geheim halten müsse. Doch den dem Welttreiben abgestorbenen Prior kümmert dies nicht; das Kloster sei eine Freistatt sowohl für Schuldige als für Unschuldige, wobei der Ausdruck „Freistatt" in einem weitern Sinne steht, nicht auf das Asylrecht der Klöster geht. Aber Karlos möchte den Prior vergewissern, daß das, was sie verheimlichten, nichts Böses sei, sondern Gottes „eigenes, schönstes Werk"; als solches betrachtet er

*) Schon in der Thalia schrieb Schiller „hinterließ er nicht". In der ersten Ausgabe war „ers" als Druckfehler für „er" bezeichnet, aber 1801 und 1802 beibehalten, jedoch 1805 das „'s" handschriftlich gestrichen. Aber bleibt „'s" weg, so muß eine Unterbrechung angenommen und nach „nicht" ein diese bezeichnenden Gedankenstrich statt des Fragezeichens oder vor demselben stehn.

**) Statt der Anrede „gutherzger Mann" führte Schiller 18:5 „hochwürdger Herr" ein.

den Weltbeglückungplan, aber Karlos hat jetzt etwas Schlimmes im Sinne. Der Prior lehnt jede Mittheilung fremder Absichten ab, da er sich von der Welt abgekehrt hat, er mit deren Angelegenheiten sich nicht mehr belasten mag**); in seiner Abwendung von der Welt, die er bald verlassen werde, finde er sich ganz glücklich.**) Seine Entfernung wird durch das Läuten der Hora begründet.***) Die hier gemeinte Hora kann nur die Sexte oder die None sein, da die übrigen beim Tagesanbruch, am Nachmittage oder Abend, diese am späten Vormittage gebetet wird. Hier ist es etwa zehn Uhr. da der Marquis noch vor Mittag wiederkommen will. Die ganze Szene, in welcher die Ruhe des frommen Karthäusers einen hebenden Gegensatz zu des Prinzen Unruhe bilden soll, könnte kürzer gefaßt sein. Ursprünglich schloß sie noch mit einigen von Karlos nach der Entfernung des Priors gesprochenen Worten. In der prosaischen Bearbeitung fiel dieser und der folgende Auftritt ganz aus, wodurch aber eine Lücke entsteht.

Der vor Ungeduld brennende Marquis wird durch die Nachricht von dem unglücklichen Erfolge der Audienz schmerzlich überrascht, wobei es freilich auffällt, daß er in der längern Zwischenzeit die Nachricht vom unglücklichen Ausgange der Audienz nicht vernommen, die sich am ganzen Hofe sogleich verbreitet haben muß, was Karlos schon der Eboli gegenüber vermuthet hatte.

---

*) Besinnt euch noch. Der Druckfehler des ersten Abdruckes der Ausgabe von 1787 „doch" statt „noch" ist erst neuerdings weggeschafft worden. Freilich steht die Frage etwas sonderbar.

**) Das „Geräthe" der Welt bezeichnet alles, was der Welt angehört, weltliches Besitzthum und weltlichen Reiz; es ist „versiegelt", für ihn außer Gebrauch gesetzt, „auf jene große Reise", in Erwartung des baldigen Abscheidens von der Welt.

***) Ueberliefert ist hier „lautet", aber oben stand die richtige Form „läutet".

Letzterer kümmert sich darum jetzt wenig, ihn beschäftigt, wie der Marquis mit Entsetzen vernimmt, nur die Möglichkeit einer wirklichen Verbindung mit der Königin, welche er auf den mit Siegesgewißheit dem Freunde gezeigten Brief des Königs an die Eboli gründet. Die daran sich geschickt knüpfende leidenschaftliche Erzählung seiner Zusammenkunft mit der Eboli*) erfüllt den Marquis mit ängstlicher Sorge, da es ihm nicht entgehn kann, diese habe des Prinzen Liebe zur Königin errathen, und er fürchten muß, sie werde aus Rache wegen der Verletzung ihrer Frauenehre die Sache dem Könige, den sie beherrsche (woher weiß dies der Marquis?), entdecken. Karlos fürchtet dies nicht, da sich ihre Tugend ihm so glänzend offenbart habe (daß sie ihn mit Abscheu fortgewiesen, beachtet er in seiner Sorglosigkeit nicht); aber der Marquis weiß, was von dieser Tugend zu halten. Der Dichter ergreift hier die Gelegenheit, ein strahlendes Bild der hohen Weiblichkeit der Königin der von leidenschaftlicher Glut getriebenen Eboli gegenüber durch den von jener mächtig ergriffenen Marquis freilich in etwas überspannter Weise entwerfen zu lassen. Wenn die Tugend in jener ein angeborener, aus ihrem innersten Wesen entsprossener, ihr selbst unbewußter Vorzug sei, so gehöre diese zu denjenigen, die nur den Schein der Tugend mit bedachter Vorsicht zu wahren wissen, die auf ihre mühsame Zurückhaltung der Leidenschaft als ein von der Religion vorgeschriebenes, auf Himmelslohn angewiesenes Opfer sich etwas einbilden und damit vor der Welt prunken. Nie werde die Eboli es ihm verzeihen können, daß er, statt ihren Reizen zu huldigen, sich der Königin trotz der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe zugewandt

*) Daß er aus „Ehrfurcht" die Andeutung ihrer Liebe zu ihm stillschweigend angehört, steht in Widerspruch mit der wirklichen Ausführung in II, 8.

habe. Die Liebe zu ihm habe sie standhaft in der Tugend gemacht, weil sie ihm zu gefallen gewünscht; jetzt, wo er sie verschmäht habe, stürze sie auf einmal hin. Karlos wird durch die Herabsetzung seiner Eboli, deren Tugendbild sich seiner Seele lebhaft eingeprägt hat, tief verletzt; der Freund sucht ihn zu beruhigen, indem er seiner Verehrung der Eboli trotz allem, was er eben bemerkt hat, beistimmt, nur die Gefahr bedauert, in die Karlos sich durch den Verrath seines Geheimnisses gestürzt habe. Als dieser aber jede Furcht dadurch verscheuchen will, daß der Beweis, auf den die Eboli sich allein stützen könne, zugleich ihre eigene unerwiderte Liebe zu ihm verrathen würde, entgegnet der Marquis, schon manche hätten die Schande auf sich genommen, um ihr „Erröthen zurückzunehmen", d. h. über die Scham wegen der Ablehnung ihrer Liebe durch die Befriedigung ihrer Rache sich hinwegzusetzen. Doch Karlos hält die Eboli einer solchen ihre Seele verletzenden Rache unfähig, da sie stolz und edel sei, bricht aber rasch ab, um auf seine Mutter zurückzukommen, die er um jeden Preis sprechen müsse.

Aus Karlos' Aeußerung schließt der Marquis, daß dieser des Vaters Brief seiner Mutter zeigen wolle, wovon er ihn durch die Bemerkung abzubringen sucht, daß dies eine Lieblosigkeit gegen diese wäre; da der Freund aber schweigend zur Erde sieht und auf seinem Entschluß zu beharren scheint, wirft er ihm mit aller Schonung eigennützige Gier vor, die aus seinen Zügen spreche, und um die Sache zu vereiteln, Karlos zu sich selbst zurückzubringen, zerreißt er den Brief, wodurch er sich freilich einer kleinen Täuschung schuldig macht. Dieser fühlt sich betroffen, unterdrückt aber aus Liebe zum Freunde seine Empfindlichkeit. Nachdem der Marquis ihn eine Weile durchdringend angesehen, wirft er

ihm vor, die Leidenschaft verblende ihn so arg, daß er den Treubruch des Königs als glücklichen Umstand zur Berechtigung seiner eigenen, durch des Königs Vermählung unmöglich gemachten Vereinigung mit der Königin betrachte.*) Sein einst so voll und warm für die Menschheit schlagendes Herz, fährt er nach einer ängstlichen Zwischenrede des die Wahrheit des Vorwurfs fühlenden Karlos fort, sei jetzt völlig von kleinem und kaltem Eigennutz eingenommen, so daß er nichts außer sich liebe. Karlos ist ganz verzweifelt, daß er die Achtung Roderichs verloren habe; dieser aber sucht ihn zu beruhigen, indem er in des Freundes Aufwallung nur die Verwirrung lobenswürdiger Gefühle sehn will. Bisher habe er noch seinen Rechten an der Königin mißtraut, da er nicht habe beweisen können, der König sei ihrer unwerth; jetzt aber, wo dessen Untreue offenbar vorliege, sei er überzeugt, daß das Schicksal sich tyrannisch gegen ihn betragen, einen Raub an ihm begangen habe, und der Gedanke, Unrecht zu leiden, habe ihm wohlgethan: aber statt sich damit zu begnügen, habe sein Stolz darin Genugthuung gefunden, daß Philipp weit unter ihm stehe, und darauf hin sein Herz Hoffnung gefaßt, noch endlich zum Besitze der Königin zu gelangen, welcher er werth sei. Karlos fühlt, wie sehr der Freund sich Gewalt anthue, in seiner glühenden Gier die Verirrung einer Tugend zu finden. Der Marquis aber meint, er kenne den Freund zu gut („Bin ich

*) „War Philipp dir gefährlich?" Gefährlich ist hier wenig bezeichnend. Hat Philipp deine Rechte auf sie durch seine Vermählung vernichtet, wie kannst du hoffen, daß die Königin ihre heiligen Pflichten gegen den Gatten vernachlässigen werde? — „Hat er gesündigt, wo du liebst?" Hat er bloß dadurch gesündigt, daß er die Eboli liebt, du nicht, wenn du denkst, die Königin werde deine Begierden befriedigen, durch ihre Zärtlichkeit für dich sich verleiten lassen? Ganz anders und weiter ist dies in der Thalia ausgeführt.

denn so wenig hier [in deiner Seele] bekannt?"), als daß er nicht bei den Fehlern, zu denen er sich hinreißen lasse, immer den Grund in einer Verirrung der zahlreichen Tugenden suchen sollte. Diese ganze Vertheidigung gehört wohl zu den gezwungensten Ausführungen des Stückes.

Jetzt endlich, nachdem der Marquis den Freund von seinem unedlen Plane abgebracht hat, verspricht er diesem, der vor Freude über diesen Beweis seiner ungeschwächten Freundschaft außer sich ist, ihm die gewünschte Unterredung mit der Königin. In seinem erfinderischen, Karlos und Flandern unendlich liebenden Geiste hat er gleich den Plan gefaßt, ihn durch die Königin bestimmen zu lassen, nach Flandern zu entweichen. Seine Bemerkung, er möge nicht vergessen, daß man einen aus dem Streben, dem Leiden der Menschheit abzuhelfen, gefaßten Plan nie aufgeben dürfe, und die Erinnerung an Flandern zeigen etwas zu deutlich, was er im Sinne hat. Vgl. oben S. 123*. Karlos ist ganz bereit, alles zu thun, was der Freund, von dessen hohem Tugendsinn er voll überzeugt ist, ihm gebieten wird. Aeußerlich wird die Trennung der Freunde dadurch begründet, daß der Marquis draußen das Gefolge des Prinzen hört, wodurch er ans Fenster getrieben wird. Die Aeußerung ist hier nicht ganz deutlich; in der Thalia hatte Karlos am Anfange der vorigen Szene sein Gefolge für die Zeit, während welcher er hier die Messe hören wollte, nach der Stadt zurückgeschickt. Die Trennung hätte leichter eingeleitet werden können. Ehe sie scheiden, theilt Karlos dem Freunde noch eine Nachricht mit, die für seine briefliche Verbindung mit Brabant*) von Wichtigkeit ist und deren Kenntniß

*) Schiller wechselt mit den Bezeichnungen „Niederlande", „die flandrischen Provinzen" und „Flandern". In Flandern hatte der Aufstand begonnen. Die

später glücklich verwandt wird, um den Marquis seine Selbstaufopferung ins Werk setzen zu lassen. Auch hier ist wieder St. Réal benutzt. Vgl. oben S. 27 f.

Dritter Akt.

Der von der vorgeblichen Untreue der Königin in Kenntniß gesetzte König wird durch die Verdächtigungen Albas und Domingos mit Mißtrauen gegen die Verdächtiger selbst erfüllt. In seiner Rathlosigkeit wendet er sich an die Vorsehung, die ihm in Marquis Posa einen freien offenen Mann zu geben scheint, dem er sein ganzes Vertrauen schenken darf. Diesen zieht er in das Geheimniß seines häuslichen Kummers und gestattet ihm den freien Besuch der Königin, um ihr und des Prinzen Herz zu erforschen.

Erster und zweiter Auftritt. Der König ist in Folge der Verdächtigungen der Eboli in die wüthendste Eifersucht versetzt worden, welche ihn die ganze Nacht nicht hat schlafen lassen. Die Briefe des Prinzen und sein in der Chatulle der Königin gefundenes Medaillon lassen ihn an dessen Liebe nicht zweifeln; daß die Königin ihn nicht unerhört gelassen, ist ihm gewiß. Träumerisch hält er sich vor, daß sie freilich Liebe bedurft habe*),

---

Bezeichnungen „Flandern“ und „die Provinzen von Flandern“ finden sich neben der gewöhnlichen „der Niederlande“ bei Ferreras und St. Réal. Hier wird Brabant genannt, weil in Brüssel der Sitz der niederländischen Regierung war. V, 3 ist so „Brabant und Flandern“ verbunden. „Flandern“ schloß hier der Vers aus.

*) In der Thalia stand „daß sie Bedürfniß haben muß“. 1787 schrieb Schiller „daß sie sonst Schwärmerin gewesen“, was kaum für eine Verbesserung gelten kann. Im Jahre 1801 ließ er die szenarische Bemerkung „in einen tiefen

aber nie, obgleich er ihr keine Liebe geben konnte, Mangel daran zu fühlen geschienen; deshalb müsse eine andere Liebe ihr Herz erfüllt haben. Endlich aus seinem träumerischen Nachsinnen erwacht, merkt er an den herabgebrannten Lichtern, daß es schon Tag und er um seinen Schlummer gebracht sei.*) Auf das Läuten mit der Glocke erscheint der heute den Nachtdienst habende Graf Lerma. Aus der Anrede an diesen erfahren wir, daß ihm geträumt hat, im linken Pavillon brenne es, ein Traum, der sich daraus erklärt, daß die Königin dort schläft; weil der Traum ihn erschreckt, befiehlt er, dort in der Nacht die Wachen zu verdoppeln. Vergebens bittet ihn der Graf, nur ein paar Stunden zu schlafen: Schlaf, meint er, finde er nur im Grabe. In seiner Verstörung spricht er offen aus, was er geheim halten möchte. Der Zweifel an seiner Gattin Treue quält ihn, und doch mag er nicht daran glauben, da nur ein Weib, dessen Name Verleumdung sei**), diesen Verdacht ihm zugeflüstert. Da er sich nicht zu rathen weiß, läßt er Alba rufen: doch sogleich wendet er sich an Lerma mit der Frage, ob es wirklich wahr sei, daß er betrogen sei, und als dieser, durch des Königs nachtwandlerisches Gebahren immer mehr beunruhigt, ihn beschwören will, doch der Ruhe zu pflegen, fährt er vor dessen liebevoller Anrede zurück, da ihm statt der ersehnten Antwort nur unterthäniges Zeremoniell entgegentöne. Als dieser aber nun wirklich auf seine Frage eingehn will, bricht er ab und entläßt ihn, doch bald ruft er ihn zurück,

---

Traum verloren" weg. Die prosaische Bearbeitung hat einen ganz andern, viel entschiedenern Anfang des Auftritts.

*) Die szenarische Bemerkung „Er läßt eine Uhr repetiren — es schlägt vier" blieb erst 1805 weg.

†*) Shakespeares Hamlet sagt (I, 2): „Schwachheit, dein Nam' ist Weib."

um seiner schrecklichen Eifersucht in der leidenschaftlichen Frage Ausdruck zu geben, wie er es doch wagen könne, eine Nacht vom Hause zu bleiben, wo seine Frau mit seinem Sohne eben Blutschande treibe; das möge er ihm nur glauben. Des Grafen Bestürzung verräth ihm, daß er zu viel gesagt, und so will er das Gesagte zurücknehmen. Mit dem König sei es etwas anders, dieser brauche nichts zu fürchten*): Königinnen verfehlten sich nicht; wenn er daran zweifle, sei er des Todes. Als aber Lerma heftig erwidert, niemand könne eine so freche Verleumdung seiner „besten Königin" wagen, ergreift Philipps alles ins Schlimme verkehrende Eifersucht diese Bezeichnung zum wahnwitzigen Verdachte, sie müsse sich auch ihm preisgegeben haben, weil sie so gut bei ihm stehe, da sie nicht so viel besitze, um ihn zu bestechen.**) Endlich entläßt er Lerma; aber als dieser nun gehn will, bittet er ihn ernstlich, ja nicht an das zu denken, was er in fieberhafter Verwirrung gesprochen. So ist die den Geist fast zerrüttende wüthende Eifersucht des Königs, wenn auch etwas widerwärtig und zu weit ausgeführt, anschaulich uns entgegengetreten.

Dritter bis fünfter Auftritt. Alba und Domingo erwecken durch ihre zu geflissentlichen Anklagen den Verdacht des Königs, daß sie mit der Eboli im Komplotte seien, wodurch er zu der Bitte an das Schicksal getrieben wird, ihm einen offenen und hellschauenden Mann zu senden, der ihn die Wahrheit finden

---

*) „Weil ich, ich selber graue Haare trage?" und deshalb ebenso wenig wie ihr die Nacht über mein Weib allein lassen sollte.

*) Die zu Grunde liegende Ansicht, daß die Königin nur über Geringes zu verfügen gehabt, ist geschichtlich nicht begründet, vielmehr hatte nach Brantôme der König sie auf das reichlichste ausgestattet.

lasse. Das Nachschlagen in seiner Schreibtafel führt ihn auf den Marquis Posa, mit dem er es versuchen will.

Der König, über dessen verstörten Blick Alba selbst stutzt, wirft diesem vor, daß er ihn nicht vor einer Kränkung gewarnt, durch die er so schmerzlich getroffen worden. Nachdem er ihm die Briefe gezeigt, in denen dieser gleich Karlos' Hand erkennt, fragt er ihn, warum er ihn bloß vor dessen Ehrgeiz gewarnt und ob er ihm nichts anders von diesem zu entdecken gewußt. Alba hilft sich damit aus, daß seiner Wachsamkeit bloß das Reich anvertraut sei; was er sonst wisse, sei er nicht verpflichtet, dem Könige mitzutheilen, und bloße Vermuthungen, die er, wie sehr er auch von deren Richtigkeit überzeugt sei, als Wahrheit nicht beweisen könne, dürfe er ihm nicht vortragen. Wolle er alles, was er wisse und vermuthe, von ihm erfahren, so dürfe er dies nicht als König von ihm fordern. Als Philipp zum Beweise seines Zutrauens ihn den Brief lesen läßt, weiß Alba sich so geschickt zu stellen, daß ihm das Bekenntniß, er kenne die Person, an welche der Brief gerichtet ist, wie wider Willen entfährt, wonach der König glauben muß, das Verhältniß des Prinzen zur Königin sei allbekannt. Sein Grimm wird dadurch auf das glühendste aufgeregt.*)

Um aber den König zur Aufforderung ungescheuter Mittheilung von allem zu drängen, wirft Alba sich vor ihm nieder, gesteht seine große Schuld, daß die Furcht, sich selbst zu schaden, ihn zum Schweigen wider Pflicht und Recht verleitet habe, erklärt

*) Bei den Worten: „O einen neuen Tod hilf mir erdenken u. s. w." schwebte etwa der Ausruf von Shakespeares Othello (III, 3) vor:

O daß der Bube tausend Leben hätte!
Eins ist zu schwach, zu löschen meine Rache.

sich aber entschlossen, jetzt, wo alle von der Schönheit der Königin bezaubert seien, nichts mehr zu verhehlen, wie viel er auch von dem Einflusse des Sohnes und der Königin zu befahren haben möge. Als nun Philipp, in schrecklichster Spannung über das, was er hören werde, ihn auffordert, sich zu erheben und nichts zu besorgen*), beginnt Alba mit der Enthüllung, daß die Königin den Prinzen zu Aranjuez kurz vorher gesprochen, ehe der König sie allein überrascht. Die Begründung des Verdachtes, daß der Prinz dort gewesen, ist freilich schwach genug,**), aber für die Eifersucht des Königs genügend, der dadurch um so fürchterlicher aufgeregt wird, als er damals von der Königin vor seinem ganzen Hofe beschämt worden sei. Von tiefstem Schmerz erschüttert, muß er sich setzen und sein Gesicht verhüllen. Philipps Aeußerung, das könne ihn wirklich, wie er meine, zu etwas Schrecklichem führen, deutet dies auf eine strafbare Verbindung zwischen Sohn und Gattin. Doch will er sich erst alle einzelnen Beweise dafür vorhalten, um einen sichern Schluß daraus zu ziehen. Deshalb bittet er Alba, ihn einen Augenblick allein zu lassen. Doch der giftige Verfolger des Prinzen ist so gierig, dem Könige ja die traurige Ueberzeugung zu verschaffen, daß er, was immer auffällig bleibt, nicht weicht (in der prosaischen Bearbeitung will er sich wirklich entfernen), sondern, indem er scheinbar gewissenhaft bemerkt, auch das entscheide noch nicht

*) Hier fand sich in der Thalia eine Beziehung auf das Pasquill des Prinzen auf die Reisen Philipps, dessen St. Réal gedenkt; Schiller hatte sie in der ersten Ausgabe getilgt, aber in die prosaische Theaterbearbeitung ist sie übergegangen.

**) „Dem Prinzen begegnet." Die jetzt gangbare Lesart „Den" rührt nicht von Schiller her.

ganz, neue Gründe für die entsetzliche Schuld beizubringen sich beeilt. Der König aber unterbricht ihn, und, indem er mehrere der als Beweisstücke ihm vorliegenden Briefe aufzeigt, scheint es ihm nach dem, was er von Alba eben gehört, ganz unleugbar, daß die Königin den Prinzen liebe, ja es ist ihm unzweifelhaft, daß schon, als er sie zu Madrid aus Albas Händen empfing, ihre Treulosigkeit begonnen habe, da ihr Blick damals mit solchem Schrecken auf seine grauen Haare geheftet gewesen.*) Zu Grunde liegt die Erzählung von Saint Réal (oben S. 11), der aber Albas dabei nicht gedenkt, wenn er auch den Empfang irrig nach Madrid verlegt. Nach Ferreras empfing der König seine Braut zu Guadalajara vom Erzbischof von Burgos und dem Herzog von Infantado. Alba hatte sich früher zu Paris die Prinzessin im Namen des Königs antrauen lassen. Der gierige Verleumder will nun den schärfsten Stachel in die Seele des Königs drücken, indem er es ganz natürlich findet, daß die junge Königin, die einst dem Prinzen zur Braut bestimmt gewesen und sich schon in Träumen an das in ihm ihr blühende Liebesglück gewiegt habe, durch die Trennung von ihm sich verletzt gefühlt und dem ihr bestimmten, durch Gleichheit der Jahre und Neigung näher stehenden Prinzen vor dem König den Vorzug gegeben habe, da dieser ihr keine Liebe, nur ein Diadem habe zubringen können. Aber Alba hat hierbei die Eifersucht des Königs nicht in Rechnung gebracht, der durch die Herabsetzung seiner Person gegen den Prinzen sich so grimmig verletzt fühlt, daß er das Gespräch mit ihm in bitterer Betonung seiner weisen Unterscheidung und seiner Beredsamkeit, wofür er ihm dankt, sofort abbricht. Er erhebt

*) Schon der. Seit dem zweiten Abdruck der ersten Ausgabe hat sich der Druckfehler „der schon“ erhalten.

sich und erklärt mit kaltem Stolze, er habe Recht, doch läßt er zu Albas Ueberraschung jeden Verdacht der Untreue der Königin fallen, selbst in der Verheimlichung der Zusammenkunft mit dem Prinzen, die ihn noch eben in die fürchterlichste Aufregung versetzt hatte, sieht er nur falsche Großmuth, die er bestrafen werde. Da der verwöhnte Günstling sich nicht sofort entfernt, zieht er die Glocke*) und sagt ihm trocken, er möge abtreten, da er seiner nicht weiter bedürfe. Auf dessen Frage, ob er durch seinen Eifer, wie früher durch sein Schweigen (daher „zum zweitenmal"), ihm mißfallen habe, verräth ihm Philipp mit bitterer Schärfe, er lasse ihn an die Untreue seiner Gattin glauben, weil er den Prinzen hasse; denn nur dieses kann der freilich wunderlich gezwungene Ausdruck sagen sollen, das Verbrechen, das er ihn von Karlos gegen ihn habe fürchten lassen, könne gegen Alba selbst begangen werden. In der prosaischen Fassung (und ähnlich in der jambischen Theaterbearbeitung) heißt es, Alba hasse seinen Sohn, Rache könne seine Anklage leiten; deshalb müsse er einen Dritten hören.

Der pfiffige Domingo versieht es bei dem argwöhnischen Philipp gleich durch den Ausdruck seiner Freude, daß er den König trotz der schlimmen Entdeckung, die auch ihm bekannt geworden, so gefaßt finde, wodurch er sich in sein Zutrauen drängt. Nicht mit Ironie, sondern mit finsterm Unmuth äußert sich Philipp, der das Einverständniß Domingos mit Alba ahnt. Die unerwartete neue Mittheilung über der Eboli Bekenntniß in der

*) Die Frage: „Wer ist sonst im Vorsaal?" scheint ungehörig. An Alba kann sie kaum gerichtet sein, noch weniger der König sie vor sich hin sprechen. Auch liegt diesem, als er die Glocke zieht, schon die Berufung von Domingo im Sinne, woran er nicht erst beim Hereintreten des Pagen denken kann.

Beichte erregt nur seinen Spott, von dem er aber rasch sich zur Frage wendet, was Domingo über die Sache denke und rathe. Der „blinde Eifer", der ihn in dies Labyrinth geworfen, kann nur auf Alba gehn. Die Thalia nennt nach dem blinden Eifer noch Eigennutz; freilich gedenkt sie auch der Eboli, die ihre Königin zu verleumden nicht angestanden, aber noch stärker des Hasses Albas gegen Karlos. Der schlaue Pfaffe will unter dem Scheine besorgter Schonung das Herz des Königs blutig aufstacheln, indem er die Sache für erwiesen annimmt*) und noch viel Schlimmeres in Aussicht stellt. Deshalb bittet er den König, nicht weiter zu forschen: seine Ruhe werde auch die bösen Gerüchte niederschlagen, die freilich schändliche Lügen seien, aber doch so nachtheilig wie die Verbrechen selbst wirkten. Als der König in ihn dringt, um den guten Namen der Königin werde er, wie dieser angedeutet hatte, doch wohl nicht besorgt zu sein brauchen**), schweigt der Schurke, dessen Miene aber Philipp deutlich zu verstehn gibt, daß er von einem argen Gerüchte wisse, dessen er nicht gern gedenke. Natürlich macht er diesen um so gespannter, das Entsetzliche zu hören***), womit er denn endlich auch hervorrückt, nachdem er noch vorher das Gerücht als gewiß

---

*) „Bei dem Entdeckten stille stehn." Das Versehen des zweiten Abdrucks „Entdecken" hatte Schiller schon 1805 verbessert, doch war es in den Druck des Theaters übergegangen und ward weitere vierzig Jahre fortgepflanzt.

**) Bei den Worten „Guter Name u. s. w." schwebte die Aeußerung des Othellos Eifersucht weckenden Jago bei Shakespeare III, 3 vor:

> Der gute Name ist bei Mann und Weib
> Das allernächste Kleinod ihrer Seelen.

***) Hier hat sich die in der Thalia mehrfach gebrauchte Anrede Domingos als Kaplan erhalten. Schiller dachte ihn sich als Geistlichen der Hofkapelle. Die eigentliche Anrede wäre „Pater" gewesen, da Domingo als solcher

falsch bezeichnet, aber hervorgehoben hat, es müsse weit gekommen sein, daß ein solches Gerede habe entstehn können. Das Volk glaube, das ist das schreckliche Geheimniß, welches Domingo anzudeuten beginnt, die Tochter des Königs (er nimmt nur eine Tochter Philipps an) sei ein Bastard. Zu Grunde liegt hier ein ähnliches Bedenken des Königs, das St. Réal (vgl. oben S. 23 f.) erwähnt. In der Thalia äußert Domingo II, 13 gegen Alba, die Königin sei „am neuen Jahr“ in die Wochen gekommen, und erst im vorigen April der König von seinem bösen Fieber erstanden. Diesem Fieber wird hier eine sehr lange Dauer zugeschrieben. Der König, der gleich merkt, worauf Domingo hinaus will, läßt ihn damit nicht weit kommen, sondern steht auf, und zieht die Glocke, worauf Alba hereintritt, den er bittet*), ihn vor diesem Priester zu schützen; er sei doch ein Mann, der nicht auf so feig hinterlistige Weise verletze. Dieses scheint der beabsichtigte Gegensatz zu Mann. In der prosaischen Bearbeitung steht dafür: „Ihr seid ein Mensch; schützt mich vor diesem Teufel!“**) Domingo, der dem Könige durch seinen Verdacht

dem Dominikanerorden angehörte, woher ihn Alba einmal „Dominikaner“ anredet. — Den Druckfehler Schlimmes hat man erst neuerdings nach der Thalia durch Schlimmeres beseitigt.

*) Er redet ihn hier mit seinem Familiennamen Toledo an, was in der Thalia mehrfach sich findet. Den Familiennamen hat Schiller sonst sogar in dem Personenverzeichnisse weggelassen, nur der Prinz von Parma kommt in diesem, der Prinz von Eboli im Stücke selbst mit seinen Familiennamen (Ruy Gomez) vor.

**) Hier ist aus der Thalia, welche den König in Ohnmacht fallen läßt, eine starke Stelle ausgefallen, die in der prosaischen und der jambischen Theaterfassung sich erhalten hat. Unter andern sagt hier Philipp:

Allgütge Vorsehung — da steh' ich arm

seine ganze Familie rauben möchte, will vergebens mit seiner guten Absicht sich entschuldigen; daß die böse Kunde dem Ueberbringer selbst zum Nachtheil gereichen werde, habe er nicht ahnen können. Der König durchschaut den herrschsüchtigen Priester, der überall nur seinen persönlichen Zweck durchsetzen will; denn damals habe man diese frühe Niederkunft als ein Wunder gepriesen, welches der Himmel an ihm gethan, indem er die Frucht so frühe gezeitigt, und deshalb dem heiligen Dominikus feierlich gedankt, heute solle sie seine Tochter zum Bastarde machen. Mit Grausen betrachtet er Alba und bemerkt dann, indem er sich entfernt, einer Schlange (Alba) sei er entlaufen, um auf ein Krokodil (Domingo) zu treffen. Domingo hat sich gleich an Alba angelehnt, den er als Mitzeugen für jenes Gerücht anruft („wenn wir voraus es hätten wissen können"); das bestärkt aber nur den Verdacht des Königs, dem es klar geworden, daß ein Komplott gegen ihn geschmiedet sei. Albas und Domingos Abwehr eines solchen bringt den König zum leidenschaftlichen Ausdruck seiner Ueberzeugung, daß beide, die sich so sehr beeiferten, seinen Verdacht auf die Spitze zu treiben und ihn zu schrecklichstem Zorn zu entflammen, nur seinen Sohn zu stürzen suchten; doch ihn zu ihrem willenlosen Werkzeug zu machen, solle ihnen nicht gelingen, vielmehr wende sich sein Verdacht, den sie zu erregen so beflissen seien, zunächst gegen sie selbst. Albas Vertheidigung, nur aus Treue hätten sie diese Enthüllung gemacht, weist der König mit der Bemerkung zurück: statt ihn zu warnen, hätten sie ihm das schon begangene Verbrechen, um es zu rächen, mitgeteilt, nein sie bewiesen ihm nichts, stürzten ihn nur in den

---

Und einsam! keines guten Menschen Busen,
Wo ich mein Haupt zu Ruhe könnte wiegen!

schrecklichsten Zweifel. Mit Domingos Entgegnung (Alba ist betroffen zurückgetreten), die Beweise seien so überzeugend, wie es bei dem, was man nicht mit Augen sehn könne*), nur möglich sei, schlägt der König vor, die Großen seines Reiches als Richter zusammenzuberufen, um über die Königin richten zu lassen, doch unter der Bedingung, daß beide selbst, falls die Königin sich reinigen könne, als falsche Ankläger am Leben gestraft werden sollen. Domingo schweigt, aber der in der Ferne stehende Alba erklärt sich dazu bereit, doch der König, den diese Kühnheit in Staunen setzt, bedenkt, daß der tapfere Krieger, der so oft dem Tode ins Auge geschaut, schon das Leben verachten gelernt habe, und so will er dieser Tollkühnheit rasenden Hasses die Ehre seines Hauses**) nicht preisgeben. Was er beschließen werde, sollen sie bald im Audienzsaale erfahren.

Philipp wendet sich in seiner Rathlosigkeit an die Vorsehung mit der Bitte, ihm einen Freund zu geben, der ihm rathend zur Seite stehe; denn die, deren er sich bisher bedient, seien von Leidenschaften erfüllt, die er zähmen müsse, um sie seinem Zwecke dienstbar zu machen. Die Wahrheit zu finden sei Königen schwer, was nicht weiter begründet wird. Er bedürfe jetzt eines reinen Mannes von hellem Blicke, den er aber leider nur unter denen nicht finden kann, die von der Sonne der königlichen Gnade angezogen worden. Das Mittel, dessen er sich zu seiner „Loosung“

*) So fragt auch Jago den Othello (III, 3), welche Beweise er denn verlange; schwer würde es sein, durch den Augenschein ihn von der Untreue zu überzeugen.

**) Königliches Blut darf nicht auf dessen Vergießen bezogen werden. Erst 1801 wurde die unmittelbar vorhergehende überstarke Stelle gestrichen: „Welchen Reiz kann es [das Leben] | Für Euresgleichen haben, die in Ketten Geboren worden?“

bedient, ist etwas wunderlich. Unter den Namen der um ihn verdienten Männer trifft er zuerst auf den Sieger von Saint Quentin, der aber durch sein Verhalten in den flandrischen Wirren sich als Gegner seiner Macht erwiesen habe. Egmont war bereits im vorigen September durch Alba verhaftet worden; denn daß Alba jetzt noch in Spanien und sogar bei der Verhaftung von Karlos gegenwärtig ist, steht mit der Geschichte in Widerspruch. Nach ihm begegnet er dem Namen des Marquis von Posa, der ihn gerade dadurch ganz besonders anzieht, daß er, obgleich er sich, da er zweimal angestrichen sei, sehr verdient um ihn gemacht haben müsse, dem Hofe fern geblieben. Seltsam ist es doch, daß ein so sehr verdienter Mann ganz aus seinem Gedächtnisse geschwunden ist. Gerade, daß dieser seiner nicht bedarf, beweist Philipp, daß er sein Mann sei.

Sechster und siebenter Auftritt. Der König tritt in den Audienzsaal, fragt nach Marquis Posa und befiehlt dem Alba, diesen nach der Messe in sein Kabinet zu bringen. Der Dichter benutzt diese Szene, um des Königs Gerechtigkeitsliebe und seine ruhige Gelassenheit darzustellen und so sein düsteres Bild durch einen schönen menschlichen Zug zu erleuchten.

Schiller hat nicht allein den zehn Jahre spätern Verlust der unüberwindlichen Flotte unter dem Befehle des Herzogs von Medina Sidonia in diese Zeit verlegt, sondern er läßt den Herzog auch nach Madrid kommen, um dem Könige die erste Kunde von seinem Unglück zu geben. Ferreras erzählt nach Herrera, Philipp habe die Nachricht von diesem Unglück durch Don Balthasar de Zugniga erhalten, und weit entfernt, wie andere behaupteten, ihm den Zutritt am Hofe zu verweigern, ihm einen sehr verbindlichen Brief geschrieben, worin er seine geleisteten Dienste

und seine überstandenen Leiden dankbar anerkannt und geäußert, das, was von den Elementen abhänge, dürfe man den Menschen nicht zurechnen. Schiller folgt der von Watson angeführten Erzählung, Philipp habe, als er den Verlust vernommen, den Ausruf gethan: „Ich habe die Flotte nicht gegen die Winde und Unfälle des Meeres, sondern gegen die Menschen ausgesandt.“ Hier führt der Dichter auch zuerst den Herzog von Feria ein, den St. Réal bei der Gefangennehmung von Karlos nennt und als Großkomthur bezeichnet*), und den Alexander Farnese, Prinz von Parma, dessen St. Réal nur zur Zeit gedenkt, wo er mit Karlos nach Alkala ging; er hatte sich unterdessen mit Donna Maria von Portugal vermählt. Medina Sidonia wird in der Versammlung der Granden von allen gemieden, auch Alba erwidert ihm nur kurz und unfreundlich, bloß Karlos kommt ihm freundlich entgegen, und läßt ihn von der Gnade und Gerechtigkeit seines Vaters alles hoffen. Nach Schiller verlor der Herzog alle seine Schiffe, siebzig Galionen**), und auch fünf Söhne. Der Verlust betrug nach den einen 32, nach den andern mehr als 80 Schiffe; die Zahl aller Schiffe wird auf 130, ja auf 150 angegeben. Alle nahen sich knieend dem eingetretenen Könige, mit Ausnahme der beiden Prinzen, welche ihm die Hand küssen. Das Hofzeremoniell war unter Karl V. besonders entwickelt worden. Schiller hält sich hier streng daran.***) Der Dichter läßt den

---

*) Sein vollständiger Name war Gomez von Figueroa, Graf von Feria. Er war Oberster der Leibwache.

**) Galeonen oder Galionen hießen in Spanien große Kriegsschiffe mit drei oder vier Verdecken und drei Masten.

***) Daß die Granden vor dem Könige mit bedecktem Haupte stehen, das Recht der Cubertura, nahm Schiller vielleicht aus Zeiller.

König seinen Sohn und seinen Neffen auf ganz verschiedene Weise behandeln, den letztern als einen erst heranwachsenden Jüngling, nach dessen Verhalten sich seine Mutter, die Statthalterin der Niederlande, erkundigt habe. Der Prinz verräth in seiner Antwort den Krieger, zu welchem ihn seine Mutter erziehen ließ. Wenn der König dem Karlos, den er unbeachtet läßt, grollt, so zeigt er sich gegen Alba, obgleich er ihm persönlich zürnt, sehr gerecht; ihm verleiht er als seinem ersten Feldherrn das eben erledigte Großkomthurkreuz des Ordens von Calatrava, kann aber nicht unterlassen, ihm dabei zu bemerken, er solle nie mehr sein. In der prosaischen Bearbeitung spricht er die letztern Worte, die hier lauten: „Verlangt nie mehr zu sein, so wird auch meine Gnade nicht fehlen", leise, was auch in der jambischen Gestalt des Stückes erwähnt sein sollte. Der Großmeister des Calatravaordens war seit 1523 der König von Spanien. Bei dem Empfange des mit der Schreckenskunde von der Zerstörung der Armada nahenden Sidonia Medina bewährt der König ruhige Gelassenheit und großmüthige Gerechtigkeit.*) Hier schließen die in der Thalia mitgetheilten Szenen des Karlos.

Nachdem die Audienz zu Ende, fragt der König nach Marquis Posa, worauf Lerma bemerkt, dieser sei von seinen Reisen eben zurück und bereit, sich dem König bei der ersten öffentlichen Audienz vorzustellen. Alba, der gleich ahnt, daß dieser des Königs Gunst sich erworben, spricht mit einer für den Helden be-

*) Daß er dem Herzoge noch einen Wink gibt, sich zu bedecken, scheint unnöthig, da dies nach dem Aufstehen eines Granden sich von selbst versteht. Auch oben hätte der König die Erlaubniß an die Granden, sich zu bedecken, nicht zu geben brauchen; Schiller hat dies wohl bloß der Deutlichkeit wegen gethan.

zeichnenden Lebhaftigkeit von seiner Heldenthat in St. Elmo.*) Vgl. oben S. 118. Schiller folgt hier der Darstellung Watsons, von der er nur absichtlich abweicht. Die türkische Flotte erschien Mitte Mai 1565 unter Mustapha und Piali vor Malta, das sie verwüstete. Zuerst wurde das Kastell St. Elmo*) belagert, wohin auch die Korsaren Dragut und Uluccialі zur Verstärkung der türkischen Flotte kamen. Der von Schiller angeführte Hassem, Sohn des Barbarossa, kam erst nach der Zerstörung des Kastells vor Malta an. Nachdem die Besatzung, die von dem Großmeister La Valette jede Nacht Verstärkung erhielt, sich zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen, schlug sie zwei Stürme am 16. und 21. Juli zurück; erst beim dritten am 30. ward das Kastell genommen, nachdem alle Ritter und Soldaten gefallen waren; nur zwei bis drei retteten sich durch Schwimmen. Der Orden verlor bei St. Elmo 130 Ritter. Nach viermonatlicher Belagerung der Insel sahen sich die Türken genöthigt, dieselbe zu verlassen. Was Feria von der Entdeckung der Verschwörung in Katalonien sagt, ist eine kaum glückliche Erfindung Schillers. Diese übereinstimmend günstigen Berichte**) über den Marquis Posa steigern Philipps Wunsch, den Mann kennen zu lernen, der den ungewöhnlichsten Charakter haben oder charakterlos, eine sich selbst ganz ungleiche Natur, sein müsse. Wenn der König sagt, Wunders wegen (ein hier doch etwas niedriger Ausdruck)

*) Schiller hat hier die ungehörige Form „Sanct Elmo"; in der prosaischen Bearbeitung steht „St. Ellmo". Bei Watson fand er das Castell „St. Elmo" genannt; eben so heißt es auch in seinen Maltesern.

**) Gestrichen wurde die nicht gerade bedeutende Aeußerung Lermas, er habe, als er durch den Tod seines Vaters Millionär geworden, Spanien verlassen, „im vollen Frühling seines jungen Ruhms, und lebe auch jetzt am Hofe sich selbst". Vgl. IV, 3.

müsse er ihn sprechen, so verhehlt er, was er mit ihm eigentlich bezwecke. Alba soll ihn nach der Messe, die der streng katholische König nie versäumt, zu ihm bringen; den Vorsitz im geheimen Rathe*), bei dem zu erscheinen ihn eben die Audienz des Marquis verhindert, solle heute Feria einnehmen.**) Ueber die Gnade des Königs zeigen sich Feria und Medina Sidonia höchst erfreut; Alba ist bereits abgegangen. Hatten alle den unglücklichen Medina Sidonia verlassen stehn lassen, so wenden sie sich jetzt, Feria voran, ihm wieder freundlich zu und zeigen so ihre Höflingsnatur. Lermas Schlußwort scheint nicht ohne Laune auf diese plötzliche Veränderung hinzudeuten.

Achter bis zehnter Auftritt. Der Marquis gewinnt den König, obgleich er sich als Schwärmer für Gewissensfreiheit und Menschenglück ihm verräth, doch ganz für sich, so daß dieser ihm freien Zutritt bei sich gestattet und ihn beauftragt, die Königin, die er in seinem Auftrag sprechen soll, und den Prinzen zu erforschen. Vgl. S. 124 ff.

Der von Alba in das königliche Kabinet geführte Marquis spricht diesem seine Verwunderung aus, daß der König ihn zu sprechen wünsche, was wohl aus bloßer Neugierde geschehe, so daß er die damit verlorene Zeit bedauert. Das ist denn doch auch für den Schwärmer etwas stark, und man sollte denken, Alba werde über eine solche Aeußerung eher sich entsetzen, als

*) In diesem saßen nach Strada außer Feria und Alba Espinosa, als Vorsitzender, Ruy Gomez, Juan Manriquez de Lara, der Großprior Antonio von Toledo, Albas Bruder, und Fresneda, des Königs Beichtvater. Vgl. Goethes Egmont III, 1. Schiller erinnert auch an den geheimen Rath, da es ihm galt, das Stück mit spanischem Leben gleichsam zu tränken.

**) Bei Mercier sagt der König im vierten Auftritt, er wolle nach der Messe einen geheimen Rath halten.

ihm den guten Rath geben, den glücklichen Augenblick zu benutzen. Nach dessen Entfernung meint der Marquis, diese gute Lehre wolle er in seinem Sinne benutzen, aber statt sich darüber auszusprechen, geht er einige Zeit durch das Zimmer, um sich zu fragen, ob es bloßer Zufall sei, daß er hier auf- und abgehe*), daß der König gerade an ihn gedacht habe, der doch an ihn am wenigsten habe erinnert werden können. Der Ausdruck ist hier stark übertrieben, und die Verwunderung des Marquis überhaupt höchst auffallend, da der Gedanke so außerordentlich nahe lag, der König sei gerade durch seine Rückkehr nach Madrid auf ihn aufmerksam geworden, und wolle ihn über seine Reise, besonders über den Zustand der Niederlande, lange befragen. Wäre es aber auch nur Zufall, fährt er fort, auch den Zufall bestimmt die Vorsehung; der Mensch muß ihn zu benutzen, zu seinem Zwecke zu verwenden wissen.**) Darin liegt freilich die völlige Verneinung des eigentlichen Zufalls. Dem Schwärmer steht es jetzt fest, daß er dem Könige ins Herz sprechen müsse; ein Funke Wahrheit könne von der Hand der Vorsehung vielleicht benutzt werden, auf ihn zu wirken, und so seine Berufung, die ihm anfangs eine bloße Grille schien, von der Vorsehung wohl erwogen sein. Demgemäß will er denn vor dem König auftreten. Während er nach einigen Gängen in aller Ruhe ein Gemälde betrachtet, was doch bei der Spannung des Marquis auffällt,

*) Dies scheint die etwas wunderliche Frage bezeichnen zu sollen, ob es Zufall sei, „was meinen Schatten zeigt in diesen Spiegeln". Erst 1801 schrieb Schiller: „Was mir mein Bild in diesen Spiegeln zeigt."

**) „Zum Zwecke gestalten." Es schwebt hierbei noch das Gleichniß vom Bildhauer vor; den Zufall verwendet er so, daß er mit ihm einen bestimmten Zweck erreicht. Aehnlich gab Goethe später (1814) den Rath: „Den Zufall bändige zum Glück."

sieht man den König im geöffneten Nebenzimmer, wo er einige Befehle gibt, dann tritt er in die Thüre und betrachtet den Marquis einige Zeit, bis dieser ihn bemerkt und ihm entgegengeht, sich auf ein Knie vor ihm niederläßt und, ohne irgend Verwirrung zu zeigen, sich wieder erhebt. In der prosaischen Bearbeitung tritt Philipp, nachdem der Marquis einige Gänge im Zimmer gemacht hat, in dasselbe und auf ihn zu.

Auf des Königs vorwurfsvolle Frage, warum er sich seinem Dank entzogen, erwidert der Marquis, erst vor zwei Tagen sei er zurückgekehrt (vgl. dagegen oben S. 141 f.), und als dieser ihn auffordert, sich eine Gnade zu erbitten, da er nicht in seiner Schuld bleiben wolle, weist er solche mit der Bemerkung zurück, er genieße die Gesetze und sei zufrieden. Ein solcher Stolz gefällt dem Könige, der den Spanier gern stolz sehe, selbst wenn der Stolz, wie hier, etwas weit gehe. Das dürfte doch zum Bilde des auf seinen Willen und seine Macht strenge haltenden Philipp kaum stimmen.*) Ausweichend antwortet er auf die Frage, weshalb er aus seinen Diensten getreten, er habe einem Bessern Platz machen wollen. Als der König meint, vielleicht habe er gemeint, nicht in die seiner Befähigung entsprechende Stellung zu kommen**), erwidert er mit einer schmeichelnden Erhebung der erfahrenen Menschenkenntniß und der beglückenden Gnade des Königs***), die doch kaum dem edlen Schwärmer anstehn dürfte, ebenso wenig

*) Vor den Worten „Ihr tratet" fehlt die szenarische Bemerkung „laut", welche sich in der prosaischen Bearbeitung findet

**) Die Anrede „Sie" hier und im folgenden hat Schiller 1801 in „Ihr" verändert.

***) Die „stolze Meinung" ist die hohe Meinung, welche der König in dem Bedauern ausgesprochen hatte, daß das Feiern solcher Köpfe ein Verlust für den Staat sei.

wie die Verwirrung, die ihn ergreift, als er nun dem Könige sagen soll, daß er nicht Fürstendiener sein könne. Er stockt, da er sich nicht vorbereitet fühlt, vor seinem Könige zu sagen, was er als Weltbürger denke; denn als er den königlichen Dienst verlassen, habe er es für unnöthig gehalten, dem Könige die Gründe zu diesem Schritte anzugeben. Wie er den königlichen Dienst verlassen*), können wir hiernach nur schwer denken. Als der König fragt, ob denn seine Gründe so schwach seien, daß er sie anzugeben nicht wage, erwidert er: wenn er Zeit gewinne, sie ausführlich zu entwickeln, fürchte er höchstens seines Freimuthes wegen sein Leben zu verlieren. Lasse ihm aber der König nicht Zeit, seine Ansicht zu entwickeln, so wolle er die Wahrheit ihm kurz sagen, sie ihm preisgeben (denn das nur kann hier „aussetzen" bezeichnen**)), da er, wenn er zwischen seiner Ungnade (wegen seiner staatsgefährlichen Ansicht) und seiner Geringschätzung (weil er ohne bewußte Gründe handle) zu wählen habe, die erstere vorziehe. Gegen den gespannten König spricht er es nun aus, daß er kein Diener eines Monarchen sein könne***), weil er nur als selbständiger Mann handeln, nicht fremden Willen ausführen möge. Wenn Schillers Marquis sagt, in Monarchien dürfe er niemand lieben als sich selbst, nicht die Menschheit, so liegt hier Montesquieus Lehre zu Grunde, daß in Monarchien die Ehrsucht

---

*) „Aufheben mit", süddeutsche Redensart für „brechen mit", die Schiller auch im Geisterseher braucht.

**) So heißt es im Geisterseher „um weder die Dame auszusetzen noch Aufsehen zu erregen".

***) Ursprünglich stand hier noch die Frage des Königs: „Weil Sie dann fürchten müßten Sklav zu sein?" mit der spitzen Antwort, er möchte nicht gern den Herrn zu dem seinigen erniedrigt sehn.

nur der eigene Vortheil die Triebfeder zum Handeln für das allgemeine Beste sei (III, 7). Montesquieu verneint das Recht, eine angebotene Stelle im Staate auszuschlagen, für die Republik, gestattet sie dagegen für die Monarchie. Der König, durch das edle Feuer des Marquis angezogen, dessen Erklärungen er nicht für ernstlich gemeint hält, glaubt ihm eine entsprechende Thätigkeit anzubieten, wenn er ihm gestattet sich selbst in seinem Reiche einen Posten auszuwählen: aber dieser erklärt ihm, in der Monarchie finde er keinen Posten für sich, da er sich nicht dazu hergeben könne, das, was der Monarch zur Erhaltung seiner Herrschaft für zweckmäßig halte, auszuführen, sondern nur das wahre Glück des Bürgers zu gründen, das ohne Denkfreiheit nicht bestehn könne. Deshalb könne er, wie er gesagt, nicht Fürstendiener sein.*) Als der König nach diesem Bekenntniß ihn für einen Protestanten hält, ein Begriff, der für ihn dem eines Aufrührers ganz gleich steht, kann er dies mit gutem Gewissen verneinen: er sehe nur auf den Grund der Monarchie, erkenne, daß diese nicht auf das allgemeine Beste ausgehe, aber deshalb wolle er sie nicht stürzen; er habe über das wahre Glück des Menschen gedacht, aber deshalb wolle er sich nicht zur Verwirklichung desselben erheben, seine Wünsche ruhten in seiner Brust, ohne ihn zu Thaten zu treiben. Alle Versuche, die auf den Völkern lastenden Ketten zu brechen, halte

*) Hier hat Schiller im Jahre 1801, wo er unsere Szene wesentlich verkürzte, eine weitschweifige rhetorisch wirksame Stelle ausgelassen, in welcher der Marquis gegen des Königs Einspruch, er entziehe sich den Pflichten, welche er dem Staate schuldig sei, ausführlich zeigt, daß der Staat unter Philipp ein ganz anderer geworden, der sich über die Gesetze gestellt, diese nur nach seiner Willkür bestimmt habe. So schilderte er Philipps Despotismus, während Montesquieu als Grundlage der Despotie die Furcht bezeichnete.

er zur Zeit noch für vergeblich, und deshalb thöricht; die Zeit sei für sein Ideal des Menschenglücks nicht reif, er lebe in der Zukunft, die einst sein Ideal verwirklichen werde, so daß Philipp von seinen Träumen nichts zu fürchten habe. Bei den Worten: „Kann ein Gemälde ihre Ruhe trüben?“ schwebte wohl des Königs Wort an Laertes im Hamlet (IV, 7) vor: „Seid ihr gleich einem bloßen Gemälde von Gram?“ Der König kann sich noch immer nicht in solche Gedanken finden, er sieht darin nur einen ganz eigenthümlichen Versuch, bei ibm sein Glück zu machen, und so will er für Posa eine Stelle ausfindig machen, in welcher er seinen freiern Ansichten folgen könne.*) Dieser fühlt, daß er selbst in seinem freien Bekenntnisse den Kunstgriff des Schmeichlers**) sehe, aber er kann es ihm nicht verdenken, daß er an wahre Menschenliebe nicht glauben wolle, da die Menschen sich vor den Königen so tief erniedrigten, ihre edle Natur, die hohe Würde und den Reichthum ihrer Seele so arg herabsetzten; sie selbst seien daran Schuld, daß er sie zu seinem Werkzeuge mache und sich als allgebietender Beherrscher fühle. Doch verhehlt er dem Könige nicht, daß er, indem er sich so der Menschen als Sklaven bediene, ganz des hohen Glückes einer mitfühlenden, mitgenießenden Seele entbehre, dessen Verlust er freilich über dem stolzen Selbstbewußtsein, als Einziger, als ein Gott über den Menschen zu stehn, verschmerzen könne. Vgl. hierzu V, 3 Philipps Wort, ihm habe nach einem Menschen gelüstet, mit

---

*) Vor den Worten: „Wenn Ihr es so verstehet“, sollte die szenarische Bemerkung „laut“ stehen

**) Von einer „Schmeichelei“ kann aber hier nicht die Rede sein, nur von einem Haschen nach Gunst, die der Schmeichler freilich auf diesem Wege sich zu gewinnen sucht.

der Antwort des Großinquisitors. Sollte dies nicht der Fall sein, sollte er nicht im Gefühle solcher Erhabenheit Ersatz für die vernichtete Freiheit des Volkes finden, so wäre es gar zu schrecklich.*) Da der Marquis merkt, daß er selbst von der hohen Bedeutung dieses Augenblicks hingerissen wird, der sein Herz dränge, sich vor dem mächtigen Herrscher auszusprechen, so wünscht er entlassen zu werden. Aber der König fühlt sich durch den sonderbaren Mann so mächtig angezogen, daß er auch durch Lermas Ankunft, der ihm eine Mittheilung zu machen, vielleicht einen andern Besuch anzumelden hat, sich nicht hindern läßt das Gespräch fortzusetzen. Der Marquis möchte nach einigem Stillschweigen auf seiner Entlassung bestehn, obgleich er den hohen Werth dieser Stunde zu würdigen wisse, aber der König will alles hören, was ihm auf dem Herzen liege. Dadurch wird er denn ermuthigt, des Unglücks der Niederlande zu gedenken, die er vor kurzem verlassen hat; in diesen blühenden Provinzen, die ein ganzes Volk bewohne, dessen Glück zu gründen die größte Wonne des Herrschers sein müsse, sei er auf Gebeine von verbrannten Ketzern gestoßen. Der König versucht seinen auf ihm ruhenden Blick auszuhalten, da er sich bewußt ist, nicht anders handeln zu dürfen, aber vergebens: betroffen und verwirrt muß er zu Boden schauen, da dieser Blick ihm tief ins Herz dringt und ihn fühlen läßt, wie unmenschlich dies sei. Er schaudere, fährt der Marquis fort, vor dem Gedanken, daß man so handeln müsse und könne; das Opfer klage fürchterlich

*) Auffallend dunkel heißt es hier: „Wenn die Freiheit, die Sie vernichteten, das einzige wäre, das Ihre Wünsche reifen kann.“ Es soll wohl heißen „wenn Sie keinen andern Wunsch damit erfüllen als die Vernichtung der Freiheit“. Wünsche reifen vom Befriedigen der Wünsche.

seinen Opferer an. Dann aber macht er einen merkwürdigen Uebergang auf die Stimme der Geschichte: diese werde mit höchster Mißbilligung eine solche Grausamkeit verzeichnen, wobei er mit Bitterkeit den Ausdruck „Wesen höherer Art" von denjenigen braucht, welche über menschliche Gefühle sich hinwegsetzen; ein solches muß ein Fürst sein, der dieses zu thun sich entschließen kann. Die Hinweisung auf andere, menschlichere Zeiten, denen die Philipps ein Greuel sein werden, lehnt der König sonderbar mit der Behauptung ab, eben nur durch diese härtere Behandlung seien menschlichere Zeiten möglich. Als er aber dann auf die Ruhe und das Bürgerglück in Spanien deutet, das seine Flamänder auch genießen könnten, bezeichnet der Marquis Spaniens Ruhe selbst als eine traurige, als eine Kirchhofsruhe, gegen die er auf den eine neue Zeit verkündenden gewaltsamen Umschwung im ganzen übrigen Europa deutet, was nicht wohl dazu stimmt, daß eben die Gegenwart als „Philipps Zeiten" sanftern Jahrhunderten entgegengesetzt wurden. Vergebens suche er sich der neuen Gestaltung des Christenthums, dem Fortschritt der Menschheit zu widersetzen, er werde, dadurch, wie er bereits begonnen habe, seine besten Unterthanen verlieren; diese würden ihren Fleiß und ihre Kraft andern Ländern zuwenden, Spanien werde herabsinken zur Freude der übrigen Völker, die in ihm seinen mächtigsten Feind haßten. Er erinnert an die Flucht so vieler Niederländer, die ihrer Religion wegen nach England ausgewandert. Watson berichtet nach van Meteren, daß vor Albas Ankunft hunderttausend Menschen ausgewandert seien, unter denen viele der besten Arbeiter, die ihre Kenntnisse in den Künsten und Handwerken den Ländern mitgetheilt, die ihnen Schutz verliehen, und dadurch die Staaten der Feinde Philipps

bereicherten, wogegen die seinigen arm geworden seien, und anderwärts erzählt er, daß Elisabeth, als Alba nach den Niederlanden kam, „die entwichenen Fläminger in Schutz nahm“. Vom Aufstande der Mauren in Granada*) kam die erste Kunde zu Madrid an dem Tage an, als Karlos entweichen wollte. Auch hier folgt Schiller Watson. Ferdinand hatte die Mauren 1492 zur Taufe gezwungen, aber sie blieben im Herzen ihrem alten Glauben treu, wodurch die Grausamkeit der Inquisition hier ein ergiebiges Feld fand. Viele flohen aus Furcht vor derselben nach der Berberei. Philipp verbot ihnen den Gebrauch ihrer Muttersprache sowie ihrer Namen, und unterdrückte ihre Nationalsitten. Da alle ihre Gegenvorstellungen erfolglos blieben, so stand das Volk auf, aber der Aufstand ward bald so grausam unterdrückt, daß an einigen Orten alle Einwohner getödtet wurden. Diejenigen, die sich nicht betheiligt hatten, wurden mit Ausnahme weniger, welche zur Fortführung von Fabriken nicht entbehrt werden konnten, in andere Provinzen verwiesen, so daß Schiller von dieser Zeit wohl sagen konnte, Granada liege öde (früher hieß es trauert), verlassen von dem Fleiße der „neuen (neuerdings zum Christenthum gezwungenen) Christen“.

Da der König durch die Erinnerung, welche Wunden seine despotische Herrschaft Spanien schlage, bewegt wird, tritt der Marquis ihm näher, um auf seinen Ehrgeiz weiter einzuwirken. Er denke für die Ewigkeit zu wirken, aber ein so erzwungenes Werk werde gleich nach seinem Tode zusammenstürzen, die Menschheit ihr heiliges Recht wieder fordern, sein Name in Zukunft

*) Schiller schreibt Grenada, nach der französischen Form Grenade.

unter den ärgsten Wütherichen genannt werden. Dies schmerze ihn aber, weil er so gut sei, was er aus der Bewegung seines Herzens schließt, die ihm nicht entgeht. Auf des Königs Frage, wer ihn dessen versichere*), betheuert er seine volle Gewißheit, und, immer mächtiger von der Wichtigkeit des Augenblicks und dem auf den König gemachten Eindruck hingerissen, wagt er diesen zu bitten, Menschenglück zu gründen, Geister reifen zu lassen, ein König zu werden, wie es noch keinen gegeben; er wünscht sich in diesem Augenblick die Beredsamkeit von Millionen, für die er flehe, beschwört Philipp die Selbstvergötterung des unumschränkten Königs aufzugeben und, allen Königen Europas vorangehend, Gedankenfreiheit zu gewähren. Die Kühnheit des um diese fußfällig im Namen der Menschheit flehenden Marquis überrascht Philipp, der sich durch die ihm eröffnete herrliche Aussicht so bewegt fühlt, daß er sein Auge von ihm wegwenden muß; dann aber sammelt er sich wieder, wendet sein Auge auf ihn zurück und fordert ihn, indem er ihn für einen sonderbaren Schwärmer erklärt, freundlich auf, sich zu erheben, was dieser aber seltsam genug unterläßt.**) Statt dessen ergeht sich der Marquis in einem schwungvollen Preise der in Gottes Schöpfung überall herrschenden Freiheit, und er stellt dann Gottes ruhiger, sich selbst verbergender Größe die armselige, ängstliche Gewalt des vor der Freiheit zitternden Königs entgegen. Als Philipp auch hier wieder seine Befangenheit in der Frage verräth, ob der Marquis denn ein solches freies

*) „Bin ich das in Ihren Augen?" fragt er in der prosaischen Bearbeitung.

**) In der prosaischen Bearbeituug fällt der Marquis gar nicht vor dem Könige nieder.

Leben in seinen Staaten herzustellen unternehmen wolle, erwidert dieser, von ihm allein hänge es ab, das Glück seiner Völker neu zu gründen; er brauche nur wieder die Wohlfahrt des Staates, nicht die Macht der Krone als Zweck seiner Herrschaft anzuerkennen, sich dem Volke gleich, nicht über dasselbe zu stellen, dann werde der Mensch das Gefühl seines Werthes wieder erhalten und die Freiheit die schönsten Tugenden reich erstehn lassen. Er schließt mit der seltsamen Wendung, wenn er so sein Reich zum glücklichsten der Welt gemacht, müsse er sich alle übrigen erobern.*)

Der König schweigt lange bedeutsam (das Stillschweigen ist „groß"), nachdem der Marquis seinen Traum von der durch ihn zu schaffenden Völkerbeglückung in feurigem Ergusse ausgeführt hat. Weit entfernt, auf seine Forderung einzugehn, sieht er in dem Verlangen nach Freiheit nur das Gift des Staates, das freilich in dem feurigen Kopfe dieses edlen Mannes eine edle Gestalt angenommen habe. Weil er von der Wahrheit seiner Aeußerung überzeugt ist, daß er die geäußerten Gedanken nur ihm allein offenbart habe, und er allein von seinem Gefühle sich hat hinreißen lassen, so rücksichtslos sich gegen die

---

*) Hier ist wieder 1801 eine kürzere, von Körner in einer Anmerkung angeführte Stelle (13 Verse) ausgefallen. In dieser stellte der Dichter dar, wie der Landmann und der Künstler sich ihres Berufes im freien Staate erfreuen, ohne den König zu beneiden, der König sich vor jeder Entheiligung des Familienlebens zurückhalte und sich in dem Bewußtsein beglückt fühle, so unbemerkt als möglich das Glück des Staates zu schaffen, wobei wieder des Bild vom Künstler, wie oben von Gott, gebraucht, das Volk aber als eine glücklich von ihm geleitete Maschine, welche diese Leitung gar nicht fühle, bezeichnet wird.

Majestät auszusprechen*), will er ihm verzeihen und ihn als Greis und nicht als König widerlegen. Die Widerlegung als Greis läßt er erst weiter unten folgen, wo er sich auf seine lange Erfahrung beruft: jetzt mahnt er ihn von neuem sich zu erheben, was er denn sofort thut, wie auch in einer der prosaischen Bearbeitungen bemerkt ist, in welcher Posa vorher nicht niedergekniet ist. Vor allem empfiehlt er ihm seine Inquisition zu scheuen.**) Der Blick des Königs ruht auf ihm mit innigem Antheil, aber daß gerade er ihn als einen grausamen Despoten sich denkt, kränkt ihn, und er will ihm sein Unrecht dadurch beweisen, daß er als freier Mensch unter seinen Augen leben solle. Vergebens mahnt der Marquis ihn wieder, daß er nicht für sich, daß er für alle seine Unterthanen um Freiheit gefleht, daß der König gegen so viele und besonders gegen sein Flandern ungerecht sei, da er die Freiheit für ein Schreckbild

---

*) Das muß doch mit den Worten gemeint sein „den Jüngling, der sich übereilte". Der König aber hatte ihn ja selbst aufgefordert, alles zu sagen, was er glaube.

**) H. J. Heller meint, Schiller habe gewußt, daß ein Verwandter des Marquis Posa auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden; das ist aber erst durch Llorentes Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne, dreißig Jahre nach Schillers Karlos, bekannt geworden. Unser Posa ist ein Enkel des ersten Marquez de Poza Juan de Roxas, von dessen Kindern ein Sohn, der Dominikaner Domingo de Roxas, auf dem Autodafé zu Valladolid am 8. Oktober 1559, vierzig Jahr alt, verbrannt wurde, nachdem daselbst kurz vorher auf dem Autodafé vom 21. Mai ein anderer Sohn desselben nebst dessen Gemahlin, eine Tochter, ein Enkel und eine Enkelin als Lutheraner zur Einziehung ihres Vermögens, ewiger Einsperrung oder Verbannung verurtheilt worden waren. Der eine Enkel, Lodovico de Roxas, Sohn des Sanchez de Roxas Sarmiento, wurde des Rechtes der Nachfolge im Marquisat verlustig erklärt, das auf dessen jüngern Bruder Sanchez de Roxas Henriquez, unsern Helden, überging.

halte, was sie nicht sei: Philipp will auf seine politischen Aeußerungen nicht weiter zurückkommen, er begnügt sich mit der Bemerkung, einst werde er anders denken, wenn er so viel Menschenerfahrung habe, wie er. Aber der Marquis hat ihn so lebhaft angezogen, daß er ihn sich verbinden will, ihn nicht so von sich lassen kann, und da dieser sich weigert, er Philipp bittet, ihn so zu lassen, wie er sei, beseitigt dieser allen Widerspruch durch den Befehl, von jetzt an sei er, dagegen gelte keine Einwendung, in seinen Diensten, was freilich so willkürlich ist, wie es sich nur der unumschränkteste Herrscher erlauben darf. Es folgt hier eine peinliche Pause, in welcher der Marquis dem König, der ihn in Dienst genommen, nichts zu sagen vermag.

Jetzt erst erinnert sich der König, was er mit dem Marquis gewollt, und er muß sich gestehn, daß er in ihm noch mehr als Wahrheit gefunden, die er gesucht habe. Da gedenkt er denn auch wieder seiner Familiennoth, und so fragt er den Marquis, ob er, da er mit ihm als Herrscher sich befaßt habe, nichts von seiner Familie wisse, ein freilich sehr schroffer Uebergang.*) Das Bedenken des überraschten Marquis, auf eine solche Frage zu antworten, legt der König dahin aus, daß er von dem Unglück mit seinem Sohne wisse, der sich träumerisch zurückziehe, aber dieser erklärt darauf entschieden, daß er sowohl seines Sohnes wie seiner Gattin wegen sich glücklich nennen

---

*) Auch hier fehlen die nothwendigen szenarischen Bemerkungen, daß die Worte: „Aber wie . . . mehr“ leise, das folgende laut gesprochen wird. In der prosaischen Bearbeitung ist auch vor der Anrede an den Marquis, die hier lautet: „Sie haben mich auf dem Throne beobachtet, Marquis; warfen Sie keinen Blick auf mein häusliches Leben?“ eine Pause angegeben.

dürfe. Schwer wird dem Könige das Bekenntniß seines Unglücks. Der Ueberzeugung, daß der Prinz edel und gut sei*), tritt er mit der Beschuldigung entgegen, daß er ihm seiner Gattin Liebe geraubt, wovon unwidersprechliche Zeugnisse vorlägen, andere ihn das Schrecklichste ahnen ließen**); doch muß er selbst gestehn, es falle ihm schwer, an den Treubruch der Königin zu glauben, und er halte die Verdächtigungen von Seiten der Eboli, des Alba und Domingo, den er bloß als Priester bezeichnet, eher für Verleumdungen. Sehr schwach ist hier des Marquis Berufung auf die Macht weiblicher Tugend, die ja auch der König anerkennt und bei der Königin voraussetzt. Dieser gibt ihm denn den Auftrag, Sohn und Gattin zu erforschen, wozu er ihm freien Zutritt bei letzterer gewähren will. Auffällt es doch, daß er den Marquis, dem er eben Erfahrung abgesprochen hatte, hier als Menschenkenner bezeichnet, und weil er sich ihm gegenüber so uneigennützig gezeigt, auch auf seine Gerechtigkeit und Leidenschaftslosigkeit baut, da er doch bei dem Schwärmer ein leidenschaftliches Vorurtheil für den Prinzen und die Königin vermuthen muß, und nichts weniger als eine ruhige Erwägung und besonnene Erforschung sich versprechen darf. Der Marquis drückt, ohne darauf ein Wort zu erwidern, nur den Wunsch aus, daß diese Unterredung eine

*) Hier stand vor 1801 eine andere weitere Ausführung, in welcher der König dem Marquis sogar bei dem Verluste seiner Achtung verbietet, etwas zu Gunsten des Herzens von Karlos, den er auf der hohen Schule gekannt hatte, zu sagen.

**) Die Stelle „Hier liegen Zeugnisse ... glauben" steht mit wenigen Abweichungen in der Thalia in dem Auftritte mit Domingo (III, 4). Die Theaterbearbeitungen, die prosaische wie die jambische, haben sie durch ein Versehen in beiden Auftritten.

Hoffnung ihm erfüllen werde, was nur auf eine mildere Beurtheilung der Menschen und Dinge von Seiten des Königs gehn kann. Der König darf ihm dies insofern bestätigen, als sie für ihn nicht ohne Bedeutung gewesen. Nach der Entlassung des Marquis, der knieend die vom Könige ihm dargereichte Hand küßt*), befiehlt Philipp dem Grafen Lerma, ihn in Zukunft unangemeldet vorzulassen — eine ganz unerhörte Gunst. Vgl. IV, 4, 23 f.

Vierter Akt.

Der Marquis, dem der Auftrag des Königs Zutritt bei der Königin verschafft, theilt dieser mit, daß der Prinz fliehen müsse; sie selbst soll ihm dieses in einer Zusammenkunft sagen, zu welcher sie ihm durch einige Zeilen Hoffnung macht. Lermas Verdächtigung, der Königin ohnmächtiger Fall im Kabinet des Königs und des Marquis unglückliche Geheimhaltung seines Planes gegen Karlos drängen diesen dazu, den Prinzen gefangen zu nehmen und sich selbst zu opfern. Er nimmt von der Königin Abschied und trägt ihr seinen letzten Willen auf. Der König, durch die Täuschung des Marquis von dessen Verrath überzeugt, wirft sich wieder Alba in die Arme.

Erster bis dritter Auftritt. Der Marquis bringt der Königin, die unterdessen den Schlüssel zu ihrer Chatulle vermißt hat, einen Auftrag des Königs, dessen nähere Beziehung zu ihm er vor ihr geheim hält, und theilt ihr einen Brief von Karlos mit, sowie seinen Plan, daß dieser nach den Niederlanden

*) Ausgefallen ist seit 1801 der Nachruf des Königs: „Und kommt bald wieder zu mir — hört Ihr?", wodurch die Veränderung des ursprünglichen „der Malteser" in „der Ritter" bedingt wurde.

entfliehe; zu diesem soll die Königin selbst ihn bestimmen und in einigen Zeilen ihn darauf, wie auch auf eine baldige Unterredung mit ihr vorbereiten.

Die Königin vermißt den Schlüssel zu ihrer Chatulle, als die Eboli*) hereinkommt, über deren Herstellung sie sich freut, während die Gräfin Fuentes weiß, daß etwas Besonderes während der Zeit ihrer vorgeblichen Krankheit vorgefallen ist, und der Olivarez bekannt ist, daß es bei ihr nicht wie bei einer Kranken hergegangen war. Ihr Schuldbewußtsein beengt sie, so daß sie es in der Gegenwart der Königin nicht aushalten kann und ins Freie muß. Der Marquis läßt sich darauf bei der Königin anmelden und verlangt diese im Namen des Königs allein zu sprechen.

Auf die Verwunderung der Königin, den Marquis als Abgesandten des Königs vor sich zu sehn, antwortet dieser ausweichend; so seltsam es scheine, so lasse es sich doch, wie so manches, was man erlebe, leicht erklären. Warum sollte er nicht seine Hoffnung darauf gesetzt haben,**) den König zu seinen Ideen zu bekehren?***) Als sie meint, er müsse den König getäuscht haben, erklärt er, daß er diesem wirklich redlicher dienen

---

*) Zur Anrede „Fürstin“ vgl. S. 171.

**) Bei den Worten: „Wär' es müde, an Philipps Hof den Sonderling zu spielen!“ wird wieder vorausgesetzt, daß er schon längere Zeit in Madrid zurück sei, wie in den jetzt gestrichenen Worten Lermas III, 7. Vgl. S. 235. — „Der Sekte prahlerische Tracht“ ist das Verhalten eines sich zurückziehenden Sonderlings.

***) Den vierfüßigen Vers „Mich fast befremden könnte, wäre“ hatte Schiller 1802 erst durch ein vor „fast“ eingeschobenes „wirklich“, dann durch ein zweites am Ende zugesetztes „wäre“ vervollständigen wollen, aber bei der letzten Durchsicht ließ er ihn unverändert.

wolle, als ihm aufgetragen sei, wobei er im Sinne hat, daß er nicht bloß, was dieser gewünscht, die Königin ausforschen, sondern auch Philipps Verdacht niederschlagen will, von dessen Grundlosigkeit er überzeugt ist, ohne zu berücksichtigen, daß er den König völlig hintergeht. Auf ihre Frage, was der König mache, erwidert er, die Königin selbst scheine ebenso wenig redlich, wie sie es ihm vorgeworfen, da sie gar nicht nach seinem Auftrage frage, sondern zu wissen wünsche, was er ihr sonst von ihm hinterbringen könne. Nachdem er einen rein ersonnenen, ganz bedeutungslosen Auftrag an sie ausgerichtet, bemerkt er auf ihre weitere Frage, das sei alles ungefähr, weshalb er bei ihr sei, was auf etwas anderes neben diesem Auftragr hindeutet. Sonderbar ist es doch, daß er, statt sich darauf zu beschränken, er müsse wirklich etwas verschweigen, auf die ihr drohende Gefahr hinweist, die sie nie erfahren solle.*) Ohne weiteres wendet er sich dann zu dem von Karlos ihm gegebenen Auftrage, von welchem er ihr einen Brief zu überbringen hat (vgl. oben S. 125 f.). Auf die Frage, wie er Karlos verlassen habe, erwidert er, wie den größten Weisen, den es rastlos nach dem Anschauen der Wahrheit treibe,**) und beherzt wolle er für seine Liebe alles wagen, wie jener für die seinige, unter welcher eben nur die Liebe zur Wahrheit verstanden werden kann. In der Unterredung II, 15 hatte Karlos erklärt, an alles denken zu wollen, was der Freund und hohe Tugend ihm gebieten. Der

*) Wenn er vorher sagt, es brauche nicht (sei nicht nöthig) bei ihr, sie vor gewissen Menschen zu warnen, so soll dies wohl darauf deuten, daß niemand etwas Böses von ihr verrathen könne.

**) Schillers Gedicht das verschleierte Bild zu Sais, woran man hier erinnert wird, ist erst 1795 gedichtet.

Marquis bezeigt seine völlige Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Prinzen nach einer Zusammenkunft mit der Königin, die ihn nicht glücklicher*), aber thätiger und entschlossener machen werde (aber seine Entschlossenheit hatte er schon eben gerühmt), woran er die Erklärung anschließt, der Prinz müsse, da Alba als Statthalter nach Flandern ernannt sei, der König nie einen Beschluß zurücknehme (auf ihn einzuwirken kann er nicht hoffen), Flandern aber nicht aufgeopfert werden dürfe, nach den Niederlanden entweichen und den König mit Waffengewalt zwingen, ihn zum Statthalter zu machen.**) Daß der Marquis hinter dem Rücken des Königs den Sohn, den zu erforschen dieser ihm aufgetragen hat, zum Aufruhr gegen seinen Vater bestimmt, ist nichts weniger als edel, aber noch stärker, daß die Königin diesen Gedanken seiner Kühnheit wegen billigt und ihn zu verfolgen sich vornimmt, ja, als sie vernommen, Karlos solle diesen Gedanken zuerst aus ihrem Munde vernehmen, ihn groß findet und, lebhaft ergriffen von dem Gefühl, daß der Prinz die untergeordnete Rolle in Madrid nicht länger spielen dürfe, ihm gar den Schutz Frankreichs und Savoyens gegen ihren eigenen Gatten und dessen Reich zusichert. Von einer solchen Hülfe von Seiten Frankreichs und Savoyens findet sich in der Ueberlieferung keine Spur, nur von einer Unterstützung durch eine

*) Die Königin hat hier nur seine Liebe im Sinne. Aber sonderbar ist es doch, daß sie meint, die Zusammenkunft werde ihm durch den Augenschein zeigen, daß sie nicht glücklich sei. Karlos hat ihr ja versprochen, seine Liebe solle verstummen, diese von nun an Spanien und zunächst Flandern gewidmet sein.

**) Hier sind im Jahre 1801, obgleich dadurch ein Sechsfüßler entsteht, dreizehn Verse gestrichen worden, in denen u. a. bemerkt wird, Europa werde den Frieden zwischen Sohn und Vater vermitteln, letzterer „eben dieser Mensch" heißt.

türkische Flotte redet St. Réal. Da die Königin sich für die Sache begeistert zeigt, so weiß der Marquis sie leicht zu bestimmen, dem Prinzen in seiner Schreibtafel in zwei Zeilen eine baldige Zusammenkunft in Aussicht zu stellen. Vgl. oben S. 126.*) Der Marquis aber hüllt sich auch noch zuletzt ihr gegenüber in sein Geheimnis, indem er den Grund, der ihm die Erlaubniß des Königs verschafft, sie zu jeder Zeit zu besuchen, zu verschweigen durch das Vertrauen des Königs gegen ihn sich verpflichtet glaubt. Die Königin, die ihm dies gern zugesteht, spricht zum Schlusse ihre begeisterte Freude aus, daß gerade durch ihren Karlos die Freiheit in den Niederlanden geschützt werden solle, wobei sie etwas übertrieben die Niederlande als letzte Zuflucht der Freiheit in Europa bezeichnet, ohne Englands zu gedenken und ihres Frankreichs und Savoyens, von denen sie doch die Unterstützung der Niederlande erwartet. Da am Schlusse die Oberhofmeisterin, man weiß nicht, wodurch berechtigt, an der Thüre erscheint, so entläßt die Königin den Marquis ganz förmlich als Abgesandten ihres Gatten.**)

Vierter bis sechster Auftritt. Der Marquis bringt Karlos die Zeilen der Königin und verlangt dessen Brieftasche, welche dieser, trotz dessen geheimnißvoller Zurückhaltung, welche den von Lerma erregten Verdacht zu bestätigen scheint, ihm nicht vorenthält, ja er vertraut ihm sogar auch den von der Königin ihm nach Alkala gesandten Brief an.

Karlos kommt mit Lerma, der ihm eine Entdeckung machen

---

*) Hier standen in der ersten Ausgabe noch ein paar nicht glückliche Verse, die sich auf den Ort bezogen, wo die Zusammenkunft stattfinden könne.

**) Der Schluß lautete in der ersten Ausgabe: „Legen | Sie Seiner Majestät den ehrerbietigsten | Gehorsam seiner Dienerin zu Füßen."

will, in eine abseits gelegene Galerie. Dieser hat erlauscht, daß der Marquis vom Könige beauftragt worden ist, die Königin und den Prinzen zu erforschen, und da er in Aranjuez bemerkt hat, daß der Marquis des Prinzen innigster Freund war (vgl. S. 187), so fürchtet er einen Verrath der Freundschaft. Schiller macht zu seinem Zwecke den guten Lerma zu einem neugierigen Lauscher. Lerma theilt Karlos mit, daß der Marquis, der, wie er wisse, sein Freund sei*), eine zweistündige Unterredung mit dem Könige gehabt, in welcher seiner mehrfach gedacht worden, und um anzudeuten, worum es sich handle, äußert er auch, daß der König in seinem Schlafgemache auf sehr räthselhafte Weise der Königin gedacht; auch habe der Marquis das Recht erhalten, was, so lange er wisse, der König noch niemand verliehen, unangemeldet zu kommen. Was der König in seinem Schlafgemache über die Königin geäußert, näher anzugeben, hält Lerma für eine Verletzung seines Dienstes, ja er verräth nicht einmal, daß dieser gegen ihn selbst die Aeußerung gethan. Lerma kann die Furcht nicht unterdrücken, die Gunst des Königs könnte den Marquis zum Verrath der Freundschaft verleiten.**) Da Karlos die Möglichkeit eines Verrathes der Freundschaft nur im allgemeinen zugibt, so glaubt Lerma seine, wie es scheint, diesem unangenehme Mittheilung dadurch entschuldigen zu müssen, daß es oft weise sei, dasjenige zu entdecken, was doch endlich

---

*) „Eurer Hoheit zur Beruhigung", damit er nicht fürchte, das Geheimniß sei auch andern bekannt.

**) „Der Frage werth", den Zweifel hervorgerufen, ob sie nicht der Tugend gefährlich werden könne.

herauskommen werde, eine hier recht kahle Bemerkung ist.*) Karlos fühlt, daß nur Liebe zu ihm Lerma bestimmt habe, dieser sein wahrer Freund sei.

Dem Prinzen fällt an dem hastig eintretenden Marquis gleich die Unvorsichtigkeit auf, daß er ihn hier sprechen will, ja ihn sogar vertraulich bei seinem Namen anruft, statt ihn nach Absprache im Karthäuserkloster zu treffen. Freilich war dem Dichter ein so häufiger Dekorationswechsel etwas unbequem, aber er selbst durfte wenigstens an die Gefährlichkeit nicht ausdrücklich erinnern, wenn nicht etwa schon hierin die Unbesonnenheit des Marquis sich verrathen sollte. Daß der Freund gar nicht seines Gespräches mit dem König gedenkt, und, daran erinnert, jede nähere Auskunft, auf die Karlos gespannt ist, mit ängstlicher Zurückhaltung vermeidet, ja den Erfolg desselben entschieden falsch darstellt, muß diesen stutzig machen; er geräth darüber in solche Zerstreuung, daß er die Worte, welche die Königin in die Schreibtafel des Marquis geschrieben, gar nicht beachtet und gleich ins Karthäuserkloster eilen will. Als der Marquis ihn zurückhält, kann er sein Staunen nicht verbergen, daß dieser heute so auffallend sicher sei, worauf jener nur leichthin erwidert. Nachdem er auf Mahnung des Marquis die wenigen Zeilen der Königin gelesen, wird er von feurigem Entzücken über die unendliche Liebenswürdigkeit derselben erfüllt, die ihn mahnt, ihrer Liebe sich werth zu zeigen, was er bald beweisen könne, da sie ihm einen Auftrag zu geben habe. Karlos schiebt seine unverkennbar sich zeigende Unruhe auf eine Zerstreuung, deren Grund er aber dem Freunde ebenso

*) In der prosaischen Bearbeitung stand hier vor „entdecken“ noch „freiwillig“, wie kurz vorher vor „werth“ noch „schon“.

verhehlt, wie dieser ihm wegen seines Gespräches mit dem König nicht hat Rede stehn wollen. Auf des Prinzen eine Bejahung erwartende Frage, ob er das Souvenir mit den Zeilen der Königin behalten dürfe, verneint er dies nicht allein*), sondern fordert sogar, er solle ihm seine Brieftasche mit ihrem Inhalte geben, obgleich er dem darüber ganz beunruhigten Freunde nur den räthselhaften Grund angeben kann, sie werde, auf den möglichen Fall, daß man ihn überrasche, bei ihm sicherer sein. Wie sonderbar ihm auch dieses ganze geheimnißvolle Verhalten auffallen muß, Karlos übergibt ihm doch die Brieftasche, nachdem er sie ihm besonders anempfohlen, da ihr Inhalt so höchst bedeutend für ihn sei. Der Marquis erwidert auch darauf nur leichthin, und will sich entfernen, indem er das übrige (was ist damit gemeint?) auf die nächste Zusammenkunft im Karthäuserkloster verschiebt, für die sonderbar genug keine nähere Zeit bestimmt wird. In der prosaischen Bearbeitung findet sich vor dem zweiten Lebewohl noch die zweckmäßige szenarische Bemerkung: „Da Karlos nicht antwortet und in Gedanken steht.“ Karlos kann aber endlich sich nicht enthalten, die Brieftasche wiederzufordern, um den Brief herauszunehmen, den die Königin ihm nach Alkala geschrieben hat. Auch des Marquis Bemerkung, um diesen Brief sei es ihm gerade zu thun, bleibt ohne Wirkung; doch als er zur Thüre gelangt ist, vermag er nicht vom Freunde zu scheiden, ohne dessen Bitte zu erfüllen, und so kehrt er, nach-

*) Denn nur eine höfliche Verneinung kann in „Nicht ganz“ liegen: das Souvenir gehöre freilich ihm eigentlich, er könne es ihm aber jetzt nicht lassen. Welch ein Widerspruch wäre es sonst, wenn er alles von ihm verlangte, was nicht in eines Dritten Hände fallen dürfe, dagegen die Zeilen der Königin ihm ließe! Freilich wird der Rückgabe des Souvenirs nicht ausdrücklich gedacht.

dem er einen Augenblick nachdenkend stehn geblieben ist, von da zurück und übergibt ihm den Brief. Seine Erregung verrathen das Zittern der Hand und hervorstürzende Thränen (nach der prosaischen Fassung sollen sich beide nur gerührt ansehn); dann fällt er dem Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht an dessen Brust. Die Worte, mit denen er scheidet: „Das kann mein Vater — nicht wahr, mein Roderich, das kann er doch nicht!" müssen sich auf seine Furcht beziehen, der Brief könnte durch den Marquis in die Hand des Königs kommen; dieser, hofft er, würde auch in dem Briefe keinen Beweis der Untreue seiner Gattin finden können. Der Ausruf ist freilich nicht allein dem Marquis unverständlich, sondern auch für den Zuschauer zu räthselhaft.

Dem Marquis entgeht zwar das Mißtrauen des Freundes nicht, aber er erklärt es für Lästerung, ihn dessen zu zeihen. Wenn er sich selbst „der Schwachen*) schwächsten" nennt, so kann das nur darauf gehen, daß er selbst in Leidenschaft für die Königin entbrannt ist und er aus derselben Leidenschaft des Prinzen sein Mißtrauen herleitet. Nur befremdet, meint er, habe ihn sein Betragen, und gewiß mit Recht, da er eine solche Verschlossenheit an ihm nicht gewohnt sei; auch habe es ihn schmerzen müssen. Hierdurch hat sich der Dichter den Uebergang zum eigentlichen Zweck des Selbstgesprächs gebahnt. Noch weitern Schmerz könne er dem Freunde nicht ersparen; denn er müsse sich dem König für sein Vertrauen dankbar zeigen.**)

*) „Schwächen" kann nur ein cit der ersten Ausgabe fortgepflanzter Druckfehler sein, da die Anwendung des Abstraktums in dieser Verbindung wider den Sprachgebrauch ist.

**) Wunderlich ist hier das Bild vom Gefäße mit dem Glauben verbunden.

Dabei denkt sich Schiller wohl, er wolle dem König auf diese Weise den Verdacht der Untreue seiner Gattin benehmen. Aber welcher Dankbarkeit kann sich der Marquis rühmen, wenn er im Begriff steht, den Sohn zum Aufstande gegen seinen Vater aufzureizen, und eben hierzu mit seiner Hülfe ihn entweichen zu lassen?*) Und was soll er Karlos das, was der König ihm aufgetragen, verrathen, da sein Schweigen ihm kein Unheil bringt, ihm eher erspart? Das muß der Sinn der wunderlichen Aeußerung sein: „Was wäre Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir nicht Leiden bringt? Vielleicht erspart?“**) Der Marquis beruhigt sich in dem Gedanken, daß er das dem Karlos drohende Unglück, ohne daß dieser es ahnt, an ihm vorüberführe. Das Selbstgespräch klärt uns keineswegs über das Handeln des Marquis auf; wir hören nur, daß er seine Pflicht gegen den König erfüllen will, ohne dem Freunde zu schaden.

Siebenter bis zehnter Auftritt. Die Königin will vom Könige die Untersuchung über die Erbrechung ihrer Chatulle fordern, erfährt aber durch einen Zufall, daß dieser selbst davon weiß, und sie in Folge der gefundenen Briefe als Buhlerin zur Rechenschaft ziehen will. Als sie mit dem von ihm unsanft weggestoßenen Kinde in dem mit aller Macht der Unschuld ausgesprochenen Gefühle bitterster Kränkung ihrer Ehre von dannen eilen will, stürzt sie ohnmächtig an der Thüre nieder. Der

---

*) Statt „Dankbarkeit“ hatte die prosaische Bearbeitung „Redlichkeit“, aber auch diese kann sich der Marquis nur neben der größten Unredlichkeit zuschreiben. In ähnlichem Sinne steht gleich darauf „Pflicht“. Vgl. die folgende Anmerkung.

**) Die prosaische Fassung lautet: „Mein Verstummen macht dich nicht unglücklich; es kann dir Leiden ersparen, und ich erfülle meine Pflicht.“

König, darüber in äußerste Bestürzung gerathen, sucht sie aufzurichten, ehe der durch das Geschrei des Kindes aufgeregte Hof sie überrasche. Die Königin wird weggeführt. Philipp, durch das Verhalten der Königin von ihrer Unschuld überzeugt, zeiht Alba und Domingo der Verleumdung.

Der vom schwersten Verdacht gequälte König hat sein dreijähriges Kind Klara Eugenia (vgl. S. 194**) kommen lassen, um an ihren Blicken sich zu überzeugen, ob sie seine Tochter sei; aber leider hilft ihm die Gewißheit, daß sie ganz seine Züge trage, nur einen Augenblick. Da er sie als sein Blut an sein Herz drückt, flüstert ihm die Eifersucht zu, seine Züge seien auch die seines Sohnes, was ihm zur quälendsten Gewißheit wird, als er die Züge des aus der Chatulle der Königin geraubten Medaillons des Prinzen mit den im Spiegel ihm erscheinenden des Kindes vergleicht. Eben drückt er in verzweifelnder Ungewißheit das Kind von sich, als ihm zu höchster Ueberraschung der Besuch der Königin angemeldet wird, die er in dieser ungewohnten Stunde und bei seiner gewaltigen Aufregung zu empfangen ablehnen will: aber diese, in ihrer dringenden Noth, Gerechtigkeit vom Könige zu erlangen, läßt sich nicht abweisen. Philipp zeigt sich zuerst über die Mittheilung verwundert, die ihn etwas in Verwirrung setzt. Als sie aber nicht eher aufstehn zu wollen erklärt, bis er ihr versprochen, den Dieb ausfindig zu machen oder sie von ihrem ganzen Hofstaat zu trennen, bittet der König sie wiederholt sich zu erheben, was sie dann als Versprechen auffaßt. Bei der Erwähnung der geraubten Briefe will der König wissen, welche Briefe es gewesen, sie aber läßt ihn nicht aussprechen, sondern erklärt, ohne etwas Arges darin zu finden, daß die Briefe nebst einem zugleich geraubten

Medaillon vom Prinzen seien. Der eifersüchtige König, dadurch gewaltig aufgeregt, hält ihr Geständniß, Briefe und Medaillon vom Prinzen zu besitzen, für eine arge Dreistigkeit, worauf sie ihn daran erinnert, was er sonderbar genug ganz vergessen hat, daß der Prinz ihr mit Bewilligung beider Höfe Briefe nach Saint Germain*) geschrieben, und sollte dieser auch die Sendung seines Medaillons ohne besondere Erlaubniß gewagt haben, so wäre dies leicht zu entschuldigen; habe er ja nichts Unrechtes dabei gedacht, da ihm nicht habē einfallen**) können, daß sie einst statt seine Gattin seine Mutter sein werde. Durch diese Erwähnung aber wird der König sichtlich betroffen, da ihm sich dabei der Gedanke aufdrängt, daß, worauf ihn Domingo aufmerksam gemacht hatte, die Neigung zwischen Sohn und Mutter schon von jener Zeit sich herschreibe.***) Aber ehe noch Philipp dies äußern kann, wird durch das Kind die Entdeckung herbeigeführt, daß er selbst sich im Besitze des ihr geraubten Medaillons befindet.†) Statt darüber verwirrt zu werden, sieht Philipp die über diese Entdeckung Erstarrte mit unverwandtem Blicke an, als ob er das Geständniß der Schuld aus ihren Zügen

---

*) Saint Germain war unter Heinrich II. sehr oft Residenz. Auch Elisabeth, die in Fontainebleau geboren war, weilte hier. I, 4 gedenkt die Königin ihres Zusammenseins mit dem Marquis zu Paris im Louvre.

**) Schiller braucht „beifallen" nach älterm Gebrauche.

***) Ursprünglich sollte der König hier sich von ihr entfernen und für sich sprechen: „Recht behält der Schlange — O das wußt ich wohl", die Königin aber seine Hand ergreifen, und die Worte sprechen: „Was ist das? was haben Sie?" Dafür ward 1801 bloß die szenarische Bemerkung gesetzt: „Sieht die Bewegung des Königs."

†) Das als Druckfehler in der ersten Ausgabe angeführte „Ach!" statt „Ah" hat sich 1801 wieder eingeschlichen und dann sich erhalten.

lesen wollte. Als sie dann, nach einem bittern Vorwurfe über ein so unedles Verfahren, sich noch eine Frage erlauben will, äußert Philipp kalt, er habe Rechenschaft zu fordern. Dadurch läßt sie sich nicht irren. Da er gesteht, dieser Diebstahl sei auf seinen Befehl geschehen (die wahre Sachlage anzugeben scheut sich der seiner Schuld mit der Eboli bewußte König), bedauert sie mit einer an ihr fast auffallenden Bitterkeit, daß er keine Gattin gefunden, bei welcher solche Mittel wirklich etwas beweisen könnten. Doch der König will sich diesmal von ihrer vorgeblichen Unschuld nicht bethören lassen, wie es ihm in Aranjuez geschehen sei, wo sie sich so engelrein gestellt habe; jetzt kenne er sie besser. Als sie über diese arge Anschuldigung sich verletzt fühlt, fragt er sie in scharfem Tone, ob es wirklich wahr sei, daß sie damals, als er sie allein in Aranjuez überrascht habe, mit niemandem vorher gesprochen. Hier wird, abweichend von der wirklichen Darstellung, angenommen, sie habe dies damals dem König gegenüber behauptet. Offen gesteht sie, daß sie dort mit dem Prinzen gesprochen, und als der König über eine solche, seine Ehre verletzende Frechheit auffährt, erklärt sie mit stolzem Selbstbewußtsein, daß sie eine größere Ehre als französische Prinzessin wie als Königin von Spanien zu verlieren gehabt hätte.*) Hierbei schwebt dem Dichter der Bericht von St. Réal vor, die Königin habe bei Gelegenheit der Entscheidung des Papstes über den Vorrang zwischen den Kronen von Frankreich und Spanien zu Gunsten der erstern ihre Freude nicht verleugnen können, da dadurch jeder sehe, sie sei aus einem noch vornehmern Hause entsprossen als dasjenige, in

*) Hier sind 1801 die beiden Verse ausgefallen: „Geraume Zeit, eh König Philipp mich | Gemahlin hieß, war ich schon Heinrichs Tochter.“

welches sie getreten. Auf die weitere Frage, warum sie den Besuch des Prinzen verleugnet habe, erklärt sie, daß sie als Königstochter nicht gewohnt sei, sich wie eine Verbrecherin in Gegenwart der Höflinge verhören zu lassen, daß sie verlangen dürfe, von ihm mit Ehrerbietung und Freundlichkeit befragt zu werden, was eben in Aranjuez nicht geschehen sei. Zur Sache selbst glaubt sie, daß sie berechtigt gewesen, dem Prinzen die erbetene Zusammenkunft zu gewähren; sie habe dem König nur deshalb sie verschwiegen, weil sie keine Lust gehabt, wegen dieser ihr zustehenden Freiheit vor seinem Hofe mit ihm zu streiten. Dies wirkt hier freilich auf den Zuschauer, da er sich eben nicht erinnert, daß sie doch hier die Unwahrheit sage; denn in Wirklichkeit verheimlichte sie die Zusammenkunft aus Furcht für sich und den Prinzen. Es ist dies einer der belehrendsten Fälle, wie der Dichter einen Widerspruch sich erlauben darf, wenn man an der betreffenden Stelle sich desselben nicht bewußt wird. Je heftiger der König auffährt, um so kühner macht sie das Gefühl ihrer Unschuld, und so wagt sie als Grund, weshalb sie dem Prinzen seine Bitte nicht habe abschlagen wollen, auch die Unbilligkeit anzuführen, welche der König gegen diesen übe, den sie sehr schätze und als ihren theuersten Verwandten liebe, ja der einst würdig gehalten worden sei, ihr zum Bräutigam bestimmt zu werden. Noch immer könne sie das nicht vergessen, wenn auch freilich die Politik des Königs solche Bande ebenso leicht lösen zu können meine, als sie diese schließe. Sie wolle nicht gezwungen sein nach Vorschrift zu hassen, und da sie sich erklären müsse, so sage sie ihm ungescheut, daß sie sich nicht zum Hasse nöthigen lassen, nicht in der Wahl ihres Umgangs gehindert sein wolle. Der König wird dadurch um so heftiger

erzürnt, als er glaubt, diese Kühnheit erlaube sie sich, weil sie ihn in Augenblicken seiner Liebeslust schwach gesehen (vgl. dagegen S. 177 f.) und dann alles über ihn vermocht habe; die Liebe, die ihn so schwach gemacht, bemerkt er wüthend, könne ihn auch zur Raserei der Eifersucht treiben. Vergebens will sie ihn dadurch entwaffnen, daß sie im vollen Gefühl ihrer Unschuld ihn fragt, was sie denn begangen habe. Mit Heftigkeit ergreift er ihre Hand und droht ihr, sollte er von ihr betrogen sein*) — und hierbei läßt er ihre Hand los, gleichsam zum Zeichen des schrecklichen Bruches —, dann werde er auch die letzte Schwäche, die er sich vorwirft, überwinden. Neu anhebend betheuert er, er wolle es und könne es, und in diesem Falle ruft er Wehe über sie beide. Ihre wiederholte Frage, was sie denn begangen habe, erbittert ihn noch mehr, so daß er mit blutiger Rache droht. Auch jetzt noch behält die Königin ihre Ruhe bei, trotz ihres Entsetzens über eine solche blinde Wuth. Als er aber sich dadurch nur weiter hinreißen läßt, ja droht, vor einer That nicht zurückzuscheuen, welche die ganze Christenheit (christianitas) mit Schrecken erfüllen werde, dann weder auf das, was als Sitte gelte, noch auf die Stimme der Natur, noch auf den Vertrag der Nationen (auf Frankreichs Drohung

---

*) Er bezeichnet dies zunächst durch das unbestimmte „es", hebt dann hervor, daß er an ihrer Schuld kaum zweifeln könne, gibt aber doch zu, daß es noch des allergeringsten neuen Verdachtes bedürfe, um das Maß ihrer Schuld (in der prosaischen Fassung trat hinzu „und meines Argwohns") zu füllen. Bei dem Ausdrucke „eines Athems Schwere" (die geringste Schwere) schwebt das Bild von der Wage vor, obgleich das vom Maße hergenommene vorhergeht. Solche Wechsel im Bilde sind uns auffallend, wogegen die Alten und auch Shakespeare sich ihrer häufig bedienen. — Doch ist, trotz ihrer Ableugnung, — Schon, nach den vorliegenden Beweisen.

wegen der Ermordung seiner Fürstentochter) achten zu wollen, da kann die Königin nur bedauern, daß die Leidenschaft ihn ganz außer sich setze, so daß er auf keine Mahnung höre, durch jede ruhige Betrachtung noch heftiger entflammt werde. Damit aber reizt sie seinen beleidigten Stolz aufs höchste, so daß er sie eine Buhlerin zu schmähen wagt. Das Wort versagt hier der Königin, nur Thränen verrathen ihre gepreßte Seele. Der Schreckensruf des sich mit ängstlicher Liebe an seine Mutter anschmiegenden Kindes, das ihn nur als König, nicht als Vater bezeichnet, erbittert diesen, in welchem der Verdacht gegen seinen ehelichen Ursprung gewaltig angefacht ist, in solchem Maße, daß er es unsanft von der Mutter wegstößt. Aber die Mißhandlung ihres Kindes ruft die Kraft der Königin von neuem auf; dieses wenigstens muß sie sichern, und so nimmt sie es auf den Arm, um mit ihm fortzugehn, indem sie bemerkt, daß sie den Schutz ihres Vaterlandes aufrufen müsse, wenn Philipp sein Kind nicht mehr anerkennen wolle. Dieser Muth macht den König stutzig, dessen Zuruf sie an ihre Pflicht als Königin Spaniens erinnern will; sie aber erklärt, daß sie es nicht länger mehr hier aushalten könne, daß sie zu schrecklich beleidigt sei: doch erschöpft fällt sie mit dem Kinde an der Schwelle des Zimmers nieder. Der Fall erregt des Königs Bestürzung, der sie ängstlich liebevoll bei ihrem Namen anruft, noch mehr als das Kind mit dem Rufe, seine Mutter blute, davon eilt.*) Auf einmal ist seine Wuth gekühlt. Mit ängstlicher Besorgniß ist er um die blutend in Ohnmacht daliegende Gattin beschäftigt, die er bittet, sich zu erheben, da er das nicht um sie verdient

*) Das Wegeilen und der Ruf des Kindes fehlten noch in der prosaischen Fassung.

habe; ängstlich spricht er ihr zu, sie möge sich von ihrem Schrecken erholen und aufstehn, damit man sie nicht also überrasche.*) Da sie noch immer sich nicht zu erheben vermag, wiederholt er die Bitte. Noch einmal stellt er ihr vor, was der Hof dazu sagen werde, und nun bittet er sie sich zu erheben, was ihr auch mit seiner Hülfe gelingt.

Als Alba und Domingo eintreten, denen die auf die Kunde vom Unfall der Königin herbeigerufenen Damen**) folgen, läßt der König seine Gattin, da ihr übel geworden sei, fortführen, dagegen müssen jene die ganze Schwere seines Zornes über ihre unselige Verleumdung fühlen, durch welche sie ihn gegen die Königin aufgestachelt, wider die er in seiner Wuth losgefahren sei, was ihn jetzt bitter reue, da die aus ihr sprechende Gewissensruhe ihre Unschuld beweise.

Elfter und zwölfter Auftritt. Der hastig sich anmeldende Marquis kommt dem König höchst erwünscht, der barsch Alba entläßt, Domingo keines Wortes würdigt. Er übergibt dem König die Brieftasche des Prinzen, in welcher sich das Billet der Eboli findet, wodurch dieser einen schrecklichen Einblick in das gegen ihn angezettelte Komplott gewinnt; jeden

---

*) „Stehn Sie auf! Erholen Sie sich! Stehn Sie auf!“ ist enge zusammen zu nehmen. Die prosaische Fassung hatte dafür das einfache „Stehn Sie auf!“ Auch „Man kommt! Man überrascht uns! Stehn Sie auf!“ gehört zusammen. Freilich finden sich in der Ueberlieferung hier mehrfach Gedankenstriche statt der Ausrufungszeichen, aber diesem willkürlichen Gebrauch des Gedankenstrichs statt eines Punkts oder Ausrufungszeichens begegnen wir nicht bloß bei Schiller.

**) In der prosaischen Bearbeitung treten hier passender neben Alba und Domingo (Perez) Lerma und Feria ein, welche die Königin begleiten, wodurch Lermas Bericht über die Königin im zwölften Auftritt begründet wird.

Verdacht einer Liebe der Königin lenkt er geschickt ab, erbittet sich aber weitere Vollmacht, um den Prinzen zu beobachten, ja zuletzt sogar einen Verhaftbefehl für den Fall, daß dieser einen verzweifelten politischen Schritt wagen sollte. So hat er des Königs Eifersucht völlig beruhigt.

Seine Uneigennützigkeit bewährt der Marquis gleich in der Weise, wie er sein Bedauern über die harte Entlassung Albas ausspricht, der so oft für den König sich dem Tode ausgesetzt.*) Dies veranlaßt aber den König, im Gegensatz zu Alba als treuem Diener, den hohen Werth hervorzuheben, den er auf seine Freundschaft lege, und die Absicht auszusprechen, seine unbeschränkte Gunst solle aller Welt bekannt werden**), wogegen dieser das freilich wenig besagende Bedenken äußert, als sein Freund könne er nur dann förderlich wirken, wenn sein Verhältniß zum König im Dunkel bleibe, was rein unmöglich war. Als Freund des Königs bewährt er sich gleich dadurch, daß er besorgt fragt, ob das wahr sei, was er im Vorgemach gehört, und auch als der König darauf gar nicht hört***), sich nicht ab=

*) Ursprünglich sprach der Marquis dem Alba vorher seinen Dank dafür aus, daß er ihm die Gunst des Königs verschafft habe, und er umarmte ihn. Im Jahre 1801 hat Schiller hier die Fassung der ersten Ausgabe gekürzt. Der Marquis bemerkte, bei dem Geschäfte, das ihn zum Könige führe, habe er auf Albas Stimme sehr gerechnet.

**) Das Bild von dem auf seiner Stirne leuchtenden Siegel ist nicht ohne Anstoß.

***) In der prosaischen Fassung fragte der König: „Was für Entdeckungen haben Sie gemacht?“, wie vorher: „Was bringen Sie mir für Nachricht?“. In dem jetzt an dessen Stelle getretenen: „Ihr kommt von dort?“ kann dort nicht auf das Vorgemach sich beziehen, sondern geht auf die Königin und den Prinzen, die er hatte erforschen sollen.

halten läßt, sein Entsetzen für den ihm nur zu wahrscheinlichen Fall zu äußern, daß der König von der Eifersucht gegen die Königin sich habe hinreißen lassen. Doch erläßt er diesem das peinliche Geständniß, und übergibt ihm gleich, ohne weiter zu sagen, wie er in den Besitz gekommen, die Karlos weggenommene Brieftasche, in welcher sich außer einigem andern, was seine besondere Neigung den Prinzen aufbewahren ließ, darunter ein Brief seines Großvaters*), das Billet der Eboli findet, deren Hand der König mit Entsetzen in echt dramatischer Belebung erkennt. Die darauf folgende Bestätigung durch das Zeugnis des Pagen Henarez dürfte weniger an der Stelle sein. Jetzt erkennt der König deutlich, wie nur Eifersucht die Eboli zum Verrathe gegen ihre Königin getrieben, ja er ahnt, daß Domingo sich dieser bedient habe, und so sieht er in allen Beschuldigungen gegen seine Gattin nur ein Bubenstück. Der Marquis freut sich über diese glückliche Entdeckung, während der König seine Reue ausspricht über die Mißhandlung der Königin, wodurch er die Wahrheit des Gerüchtes zugesteht, über welches er eben jeder Auskunft ausgewichen war. Um nicht den Verdacht der Parteilichkeit für die Königin zu erregen, wendet der Marquis des Königs Argwohn gegen diese auf eine andere Seite. Er habe erfahren, daß diese den Prinzen zu der Bitte um die Statthalterschaft von Flandern getrieben, wovon er den Grund in ihrem Ehrgeize findet, der, da sie sich von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen fühle, den Prinzen zur Ausführung ihrer Plane benutze; nur ihren Ehrgeiz könne man fürchten,

*) Von der besondern Vorliebe Karls V. für ihn berichtet St. Réal (vgl. S. 15 f.)

ihr Herz sei wohl nicht der Liebe fähig.*) Dagegen will er weiter forschen, ob der Prinz Liebe für die Königin fühle, wie auch ob von seinem Ehrgeize nichts Schlimmeres zu fürchten stehe. Der König fühlt sich jetzt sicher, da die Sache sich in der Hand eines so besonnenen, ihm treu ergebenen Mannes befindet, dem er gern auf seinen Wunsch ganz freie Hand läßt. Besonders dankt er ihm, daß er ihn auf die politischen Plane der Königin und des Prinzen aufmerksam gemacht hat. Das Eintreten Lermas, welches des folgenden Auftritts wegen bedeutend ist, wird glücklich begründet durch die Nachricht, die er von der Königin zu bringen hat.**) Posas in der prosaischen Fassung gegebenes Versprechen, die Königin zu besuchen, ist ausgefallen. Geschickt weiß der Marquis sich nun auch für den äußersten Fall einen Verhaftbefehl gegen den Prinzen zu erwirken. Mit vollstem Vertrauen entläßt ihn der König, der von ihm völlige Herstellung seiner Ruhe erwartet. Sein Verdacht wegen Untreue der Königin, deren politische Plane er für nichts anschlägt, ist geschwunden, seine Eifersucht hat nur noch die Neigung des Prinzen zu ihr zu fürchten.

Dreizehnter Auftritt. Zufällig treffen sich Karlos und Lerma, die einander suchen, in derselben Galerie wie früher. Lerma verräth dem Prinzen, daß der Marquis seine Brieftasche dem König übergeben hat, wodurch dieser zu dem wunderlichen Entschlusse getrieben wird, die Eboli um Zutritt zur Kö-

*) Auch hier ist der Gedankenstrich irrig gebraucht. Nach „Entwürfen dar" sollte Punkt stehn und mit „ihr Herz" ein neuer Satz beginnen.

) Daß in der prosaischen Fassung Lerma die Königin begleitet hat und dadurch dessen jetziges Eintreten begründet wurde, das jetzt ganz unerwartet kommt, ist S. 267 bemerkt.

nigin zu bitten, die er vor dem Marquis warnen zu müssen glaubt.

Ueber das zum Prinzen gedrungene Gerücht, der König rase in Folge der Entdeckung eines Geheimnisses gegen Gattin und Kind*), kann Lerma diesen zwar beruhigen, aber mit Entsetzen erfüllt ihn dessen Entdeckung, daß der Marquis sein Portefeuille dem König übergeben habe. Ein solcher Treubruch scheint ihm so unmöglich, daß er den guten Lerma entschieden der Lüge zeiht und ihn für einen höllischen Verleumder erklärt: aber die Ruhe, mit welcher dieser den Verdacht über sich ergehn läßt**), macht ihn bedenklich, und so erhebt sich der erste Argwohn gegen den Freund. Lermas weitere Mittheilung, wie der König dem Marquis für die ihm gebrachte Neuigkeit gedankt***), regt ihn noch mehr auf; er fürchtet, durch ihn in seinem Verdacht bestärkt zu werden. Als dieser weiter meldet, Alba sei gefallen und dem Marquis das große Siegel übergeben, das Prinz Ruy Gomez†) bisher geführt, läßt des Freundes Verschweigen des Einflusses, den er beim König sich verschafft, den Prinzen darüber sinnen, was ihn dazu veranlaßt

---

*) „Gegen Kind (Tochter) und Mutter" heißt es bei Schiller weniger passend.

**) Vor der dritten, äußerst bewegten, etwas gezwungenen Anrede stand in der ersten Ausgabe noch: „Du treibst ein fürchterliches Handwerk, Mensch." Vgl. Kabale und Liebe III, 6.

***) Die Worte des Königs gibt Lerma nicht ganz genau wieder; er setzt Neuigkeit für Wink. In der prosaischen Fassung steht an der ersten Stelle „die gegebenen Nachrichten".

†) I, 3 heißt er einfach „Gomez", II, 8 „Ruy Gomez, Graf von Silva". Er war Prinz von Eboli, und saß im Staatsrath; als Großsiegelbewahrer wird er nicht genannt.

haben möge; aber nach seiner weitern Bemerkung, er sei jetzt der allmächtige Günstling, ist es ihm klar, der Marquis habe ihn nur deshalb aufgegeben, um sich ganz Spanien zu widmen; er habe seine Freundschaft nur der Tugend geopfert, dem Wirken zum allgemeinen Besten. Vgl. Karlos' Geständniß dem Marquis gegenüber V, 1. Aehnlich wollte Karlos II, 15 alles thun, was „hohe Tugend" ihm gebiete. Aber wie wenig er auch den Freund dieser Aufopferung wegen schelten mag, das Gefühl, ihn verloren zu haben, ergreift ihn so schmerzlich, daß er sich das Gesicht verhüllt und an aller menschlichen Treue verzweifelt, was sich in seiner bittern Erwiderung gegen Lerma ausspricht, den er als eine gemeine Höflingsseele betrachtet, die nur ihrem Vortheile folge. Dessen zweite Anrede überhört er ganz, übermannt vom Gefühle seines Verlustes und seiner Verlassenheit. Als Lerma ihn aber darauf mit theilnehmender Rührung an seine Rettung erinnert, scheint diese ihm nicht der Mühe werth. Erst auf dessen weitere Mahnung, ob er denn für niemand sonst zu fürchten brauche (weiß ja Lerma von dem Verdachte seiner Liebe zur Königin), gedenkt er dieser*), gegen die der König aus ihrem nach Alkala an ihn geschriebenen Briefe Verdacht schöpfen könne. Seine Verzweiflung darüber läßt ihn dem Freunde den bittern Vorwurf machen, daß er auch ihrer nicht geschont habe, da er voraussetzt, der Marquis habe das Portefeuille mit seinem ganzen Inhalt dem Könige überbracht. Der Gedanke, sie vor dem Marquis zu warnen und auf den Vor-

*) Die Bezeichnung als Mutter scheint hier weniger an der Stelle. Das passendere „die Königin" in der prosaischen Fassung wurde nur des Verses wegen in „Meine Mutter" verändert. Auch im folgenden nennt Karlos die Königin mehrfach Mutter, wo es weniger angemessen scheint. Vgl. S. 276.

wurf des Königs vorzubereiten, ergreift ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Aber wie soll er Zutritt zu ihr erhalten? durch wen sie um eine Unterredung bitten?*) Er wendet sich an Lerma mit der ängstlichen Frage, ob er denn keinen Freund besitze.**) Aber rasch erinnert er sich, daß er noch einen Freund habe, und den aufzusuchen eilt er sogleich fort, indem er alle Bedenken gegen dieses allerunglücklichste Mittel mit der Erwägung zurückweist, schlimmer könne es doch nicht werden. Die Spannung des Zuschauers wird dadurch gesteigert, daß Karlos, der doch die Eboli im Sinne hat, sich der männlichen Bezeichnung „ein Freund" bedient.

Vierzehnter (dreiundzwanzigster) Auftritt. Die Königin fertigt Alba und Domingo geschickt ab, welche Verdacht gegen den Marquis bei ihr zu erregen suchen. Dieser Auftritt stand vor 1801 zwischen dem jetzigen zwanzigsten und einundzwanzigsten, wogegen sich hier zwei Auftritte zwischen Domingo, Alba und der Eboli fanden, die freilich sehr entbehrlich waren. Auch des vorliegenden bedürfen wir nicht. Die Königin zeigt sich hier neben ihrer hohen Ruhe doch etwas spitz gegen die gemeinen Seelen.

Auf der Königin verwunderte Frage, was Alba und Domingo gerade bei ihr wollen, theilen diese ihr mit, daß sie ein

*) Das muß das freilich nicht recht bezeichnende „Wen schick' ich denn?', („gleich" fügt die prosaische Fassung hinzu) bedeuten sollen. Ursprünglich folgte darauf noch: „Hab' ich denn niemand mehr?" Die Interpunktion ist hier, wie auch sonst häufig, sehr nachlässig. Nach „vorbereiten" muß Punkt stehn, nach „lieber Lerma" Komma.

**) Den glücklichen Zug der prosaischen Bearbeitung, daß der Prinz den Lerma in seiner Zerstreuung zuerst an den Marquis schicken will, hat Schiller im Jahre 1801 gestrichen.

Komplott gegen sie ihr entdecken und sie dagegen sichern wollen. Ueberrascht von einer solchen, ganz unvermutheten Ergebenheit, verlangt sie denn doch zu wissen, wer sie bedrohe. Als man ihr den Marquis nennt, freut sie sich, daß der König diesem, den sie als einen guten Menschen und einen großen Mann rühmen gehört habe, seine Gunst zugewandt; ihre seltsamen neuen Freunde aber wollen ihr beibringen, daß dieser am Diebstahl ihrer Chatulle betheiligt sei, wie er auch wichtige Papiere, die dem Prinzen abhanden gekommen, dem Könige übergeben habe. Wie Alba und Domingo letzteres wissen können, ist schwer zu sagen, da Lerma, der es wissen kann, ihnen gewiß dies nicht verrathen haben wird. Mit sicherer Ruhe erwidert die Königin, sie habe ebenso wenig im Marquis einen Feind vermuthet, wie in den beiden Angebern Freunde, denen sie vielmehr den schlimmen Dienst beim Könige zuzuschreiben, ja bereits zu vergeben in Gefahr gestanden. Da sie aber ohnehin den König habe ersuchen wollen, sie ihrem Kläger gegenüberzustellen, so freue es sie, sich dabei auf Albas Zeugniß berufen zu können. Dieser wird darüber bestürzt, Domingo aber will ihm mit der Bemerkung zu Hülfe kommen, sie würden in diesem Falle nicht mehr im Stande sein, ihr im Verborgenen zu dienen. Die Königin weist mit würdevollem Stolze die geheimen Dienste Domingos zurück; hier gelte es nur die Frage nach ihrer Schuld oder Unschuld. Der Mönch will die Beantwortung der Frage durch einen Ausruf geschickt umgehn, wogegen Alba auf die Möglichkeit einer augenblicklichen ungerechten Entscheidung hinweist; die Königin, die sich auf das Gefühl ihrer Unschuld beruft, läßt sie verächtlich stehn.

Fünf- bis siebenzehnter (sechs- bis achtzehnter)

Auftritt. Der Marquis überrascht den vor der Eboli flehend liegenden Prinzen und verhaftet ihn; im Wahne, sie habe das Geständniß seiner Liebe zur Königin erfahren, will er die Prinzessin erstechen, als ihm noch ein unblutiges Mittel zur Rettung des Prinzen einfällt. Vgl. S. 128. 148.

Zur Eboli, die eben von dem Vorfalle zwischen König und Königin vernommen, tritt der Prinz, dessen Erscheinung sie nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen ist, überraschen muß.*) Im ersten Augenblicke glaubt sie, er wolle sein Vergehen gegen sie gut machen; sie zeigt sich erstaunt und will, als er ihre Hand heftig ergreift, sich von ihm losmachen. Bald fühlt sie sich durch sein Geständniß getäuscht, daß er nicht gekommen sei, die Zurückweisung ihrer Liebe zu bereuen. Verletzt durch diese wiederholte Beleidigung, weist sie ihn von sich; er aber bittet sie um ihre Freundschaft, da sie, die ihm einst so gut gewesen, nicht unversöhnlich sein könne. Die Prinzessin vermag die Berufung auf ihr Herz nicht zu ertragen, da sie sich eines so schweren Vergehens gegen ihn schuldig fühlt, sie muß ihr Gesicht von ihm abwenden. Als er nun mit der ganzen feurigen Herzlichkeit seiner so edlen wie arglosen Natur sie an ihre einstige Liebe erinnert und sie beschwört, diesem Bilde das zu weihen, was sie ihm selbst nie mehr weihen könne, so wird ihre Seele von dem Gefühle der Seligkeit ihres schrecklich gestörten Traumes so tief erschüttert, daß sie ihn bitten muß, nicht so grausam mit ihr zu spielen. Er aber, der noch immer den Ton

*) 1801 beginnt die Eboli den fünfzehnten Auftritt mit den aus dem frühern vierzehnten genommenen Versen (dort gehörte „So ist" zum vorigen Verse):

So ist sie wahr, die außerordentliche Zeitung,
Die schon den ganzen Hof erfüllt!

beleidigter Ehre zu hören glaubt, bittet sie, die ärgste Beleidigung, die ein Weib erleiden könne, zu vergessen, obgleich es etwas Unerhörtes sei, was er von ihr fordere, dem Beleidiger eine Wohlthat zu erzeigen. Statt des letztern spricht er sofort die Wohlthat aus, die er von ihr verlangt: sie solle ihn (und dabei fällt er vor ihr nieder) nur ein Wort mit der Königin sprechen lassen.*)

Der hereinstürzende Marquis tritt zwischen sie; er ruft der Eboli zu, sie solle nicht auf den Prinzen hören, von dem er sie dann mit Gewalt reißt. Aus Karlos' Beschwörung, bei allem, was ihr heilig sei, ihn zu ihr zu führen, kann er nur schließen, daß er zur Königin geführt zu werden verlange**); und so fürchtet er, daß er der Eboli, wie wenig dies auch an sich wahrscheinlich, seine Liebe gestanden habe. Sodann verhaftet er den Prinzen im Namen des Königs, wobei er selbst vor Aufregung heftig zittert. Karlos steht erschüttert da, die Prinzessin stößt einen Schrei des Entsetzens aus (daß sie fliehen will, ist hier ein Zusatz der jambischen Ausführung, der in der prosaischen mit Recht erst später steht), die den Marquis begleitenden beiden Offiziere erstaunen; es ist eine der ergreifendsten Gruppen. Von Karlos, als Gefangenem, läßt er sich den Degen geben; die Fürstin Eboli, die (zur Königin) entfliehen will, heißt er bleiben. Nachdem er dem Grafen von Cordua (vgl. S. 148) die strengste Wachsamkeit auf den Gefangenen anbefohlen und ihm noch einige Befehle insgeheim gegeben hat, trägt er dem andern auf,

*) Auch hier hat die jambische Fassung „meine Mutter" an die Stelle der Bezeichnung als Königin treten lassen; ursprünglich stand ganz einfach: „Laß mich die Königin sprechen!" Das Niederfallen tritt in der prosaischen Fassung schon vor der mit „Sei größer" beginnenden Rede ein.

**) In der prosaischen Fassung nennt er zweimal ausdrückiich die Königin.

dem Könige zu melden, daß er sofort ihm Bericht erstatten werde.*) Dem Prinzen verspricht er gleichfalls Rechenschaft in einer Stunde zu geben.**) Der Anblick des mit erloschenen Augen auf ihn schauenden Prinzen erregt des Marquis tiefsten Schmerz, doch bemerkt er, daß die Eboli entweichen will, die er dann am Arme gewaltsam zurückführt. Sein Blick erschreckt sie so, daß sie entsetzt ihn bittet, sie gehn zu lassen.***) Er aber, der sie jetzt verächtlich, da er sie als Verbrecherin kennt, in der zweiten Person anredet, will wissen, was der Prinz ihr gesagt, und als sie wiederholt ängstlich erwidert, er habe ihr nichts gesagt, sieht er in diesem Leugnen, daß er ihr überhaupt etwas gesagt habe, einen Beweis, sie wolle ihm etwas verheimlichen. Mit steigendem Ernste fragt er, wie viel sie vom Geheimnisse des Prinzen wisse. Sonderbar ist es, wie er ihr unmittelbar darauf droht, sie entkomme ihm nicht mehr, werde es niemand mehr erzählen; denn dadurch konnte er sie doch nicht zur Mittheilung bewegen, und wenn er die Absicht hatte, sie zu ermorden, brauchte er sie gar nicht zu fragen. Erst als sie in fürchterlichster Angst ihn fragt, er wolle sie doch nicht ermorden, zieht er wirklich den Dolch, um sie zu tödten, wobei er sie auf-

*) Daß so die Worte an diesen zu fassen: „Ich werfe sogleich mich u. s. w.", ergibt die deutlichere prosaische Fassung: „Und Sie hinterbringen dem Könige, ich würde mich sogleich zu seinen Füßen werfen und diesen Schritt bei ihm verantworten."

**) Die prosaische Fassung lautet einfacher und wohl sachgemäßer: „In einer Stunde, gnädigster Herr, werde ich bei Ihnen sein!"

***) Sie bedient sich des starken „um aller Himmel willen", wobei die Vorstellung von drei oder sieben Himmeln vorschwebt.

fordert, kurz zu gestehn, was sie vernommen.*) Vergebens ruft sie die ewige Barmherzigkeit an**); sie habe gar nichts begangen, was den Marquis so gegen sie aufbringen könne. Indem er den Dolch auf ihre Brust setzt, rechtfertigt er die That vor sich. Noch könne er durch einen Stoß das verderbliche Wort verstummen machen; Spaniens Schicksal, die Rettung des eine neue Zeit heraufführenden Prinzen, und das Leben eines Weibes ständen gegeneinander. Aber der Muth, mit welchem sie, neben ihm hingesunken***), ihm ins Auge schaut, und das reuige Bekenntniß ihrer wirklichen Schuld hemmen seinen Entschluß, der ihm jetzt so feig (eines Mannes unwürdig) scheint als grausam (insofern er sie bestrafen will). Ein anderes Mittel fällt ihm glücklich ein, und so läßt er den Dolch fallen und enteilt. Im Jahre 1796 schob Schiller hier zur Aufführung folgenden Monolog ein, der freilich wirkungsvoll ist und das deutlicher ausspricht, was der Marquis sich eben gedacht hat, aber die gespannte Erwartung zu sehr löst, auch nicht zu dem leidenschaftlich den Marquis treibenden Hasse stimmt.

So sei's! So rett' ich ihn! — Auf (mich selbst)
Will ich den Donner seiner Rache (leiten.)
Verwirren will ich dieses Königs Sinne;

---

*) Fast sollte man glauben, dem Dichter schwebe hier die Szene vor, wo Othello seine Gattin erwürgt, die er auffordert, was sie noch auf dem Herzen habe, dem Himmel abzubeten, aber es kurz zu machen.

**) Aehnlich ruft Karlos, als er Posa todt hinstürzen sieht (V, 3): „O himmlische Barmherzigkeit!" Sonst braucht Schiller in den Jugenddramen „Barmherziger Himmel!" oder bloß „Himmel!"

***) Wozu dies, sieht man nicht recht; etwa vor Erschöpfung? Es ist ein Zusatz der jambischen Bearbeitung.

Mich selber klag' ich als den Schuldgen an,
Und Frist verschaff' ich ihm, daß er entrinne. 5
Doch wie vollbring' ich's? Wie? hält es so schwer
Den Argwohn der Tyrannen aufzuwecken?
Das Gute nur hat Mühe, zu dem Thron
Hindurch zu brechen, doch auf tausend Straßen wandelt
Das Böse ihren offnen Ohren zu. 10
Vor ihrem Einbruch schützt nicht Schloß nicht Riegel,
Sie lösen selbst der Briefe heilig Siegel.
Dank sei es der Tyrannen Kunst und List,
Vor der nichts heilig und verschlossen ist;
Ihr eigen Werkzeug sollen sie mir jetzt leihen, 15
Den Freund aus ihren Händen zu befreien.*)

Achtzehnter bis zwanzigster (neunzehnter bis einundzwanzigster) Auftritt. Die Eboli ruft der Königin Hülfe für den gefangenen Karlos an, der, von ihr verrathen, sterben müsse; sie gesteht, daß sie ihre Chatulle erbrochen, ja auch ihre Hingabe an den König. Die Königin verläßt die Ehebrecherin, sendet dann ihre Oberhofmeisterin, um das Ehrenkreuz ihr abzufordern und die Entlassung ihr anzukündigen.

Die Königin ist durch das Geräusch, das sie in ihrer Nähe gehört hat, in Unruhe gesetzt, weshalb sie die Gräfin Fuentes

---

*) Wir geben sie nach dem vielfache Aenderungen zeigenden Facsimile der schillerschen Handschrift, das sich in unserm Leben Schillers (1881) finden. Die letzten Worte der beiden ersten Verse sind bei der Verbesserung in der Feder stecken geblieben. V. 9 ist ein Sechsfüßler. Ob der Dichter selbst die in andern Abschriften sich findende Aenderung „Zu bringen durch" gemacht und in V. 15 das überzählige „jetzt" getilgt, wissen wir nicht. Auch könnte 14 „nichts" statt „und" eine spätere Verbesserung sein, vielleicht auch anderes, jedenfalls aber schrieb Schiller nicht 13 „Furcht" statt „Kunst". Wie in seinen spätern Stücken, ließ er den Reim hier V. 3 und 5 und 11—16 eintreten.

fortschickt, um zu sehn, was es bedeute.*) Da stürzt die Eboli in leidenschaftlicher Angst herein und fleht der Königin Hülfe um den Prinzen an, den der Marquis gefangen genommen habe. Als diese sich darüber beruhigt, weil der Marquis dies gethan, spricht jene ihre Ueberzeugung aus, daß er sterben müsse, woran sie die Schuld trage. In lebhafter, echt dramatischer Darstellung schließt sich das Bekenntniß an, daß sie, weil sie keine Gegenliebe bei Karlos gefunden, und aus Haß der Königin (daß sie Karlos' Liebe zur Königin geahnt, sagt sie nicht ausdrücklich) ihre Chatulle erbrochen, die Briefe des Prinzen dem Könige übergeben und sie des Ehebruchs angeklagt habe. Die milde Güte der Königin, welcher diese Auflösung des Räthsels, die den König weniger schuldig zeigt, willkommen ist, vergibt der von wüthender Eifersucht Getriebenen, ja sie reicht ihr selbst den Arm zum Aufstehen. Aber diese muß das noch schlimmere Geständniß hinzufügen, daß sie sich der Lust des Königs hingegeben habe. Ein solches Verbrechen macht freilich jede weitere Verbindung mit der Königin unmöglich. Während die Unglückliche in tiefster, durch die englische Güte der Königin gesteigerter Scham ihr Gesicht an den Boden drückt, entfernt sich die Königin schweigend. Die von ihr abgesandte Oberhofmeisterin nähert sich der Eboli; diese erhebt ihr Haupt auf das Geräusch, und fährt wie rasend auf, als sie sieht, die Königin, die ihr allein vergeben könnte, habe sie mit Verachtung verlassen. Daß sie

*) Statt der abweichenden Ueberschrift des achtzehnten Auftritts: „Die Königin zur Gräfin Fuentes" hat die prosaische Fassung, welche ihn richtiger mit dem folgenden Auftritt verbindet: „Die Königin kommt ängstlich mit der Gräfin Fuentes", und es wird bemerkt, daß der Auftritt äußerst rasch gespielt werden müsse.

entlassen sei, kann sie nicht bezweifeln. Ihre Schlüssel und ihr Ordenskreuz, das die Königin ihr als ihrer Hofdame verliehen haben muß, gibt sie der Olivarez. Auf die Frage, ob sie denn von der Königin nicht Abschied nehmen dürfe, vernimmt sie, daß sie sich ins Marienkloster zu begeben habe, wo sie das weitere erfahren werde.*) Der Schmerz, ihre gute Königin nicht wiedersehn zu sollen, läßt sie heiße Thränen vergießen. Auch die Olivarez kann sie nur mit abgewandtem Gesicht umarmen. Die Umarmung bliebe wohl besser weg; die Worte: „Leben Sie glücklich!" dürften zum Abschied der Verbrecherin genügen, die alles Recht verwirkt hat. Hinter der Olivarez schließt sich sogleich die Thüre, welche zu den Gemächern der Königin führt. Die Eboli fällt vor ihr nieder und bleibt einige Zeit in stummem Schmerze davor knieen, bis sie mit verhülltem Gesichte sich entfernt. Die Szene ist für die Wirkung auf der Bühne sehr glücklich berechnet. In der prosaischen Fassung schließt sich die Thüre nicht und die Eboli entfernt sich sogleich. Alle prosaischen Bearbeitungen lassen die Königin darauf noch einmal mit der Olivarez heraustreten und diese beauftragen, sich nach der Gräfin Fuentes umzusehn, die ihr Nachricht bringen solle; dies ging auch in die jambische Bearbeitung über, und es schloß sich daran die Meldung Albas und Domingos mit dem Auftritte, der jetzt der vierzehnte ist. Erst 1801 trat die jetzige Ordnung ein.

---

*) In der prosaischen Fassung hieß es dafür: „Schon erwartet Sie der Wagen, der Sie noch heute nach Bayonne abführen soll. Sie schlafen keine Nacht in Madrid mehr." Freilich war es auffallend, daß die Schuldige nach Frankreich gebracht werden sollte, wohin die Königin mit Recht ihrer treuen Mondekar zu gehn angerathen hatte.

Ein (vier) undzwanzigster Auftritt. Der Marquis, der halbgebrochen zur Königin kommt, verkündet ihr, daß Karlos gerettet, er selbst in Folge seines gewagten Spiels verloren sei. Dann theilt er ihr mit, daß dieser noch heute Nacht fliehen müsse, legt seinen letzten Willen in ihre Hände, und beschwört sie, dem Prinzen in Zukunft zu sein, was er nicht mehr sein könne, ihn durch ihre Liebe zu halten, zu heben. Das Herz der Königin wird durch den Tod, den sich der Freund selbst zugezogen, so bewegt, daß sie in bitterstem Schmerze ihn beschuldigt, aus Großmannsucht sich geopfert zu haben. Als er ihr gestehn muß, daß jede Hoffnung auf Rettung für ihn verloren sei, erschüttert sie der Schmerz, daß ihr Ideal eines Mannes, das sie in ihm geschaut, geschwunden sei; das hierin sich aussprechende Gefühl, wie unendlich hoch sie ihn geschätzt, macht ihm das Scheiden aus dem Leben um so bitterer. Vgl. S. 149 f.

Die Königin, die sich über die Ankunft des Marquis freut, sieht zu ihrem Schrecken, welche Veränderung bei dem mit verfallenen Zügen wie ein Sterbender ihr nahenden Freunde eingetreten ist. Er bestätigt, daß er den Prinzen gefangen genommen, und als sie ihre Furcht über sein gewagtes Spiel äußert, gesteht er, daß er dieses Spiel verloren habe, doch der Freund sei gerettet; dabei aber klagt er sich selbst der Vermessenheit an und erklärt seine Strafe für gerecht. Doch bei sich will er nicht verweilen, da er in der kurzen ihm zugemessenen Zeit noch so vieles für den Prinzen ihr anzuvertrauen habe.*) Und so theilt er ihr mit, welche Anstalten zur Flucht

*) „Kostbar wie das Leben eines Menschen", wie ein ganzes Leben — ein ein sehr starker Ausdruck. — „Ob aus des Richters karger Hand nicht schon die

des Prinzen für die Nacht getroffen seien, und was sie diesem bei der nächtlichen Zusammenkunft mit ihm in seinem Namen sagen solle. Jede Andeutung, wie diese Zusammenkunft, ja, wie die ganze Flucht möglich sei, vermißt man. Die Mittheilungen des Marquis werden durch die besorgten Fragen der Königin über ihn selbst unterbrochen, der sich als einen schon dem Tod Verfallenen darstellt; er läßt sich aber dadurch nicht abhalten, in dem fortzufahren, was sie dem Prinzen sagen solle. Er habe gehofft in Karlos' Seele ein Paradies für Millionen zu schaffen, wahres Menschenglück durch ihn zu gründen; da er selbst nicht mehr vermöge, ihn darin zu bestärken, so möge an die Stelle des scheidenden Freundes die Geliebte treten. Diese möge ihn erinnern an seinen in der schwärmerischen Jugend auf die getheilt genommene Hostie*) geleisteten Schwur, alles an die Verwirklichung eines auf Freiheit und Menschenglück gegründeten Staates zu setzen (vgl. S. 167), er möge dies Versprechen halten, unbekümmert um den Erfolg, der vielleicht erst einem spätern, gleich ihm begeisterten Fürstensohne gelingen werde, nicht, wenn er ein Mann geworden, auf diesen Jugendtraum als auf eine Thorheit schauen**), sich nicht durch die Ver-

letzten Tropfen für mich fallen", ob nicht schon beschlossen ist, daß ich in den nächsten Augenblicken sterben soll, ob nicht meine Zeit um ist. Das Bild ist von der Wasseruhr hergenommen. Vgl. zum Tell S. 253*. Unter dem Richter ist der König gedacht.

*) Dieses Theilen derselben Hostie beim Abendmahle kommt sonst nur bei Verträgen zwischen regierenden Herren vor. Hier ist es ganz besonders auffallend, da es die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich gezogen haben würde, auch Mißtrauen vorausgesetzt. In der ersten Ausgabe war hier noch des Hochaltars gedacht, an welchem sie dies gethan.

**) Der sich als klug rühmende Verstand zerstört die begeisterten Entschlüsse, wie das Insekt in das Herz der Blumen dringt und es zerstört.

höhnung seines idealen Strebens, die er ihm vorausgesagt habe, zum Abfall bestimmen lassen.*) Sterbend lege er Menschenglück auf seine Seele; seinetwegen habe er sein eigenes Leben geopfert, da es bei ihm gestanden, selbst ein Leben der Freiheit in Philipps Reichen zu gründen, der ihm sein Herz geschenkt und unumschränkte Macht gegeben. Dies stimmt freilich gar nicht zum folgenden, wo er ausdrücklich sagt, vom Könige sei nichts zu hoffen, was die prosaische Fassung noch bestimmter durch den Zusatz bezeichnet: „Es ist zu spät die Seele eines Greisen zu verjüngen." Daß ihm das große Siegel übergeben, Alba gefallen sei, sagte auch schon Lerma IV, 13, aber wirklich geschieht dies nicht in der letzten Unterredung mit dem König IV, 12, und ebenso wenig nennt ihn der König dort seinen Sohn, wie der Marquis hier behauptet. Der Königin brechen bei der lebhaften Vorstellung einer solchen schönen Zeit Freudenthränen aus den Augen, die sie zu verbergen sucht. Aber leider ist dieser schöne Traum, an den er eigentlich nie gedacht, verschwunden. Erst als der Marquis ihr ausdrücklich sagt, was er früher nur angedeutet hatte, daß, da entweder der Prinz oder er verloren gewesen, er sich zum Opfer hingegeben, versteht sie, was er gethan. In der Aeußerung, er habe zwei kurze Abendstunden hingegeben, um einen hellen Sommertag zu retten, bezeichnet er mit dem erstern sein unter Philipp noch mögliches Wirken, das er sich doch eben als einen neuen Morgen gedacht hatte, und mit dem hellen Sommertag Karlos' langes

*) Die Königin fragt darauf, wie sie es fassen solle, daß sie ihm dies sagen müsse, und wozu es führen solle, daß er ihr dies mittheile. In der prosaischen Fassung folgt gleich auf das Wort der Königin: „Das ist die Sprache eines Sterbenden!" die Stelle: „Sagen Sie ihm, daß ich Menschenglück u. s. w."

gesegnetes Wirken. Daß er aber von seinem Wirken unter dem Könige nichts Gedeihliches habe hoffen können, gibt er darauf selbst zu. Den König gebe er auf*), bemerkt er, da er unter ihm seine Freiheitsideale nicht ins Leben führen könne (er sei ein harter Boden, in welchem seine Rosen nicht blühen könnten), dagegen hoffe er auf den Prinzen, auf den er Spanien weise. Die sich regende Furcht, daß er doch falsch gewählt haben, dieser von dem Wege der Freiheit und des Volksglückes sich entfernen könnte, verscheucht er mit dem Vertrauen, daß er ihn besser kenne. Zur Bürgin dafür nimmt er die Königin. Dadurch gewinnt der Dichter den Uebergang auf das Verhältniß des Prinzen zur Königin. Wir hören hier (was freilich nicht zur frühern Darstellung von I, 2 stimmt, wo die Liebe des Prinzen zur Königin den Marquis überrascht), wie er bereits im Herzen des Prinzen die Liebe zur Königin genährt, in welcher er ihn das höchste Ideal menschlicher Vollkommenheit habe verehren und lieben lassen, um an ihr die Begeisterung zur Heldentugend zu entzünden. Die Königin kann sich hierbei nicht enthalten, was freilich ihrer gerührten Spannung kaum gemäß sein dürfte, die Gefährlichkeit eines solchen Versuchs hervorzuheben, da nur zu leicht eine solche idealische Liebe sinnliche Neigung hervorrufe; bei ihr aber, meint der Marquis, sei dies unmöglich. Auch verliere Philipp nichts dabei, wenn Karlos in ihr die höchste menschliche Schönheit, das Urbild wahrer Menschlichkeit liebe; ihr Besitz, sofern er desselben fähig sei, werde ihm dadurch ja nicht geschmälert. Dies führt er bildlich aus. Philipp könne es nicht kümmern, wenn seine Verklärung

*) In der prosaischen Fassung stand: „Mit dem König geb' ich meine Hoffnungen auf.“

Christi im Escurial*) einen Maler mit höchster Begeisterung erfülle, bleibe er ja immer der Besitzer des Gemäldes. Der Käufer eines kostbaren Saitenspiels habe das Recht, mit ihm zu verfahren, wie er wolle, aber er besitze als solcher nicht die Gewalt, es voll ertönen zu lassen, noch das Gefühl für die unendliche Schönheit der ihm entlockten Töne. Die Wahrheit erkenne nur der Weise, die Schönheit fasse nur ein fühlendes Herz. Die Königin und der Prinz seien geschaffen, sich zu lieben; diesen Glauben lasse er sich nicht dadurch rauben, daß die Königin Philipps Gattin sei; das wäre ein „feiges (sich falscher Beschränkung fügendes) Vorurtheil". Und so glaubt er sich vollständig berechtigt, dieser das feierliche Versprechen abzuverlangen, daß sie den Prinzen ewig liebe, welches diese auch mit dem Gelöbniß, daß über ihre Liebe nur ihr Herz entscheiden solle, in seine Hand ablegt. Vgl. S. 180.

Der Marquis will sich nun, ohne weitern Aufschluß über sein eigenes Schicksal entfernen. Die Erwiderung auf ihre Frage nach der Zeit ihres Wiedersehens deutet ihr an, daß es ein Abschied fürs Leben sei. Ihr tiefster Schmerz über seine Selbstaufopferung drückt sich in der nach der prosaischen Fassung „mit schwerem Herzen und zitternder Stimme" gesprochenen Worten aus: „Warum haben Sie mir das gethan?" nach der Frage Marias an ihren zwölfjährigen Sohn, den sie im Tempel wieder gefunden (Luk. 2, 48). Vergebens erklärt er die Wahl zwischen dem Prinzen und ihm selbst für nothwendig, ihr schneidender Schmerz reißt sie zu dem entschiedenen Verdacht

) Unter den Gemälden des Escurial, die auch erst viel später in denselben kamen (vgl. S. 179), findet sich keine Verklärung Christi, dagegen eine Himmelfahrt Mariens von Annibale Caracci.

hin, sein feuriger Stolz habe ihn getrieben, durch eine solche Aufopferung sich berühmt zu machen. Sie selbst fühlt bald, daß sie ihm mit diesem ihn schmerzlich treffenden Wort Unrecht thue, und so bemächtigt sich ihrer der Wunsch, ihn, wo möglich, zu retten, wozu sie alles zu wagen bereit sei. Da er aber gestehn muß, daß er jede Rettung sich abgeschnitten sehe, will sie auch von ihm nichts mehr wissen, der ihre Hoffnung, in ihm einen besonnenen, nicht bloß an sich denkenden Mann zu finden, so grausam getäuscht habe. Doch muß er noch einmal seine hohe Verehrung der Königin ergreifend aussprechen. Der Ausruf, das Leben sei doch schön, drückt die Tiefe des Schmerzes aus, von der so mächtig auf ihn wirkenden, unendlich verehrten, ihm, wie er fühlt, liebevoll zugewandten Königin scheiden zu müssen.

Zwei- bis vier (fünf- bis sieben) undzwanzigster Auftritt. Der Brief, den der Marquis dem Oberpostmeister übergeben hat, wird, wie dieser vorausgesehen, dem König verrathen, der nun den noch eben allmächtigen Günstling für einen Verräther hält und sich wieder Alba in die Arme wirft. Die Aufregung des Prinzen von Parma und der Versuch der Eboli, zum Könige zu gelangen, um die von ihr gefürchtete Verurtheilung des Prinzen durch ihr Geständniß zu hindern, schlingen sich zur bewegten Belebung der sehr wirksam dargestellten Handlung zwischendurch.

Während der König auf die durch den einen Offizier ihm angekündigte Rückkunft des Marquis in düsterer Spannung wartet, erscheint der Oberpostmeister, der wegen einer dringenden, für den König höchst wichtigen Angelegenheit diesen zu sprechen wünscht. Ehe Lerma mit der Bewilligung der Audienz zurück-

kehrt, vernimmt Alba, auf Veranlassung der Erwähnung des Chevalier von Posa, daß der Oberpostmeister (vgl. oben S. 27 f.) einen von diesem mit ängstlicher Verlegenheit ihm empfohlenen Brief an den Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem neuerlichem Befehle (vgl. den Schluß des zweiten Aufzugs) dem König übergeben will. Lerma ruft den Oberpostmeister zum König.*) Die gespannte Verwunderung über das lange Säumen des Marquis sprechen Alba und Domingo aus. Da hört man im Kabinet ein Geräusch, und sofort erscheint der Oberpostmeister an der Thüre des Kabinets und ruft ängstlich nach Lerma. Alba und Domingo fürchten noch immer Schlimmes für sich, da Lerma, nicht der sonst allmächtige Herzog, hereinbeschieden worden. Domingo lauscht vergebens an der Kabinetsthüre. Alba wundert sich nach einiger Zeit, daß man drinnen keine Bewegung höre, nur das Athemholen. Domingo, der auf Albas Wort nicht geachtet hat, bemerkt, man könne wegen der doppelten Tapete, die sich im Kabinete befindet, nichts verstehn, wobei es freilich gar sonderbar ist, daß Alba, der ferner von der Thüre ist, sie athmen gehört hat. Da Alba auf dem Gange Tritte hört, fordert er den Lauscher auf, sich nicht in dieser Stellung treffen zu lassen.

Der junge Herzog von Parma, den Schiller mit den Herzogen von Feria und Medina Sidonia und andern Granden eben von der aragonischen Hauptstadt Saragossa ankommen läßt (was sie dort gethan, wird nicht gesagt, und sie können unmöglich in Saragossa gewesen sein, da sie ja noch an diesem Morgen (III, 6 f.) sich in Madrid befanden), möchte sofort den König

*) Hier ist eine Zwischenrede Lermas 1801 mit Albas Aeußerung verbunden worden.

sprechen, da die ohne Genehmigung der Kortes erfolgte Verhaftung des Prinzen, deren Kunde ganz Madrid aufrege, eine Verletzung der Staatsgesetze sei. Alba, der auf die Unterstützung aller Granden rechnen darf, will sofort unangemeldet ins Kabinet des Königs, als Lerma ihn hereinberuft, worin der herrschsüchtige Mönch den Sieg ihrer vereinten Macht erkennt, für den er Gott dankt. Lerma theilt des Königs Befehl mit, daß der Marquis, wenn er komme, warten müsse, bis er gerufen werde. Domingo aber möchte erfahren, was geschehen sei; Lerma sehe ja wie eine Leiche aus. Dieser jedoch will sich mit dem Ausrufe, das sei teuflisch, entfernen, als alle, der Prinz, die beiden Herzoge und Domingo, zu gleicher Zeit ihn mit der Frage bestürmen, was denn geschehen sei.*) Die Mittheilung, daß der König geweint habe, erfüllt alle mit Erstaunen, da sie ihn dessen für unfähig gehalten haben. Philipp fühlt sich eben über die Täuschung seines unbeschränkten liebevollen Zutrauens in innerster Seele verletzt, da der Marquis nicht bloß ein Aufrührer war, sondern selbst zur Königin seine Blicke erhoben hatte. Der Mönch möchte gern noch mehr wissen, besonders von Albas Berufung, aber Lerma ist schon wieder auf die Glocke des Königs ins Kabinet zurück.

Da kommt die Eboli hereingestürzt, die von Feria zum Könige geführt sein will, und als dieser erwidert, der König lasse niemand vor, leidenschaftlich erklärt, dem Könige, der wohl jetzt schon das Todesurtheil (des Prinzen) unterzeichne, beweisen

*) Auch hier ist die szenarische Bemerkung der Ausgaben, welche „zugleich" nur bei der Rede Domingos hinzufügen, ungenau; aus der prosaischen Fassung, die freilich allen vieren dieselbe Frage in den Mund legt, sehen wir, daß ganz sachgemäß alle zusammen sprechen sollen.

zu wollen, daß er belogen sei. Da Domingo ihr aus der Ferne ein Zeichen zum Zurückbleiben gibt, so eilt sie auf diesen, der sie zu ihrem Diebstahle und ihrer Klage verleitet hat, hastig zu, um ihn mit sich ins Kabinet zu ziehen, aber Feria hält sie ab, da der König sie jetzt nicht anhören könne. Leidenschaftlich ruft sie aus, er müsse von ihr die Wahrheit hören, und wäre er noch zehnmal so mächtig („ein Gott"). Domingo, der am meisten ihre Enthüllung fürchten muß, will sie wegen der Gefährlichkeit dieses Schrittes zurückhalten, aber diese, von bitterster Wuth gegen den Schurken ergriffen, hat nichts mehr zu fürchten, auch nicht des Königs Zorn, vor welchem Domingo bebt.

In demselben Augenblick tritt Alba triumphirend heraus; er umarmt seinen Bundesgenossen Domingo, der in allen Kirchen ein Te Deum anstimmen lassen solle*), da sie gesiegt. Der Mönch gibt seine Freude über die Anerkennung seiner Bundesgenossenschaft in dem fragenden „Unser?" bezeichnend zu erkennen. Ehe Alba sich jetzt entfernt, um die Befehle des Königs auszuführen, fordert er die Granden nebst Domingo auf, zum Könige zu gehn**), von dem sie das weitere erfahren sollen. So haben Alba und Domingo gesiegt, während die von ihnen verleitete Eboli zu Grunde gegangen ist. Vielleicht bestimmte auch dieser Gegensatz den Dichter dazu, hier in der jambischen Bearbeitung die Eboli nochmal einzuführen, was in der prosaischen Fassung fehlt.

*) Die Aufforderung ist etwas seltsam, da Domingo zu einem Te Deum in allen Kirchen nicht die Vollmacht hat; denn an einen Befehl des Königs ist nicht zu denken. In der prosaischen Fassung hieß es einfacher und wohl passender: „Triumph, Domingo, Triumph! der Sieg ist unser!"

*) Die prosaische Fassung läßt passender vorher Parma, Feria und Sidonia sich um Alba drängen, den sie fragen, was der König mache, was geschehen sei. Auch geht Domingo (Perez) mit ihm ab.

Fünfter Akt.

Der Marquis fällt durch einen Schuß an der Seite des Freundes, nachdem er sich bei diesem gerechtfertigt und ihm die Rettung Flanderns an's Herz gelegt hat. Karlos wird von rasender Wuth gegen den ihm seine Freiheit wiedergebenden König erfüllt. Der Plan der Flucht des Prinzen und die verabredete Zusammenkunft mit der Königin werden verrathen. Der König läßt den Großinquisitor kommen, den er zum Richter über Karlos bestellt. Diesen trifft er bei der Königin, als er sich eben entfernen will, und überliefert ihn seinem grausamen Richter.

Erster und zweiter Auftritt. Der Marquis stellt Karlos, den er in seinem Gefängnisse im Palaste besucht, einige seiner Briefe zurück und klärt ihn über den Zweck seiner Verhaftung auf. Alba kommt im Namen des Königs, dem Prinzen seine Freiheit wiederzugeben, welche dieser aber nur vom Könige selbst annehmen zu wollen erklärt.

Karlos freut sich, daß der Marquis, der ihn seinem höhern Zwecke geopfert habe, ihm doch noch von Herzen gut sei und sich ihm persönlich freundlich erzeige. Auf des Marquis Aeußerung, er habe des Freundes gute Meinung verdient, deren Beziehung Karlos nicht ahnen kann, bemerkt er, diese milde Schonung stehe großen Seelen an. Was der Freund für ihn thun könne, thue er gerne; zwar habe die Tugend, die Erfüllung seines edlen Berufes, ihn zu einem harten Entschlusse getrieben, aber grausam könne die Tugend nie sein, sie thue nur weh, wo sie müsse. Sein sanftes Herz habe gewiß viel gelitten, als er

ihn dem Untergange habe weihen müssen.*) Er habe geglaubt, sein Freund sei nicht mehr fähig, die schönen Träume ihrer Jugend zu verwirklichen, weil die Liebe seine lebendige Thatkraft aufgezehrt habe; deshalb habe er die sich ihm darbietende Gunst des Königs benutzt, Spanien dadurch zu retten, daß er ihn aufgab und durch Mittheilung seins Geheimnisses die Gunst des Königs eroberte; daraus könne er ihm keinen Vorwurf machen, nur sich selbst, da er nicht eingesehen habe, daß er, wie er sich milde ausdrückt, so groß als zärtlich, ein so großer Freund der Tugend (eigentlich ein größerer) wie der Freundschaft sei. Vgl. IV, 13, oben S. 272. Die unendliche Seelengüte und Großmuth des Freundes, die sein Handeln so zart zu entschuldigen sucht, setzt den Marquis in Staunen.**) Nur, meint Karlos weiter, hätte er vielleicht die Königin nicht in sein Unglück verwickeln sollen (er wähnt, durch den Verrath seiner Liebe habe er sich die volle Gunst des Königs erworben); doch vertheidigt er selbst ihn dagegen durch die Bemerkung, die strenge, nur auf ihr Ziel gerichtete Tugend habe sich durch seine Liebe zur Königin nicht bestimmen lassen dürfen. Der Marquis entschuldigt sich nicht; der Freund sei freilich ungerecht gegen ihn, erwidert er, aber nicht in dem, was er von der Schonung seiner Liebe der Königin sage, deren Verletzung freilich durchaus nicht zu rechtfertigen sein würde. Hätte er

---

*) „Das Opfer zum Altar schmücken", vom Entschlusse zu opfern. Die Opferthiere wurden bekränzt, zum Theil die Hörner vergoldet. Auch Iphigenie ward bekränzt zum Altar geführt.

**) Die Worte: „Mein Gebäude stürzt zusammen", beziehen sich auf den genau bedachten Plan der Rechtfertigung vor dem Freunde, wobei er dessen ungemein herzliche Neigung nicht beachtet hatte.

wirklich das geringste von dem gethan, was er ihm vorwerfe (eigentlich nur annehme, da ja Karlos ihm keinen einzigen Vorwurf gemacht), so könne er ihm alles vorwerfen, was er gegen ihn gesagt; dann würde er aber auch nicht gewagt haben, jetzt so vor ihn hinzutreten.*) Zur Widerlegung seiner Furcht wegen der Königin gibt er ihm einige Briefe zurück, bei deren Anblick Karlos in freudige Verwunderung geräth; daß der Marquis bloß von einigen Briefen gesprochen, hat er überhört, wie er auch die Bemerkung, in seinen Händen seien sie sicherer, unbeachtet läßt. Jetzt erst vernimmt er, daß er nur einen Theil der Briefe dem Könige übergeben hat, wobei auf geschickte Weise die durch Karlos erfolgende Erwähnung Lermas herbeigeführt wird. Auffällt, daß Karlos hier nicht gleich nach dem Briefe der Königin sucht. Das Räthsel, weshalb er ihn gefangen genommen, löst er ihm darauf. Diese Aufklärung ist freilich nicht zutreffend, wenn auch für Karlos genügend, dem der Marquis hier seinen ganzen Plan nicht enthüllen durfte.**)

Das Gespräch wird durch Albas Eintritt unterbrochen, welcher dem Prinzen im Namen des Königs seine Freiheit ankündigt, mit Bezeigung seiner Freude, daß ihn die Gnade des Königs gewürdigt habe, ihm dies mitzutheilen.***) Hier sprach in der prosaischen Fassung der Marquis seine Verwunderung aus, daß der König, ohne ihn zu hören, den Prinzen begnadige,

*) In der prosaischen Fassung steht hier bloß: „Wär' er geründet, dann würd' ich so nicht vor dir stehn.“ Die Worte: „Verdient' ich einen, dann verdient' ich alle“, scheinen etwas zu scharf zugespitzt.

**) In der prosaischen Fassung stand statt „eine Eboli . . . zu erwählen“ deutlicher „dich und die Königin der Zunge eines Weibes preiszugeben“.

***) Auffallend ist der Ausdruck „der die Gnade hat“. „Gnade“ bezeichnet hier die durch die Gnade erzeigte Ehre.

was wirklich insofern auffallend war, als eben der Marquis beim Könige bisher die durchaus nothwendige sofortige Meldung der Verhaftung unterlassen hatte. Die Verachtung des Marquis trat freilich dadurch deutlicher hervor, daß Alba, statt ihm zu antworten, ihm den Rücken kehrte, wogegen er jetzt das letztere gleich von Anfang thut. Auch Karlos will von einer Gnade nichts hören, er verlangt zu wissen, mit welchem Rechte man ihn gefangen genommen habe, worauf Alba erklärt, ein Betrüger habe den König verleitet, was er wiederholt auf die Bemerkung, daß es doch auf Befehl des Königs geschehen sei. In der prosaischen Fassung folgte unmittelbar auf die erste Bemerkung, ein Betrüger habe den König zu einem Versehen hingerissen, des Prinzen spitze Erwiderung, das thue ihm wirklich leid, mit der Forderung, der König müsse in eigener Person sein Versehen wieder gut machen. Die Verhaftung, fügte er hinzu, indem er Alba seinen höhern Rang bitter fühlen läßt, habe öffentliches Aufsehen erregt; seine Freilassung nehme er nicht als Gnade an, sondern verlange sie als Recht anerkannt, andernfalls sei er bereit, vor dem Gerichte der Kortes seine Sache zu vertheidigen*); aus Albas Hand nehme er den Degen nicht zurück. Daß letzterer ihm seinen Degen zurückbringt, hätte früher erwähnt sein sollen. Alba, der diese Beleidigung hinnehmen muß, zweifelt nicht, der König werde ihm selbst den Degen zurückgeben, wenn er in seiner Begleitung zu ihm gehe; dieser aber erklärt, das Gefängniß nur zu verlassen, wenn der König oder das durch seine Verhaftung beleidigte Madrid ihn abhole. Karlos, den die von Alba dem Marquis bewiesene

*) Die Kortes bilden eigentlich kein Gericht über den Königssohn, wie das englische Parlament.

Verachtung schmerzt, läßt diesen um so schärfer seine höhere Stellung fühlen, während seine Augen auf den Marquis gerichtet sind, dem dies Genugthuung geben soll.

Dritter Auftritt. Der Marquis verräth Karlos, wie er, um ihn zu retten, durch einen dem Oberpostmeister übergebenen Brief den Verdacht des Verrathes beim Könige auf sich gezogen, von dessen Zorn er jeden Augenblick den Tod zu erwarten habe. Karlos will sofort dem Könige den Betrug entdecken, der Marquis aber fordert ihn auf, sich für Flandern zu erhalten. Ein Schuß streckt ihn nieder; sterbend verweist er den Freund auf das, was er der Königin aufgetragen habe.

Auf Karlos' Verwunderung, wie Alba ihm, als Minister des Königs, so habe begegnen können, spricht der Marquis mit wehmüthiger Bewegung und frommem Danke gegen Gott die Gewißheit aus, daß sein Plan gelungen, Karlos gerettet sei. Das Bewußtsein, für den Freund alles, was ihm theuer ist, geopfert zu haben, erfüllt ihn mit frohem Stolze, mit dem begeisternden Gefühle, der Freundschaft höchste Pflicht erfüllt zu haben. Daran schließt er die ernste Erklärung, von ihm ewig Abschied nehmen zu müssen, mit der Bitte, durch den Ausdruck seines Schmerzes ihm die Trennung nicht zu erschweren. Karlos scheut vor dieser Erklärung in starrem Entsetzen zurück, in welchem er seine Hand aus der des Freundes zieht. Posa bittet ihn als Mann zu tragen; auf seinen Muth habe er gerechnet, und deshalb die letzte Stunde, die uns alle mit Bangigkeit erfülle, mit ihm zu theilen sich entschlossen, ja er habe sich darauf gefreut, als höchsten Genuß inniger Freundschaft. Aber durch die fürchterliche Aufregung der letzten Stunde fühlt er selbst sich so erschöpft, daß er sich setzen muß, wobei er an den

Freund, der noch stumm und regungslos dasteht, sich anlehnt und ihn zu sich niederzieht.*) Dann gibt er ihm über seine Handlungsweise vollständigen Bericht. Der König, der ihm sein Vertrauen geschenkt, habe ihm mitgetheilt, daß Briefe von ihm, die man in der Chatulle der Königin gefunden, gegen ihn zeugten. Da habe er sich entschlossen, selbst das Komplott zu regieren, das ihm den Untergang bereiten wollte. Aber von einem Regieren des Komplottes kann keine Rede sein, da der König dies schon durchschaut hatte. Auch daß er sich „der Rache des Königs versichert“ habe, ist ein nichts weniger als treffender, die Sachlage bezeichnender, den Prinzen über sein Verfahren mit dem Portefeuille aufklärender Ausdruck. Als seine Schuld bezeichnet er nur, daß er ihm im Vertrauen auf seine unvergängliche Freundschaft seine Gunst beim Könige verschwiegen, obgleich er selbst gesteht, daß er vorhergesehen, die Kunde davon werde zu ihm dringen. Eine solche Unbesonnenheit, die nicht im geringsten durch die Zärtlichkeit, ihm keine Sorge zu machen, und durch den Stolz, ohne ihn das Wagestück zu enden, erklärt wird, ist ganz unglaublich, was auch der Marquis zugeben muß, und hätte am wenigsten vom Dichter selbst hervorgehoben werden sollen.**) Der Marquis hält hier inne, worauf denn Karlos „aus seiner Versteinerung in lebhafte Bewegung übergeht“, wonach er also von der ganzen bisherigen Erzählung

---

*) Das Niedersetzen ist ein Zusatz der jambischen Bearbeitung. In der prosaischen Fassung folgt auf „darauf gefreut“ unmittelbar: „Ich will kurz sein“, mit der vorhergehenden szenarischen Bemerkung: „Karlos steht ganz erstaunt und schweigend“, wogegen die folgende vor „Sei ein Mann!“ fehlt.

**) Die vierzehn Verse „Du hörst mich nicht? . . . geschieht“ sind ein Zusatz der jambischen Bearbeitung.

nichts vernommen hat. Der Marquis erklärt sich selbst, wie alle Umstände den Karlos zwangen, an seiner Treue zu zweifeln, wobei er das, was dieser selbst im ersten Auftritt über seinen Abfall zu dessen Entschuldigung bemerkt hat (vgl. S. 291 f.), kurz andeutet.*) Dann erzählt er weiter, wie er Karlos zur Eboli, die ihn verrathen, habe eilen sehen, und leider erst ins Zimmer getreten, als diesen ihr sein Geheimniß anvertraut gehabt. Karlos' Erwiderung, die Eboli sei wirklich gerührt gewesen, wofür man eher erwarten sollte, er habe ihr nichts gestanden, überhört der Marquis, der daran nicht glauben kann. In seiner düstern Verzweiflung habe er die Eboli ermorden wollen, als ihm auf einmal der seiner würdigere Gedanke gekommen, mit Aufopferung seines Lebens, den Freund zu retten, indem er den König glauben mache, er selbst sei der Verräther; denn auch ein plumper Betrug werde bei diesem, der alles Böse gern glaube, Eingang finden, und während der König stutze und überlege, was zu thun sei, könne der Prinz Zeit zur Flucht gewinnen. An innerer Wahrscheinlichkeit fehlt es auch hier wieder, da ja auf jede andere Weise der Marquis mit Karlos hätte fliehen können, wenn überhaupt für letztern eine Flucht möglich war. Wir hören endlich, daß er einen seinen Verrath enthüllenden Brief an Wilhelm von Oranien der Post übergeben, da er durch des Prinzen eigene Mittheilung (II, 15) Kenntniß davon hatte, daß alle nach den Niederlanden gehende Briefe dem Könige ausgeliefert wurden. Wenn Karlos nach dieser Mittheilung in den Schreckensruf ausbricht: „Gott! so bin ich verloren!“ so muß

*) Auch die fünf Verse „Doch, zu edel . . . verehren darfst“ schob der Dichter in der jambischen Bearbeitung ein, die das unmittelbar Vorhergehende erweiterte.

dies so verstanden werden, daß der Verlust des Freundes ihn selbst zu Grunde richte. Freilich forderte die Erwiderung auf des Marquis Verwunderung: „Unglücklicher, und du bist mit verloren!“ eine deutlichere Fassung. Seltsam ist es, daß Karlos meint, der König müsse den Betrug gleich als solchen erkennen, und sich vorstellt, nicht der Glaube an die Wahrheit des Inhaltes, sondern der Zorn des Königs, daß er gewagt habe, ihn täuschen zu wollen, bringe ihm Verderben, was man doch kaum mit dem Marquis auf die Zerstreuung des Prinzen schieben kann, an die hier überhaupt nicht zu denken ist. Als der Marquis ihn fragt, wer denn dem Könige sagen werde, daß der Brief auf Betrug beruhe, will er selbst sofort zu diesem eilen, der vielleicht schon in diesem Augenblicke Mörder gegen ihn dinge; denn daß der König ihn gefangen nehmen und aburtheilen lasse, glaubt er, bei dessen Verfahren in solchen Fällen, ebenso wenig als der Marquis selbst. Dieser möchte, da er keine Rettung für möglich hält, seine letzten Augenblicke benutzen, um ihm manches zu sagen, was er für ihn noch auf dem Herzen hat. Als dieser dennoch forteilen will, faßt ihn der Marquis beim Arme, und hält ihn seltsam genug durch die Frage, ob er „auch so eilig, so gewissenhaft“ (in der prosaischen Fassung steht blos „auch so gewissenhaft“) gewesen, als er noch im Knabenalter für ihn gelitten; diese erregt seine rührende Bewunderung, und läßt ihn in den Ausruf: „O gute Vorsicht!“ ausbrechen. Der Marquis soll andeuten, daß er jetzt sich ebenso für Karlos aufopfere, wie dieser einst als Knabe für ihn sich geopfert habe; aber die Fassung ist nicht glücklich. Der Freund müsse sich für Flandern retten, bemerkt er weiter, Karlos' Beruf sei das Königreich, wogegen es seine eigene Be-

stimmung gewesen, für ihn zu sterben. Der Prinz wird durch diese Großmuth so gerührt, daß er sich in dem Gedanken ergeht, mit dem Freunde Arm in Arm vor den König zu treten und ihm zu sagen, was dieser für ihn gethan; solcher Großmuth werde jener nicht widerstehn können, sondern ihnen beiden verzeihen, wobei man an die von Schiller später in der „Bürgschaft“ behandelte Sage von Dionysius den Tyrannen denken könnte. Flandern und seinen Beruf, eine neue Zeit herbeizuführen, hat er darüber ganz vergessen. Da fällt ein Schuß, der den Marquis niederstreckt; nur wenige Augenblicke bleiben diesem, den Freund an seine Rettung zu mahnen und auf das, was er der Königin*) aufgetragen, hinzuweisen. Wie todt fällt Karlos bei dem Leichnam nieder. Dann tritt der König mit seinen Granden ein, und es bildet sich eine ergreifende Gruppe.

Vierter und fünfter Auftritt. Karlos stößt in wüthendem Schmerze den König von sich, in welchem er den grausamen Mörder des edelsten Lebens verabscheut; er erklärt ihm, daß Posa sein Herzensfreund gewesen, der sich für ihn geopfert, den König durch den plumpsten Betrug getäuscht habe, und indem er ihm und seinen Reichen entsagt, wirft er sich vor der Leiche nieder. Da alle gerührt verstummen und zu Boden schauen, fühlt der König sich gerichtet und von allen verlassen; verzweifelnd weist er sie auf seinen Sohn hin, dem sie in Zukunft dienen mögen; er zerreißt seinen Mantel und fällt ohnmächtig hin. Den Tumult des unterdessen ausgebrochenen Aufstandes, die davon gebrachte Kunde und die allgemeine Aufregung der Granden bemerkt er in der Verwirrung seines

*) Die jambische Bearbeitung hat auch hier „deine Mutter“. Vgl. S. 272. 276.

Geistes nicht. Der Dichter macht dadurch die ganze Situation noch ergreifender, wie er überhaupt hier nach stärkster Wirkung hascht.

Philipp will mit allen seinen Granden dem Sohne die Freiheit verkündigen und den Degen zurückgeben, ja er hilft ihm vom Boden sich erheben und möchte ihn in seine Arme ziehen. Dieser aber erkennt in ihm, als er ihn anblickt, nur den Mörder, an dem er überall die Spuren des blutigen Mordes zu bemerken wähnt, und stößt ihn von sich, da er seine Umarmung nicht ertragen kann. Auf das Entsetzen der Granden bemerkt er, sie brauchten nichts zu fürchten, er werde nicht Hand an den Gesalbten des Himmels (warum nicht „des Herrn?") legen, dem Gott das Brandmal des Mörders auf die Stirne gedrückt habe. Philipp, ergriffen von des Sohnes Anklage, will mit seinen Granden weggehn, aber Karlos hält ihn mit beiden Händen fest; dabei faßt er zufällig sein vom König mitgebrachtes Schwert, welches aus der Scheide geht, was der König entsetzt für ein Zucken mit dem Schwerte auf ihn hält. Hierbei schwebte wohl dem Dichter die Sage vor, Karlos habe seinen Vater tödten wollen. Auf Philipps Schreckensruf ziehen die Granden das Schwert, um ihm beizustehen, Karlos ruft ihnen zu, er rase nicht, ihre Angst hätte ihn nur dazu hinreißen können: er sei weit entfernt, seinen Vater tödten zu wollen, was er leicht gekonnt hätte*); er habe nur mit ihm als Mörder seines vor ihm hingestreckten Freundes zu verhandeln. Philipp glaubt des Schutzes seiner Granden nicht zu bedürfen; muthig gefaßt bemerkt er,

*) Die etwas auffallende szenarische Bemerkung: „Eine verdächtige Bewegung mit demselbigen [dem Schwerte] auf den König", ist 1801 weggefallen.

er wolle doch sehen, bis zu welcher Schandthat er sich verirre, worauf der Prinz ihm vorwirft, er habe der Menschheit Bande durch seinen Mord zerrissen. Gäbe es denn keinen Gott, da Könige so in seiner Schöpfung hausten? Nur einmal sei einer so unverdient gestorben (der Heiland der Welt). Leidenschaftlich fragt er, ob er auch wisse, daß er in diesem das edelste Leben gemordet, das mehr werth gewesen als er mit seinem ganzen Jahrhundert.*) Der rasende Schmerz des Prinzen rührt den König; als dieser aber sich damit vertheidigt, daß er ja seinetwegen den Marquis gemordet, muß er vernehmen, daß der Todte sein Freund gewesen, ja für ihn den Tod auf sich genommen habe. Der König gesteht, daß er etwas der Art geahnt, was aber unausgeführt bleibt. Mit bitterm Spott ergeht Karlos sich über den großen Menschenkenner, den ein Jüngling überlistet habe. Ja er sei von Jugend an sein Seelenbruder, sein Leben und Tod Liebe für ihn gewesen. Wenn er sagt, seine scherzende (die prosaische Bearbeitung hat strömende) Beredsamkeit habe mit seinem großen Riesengeist gespielt, so malt er sich die Sache willkürlich aus, ebenso darin, daß Philipp nur ein Werkzeug seiner höhern Plane gewesen. Seine Gefangennehmung erklärt er für ein durchdachtes Werk seiner Freundschaft, da sie doch durch die Noth ihm aufgezwungen war. Aber am längsten verweilt er dabei, daß Posa ihm zu Liebe sein Leben hingegeben, daß er den Brief an Oranien nur geschrieben, um für ihn den Tod zu leiden; den König habe

*) Ausgefallen sind hier 1801 vier Verse, welche im Gegensatze zu diesem unbestraften Verbrechen des Königs der harten Bestrafung des geringen Diebstahls eines Bettlers gedenken.

er verschmäht, um für ihn zu sterben.*) Diese erschütternde Kunde vernichtet den König, so daß er starr und ohne Bewegung dasteht. Dagegen ruft er in der prosaischen Fassung aus: „O so wurde noch kein König betrogen!“ Karlos kommt jetzt noch einmal darauf zurück, daß der König eine so plumpe Lüge habe glauben können, um daran den Spott zu knüpfen, der Marquis habe Philipp für so unbedeutend gehalten, ihn zu täuschen. Einer so schwachen Probe sei der König unterlegen, der ihm doch seine Freundschaft habe schenken wollen; aber freilich sei der Todte nichts für ihn gewesen, wie dieser sehr wohl gefühlt, er habe ihn nur ermorden können. Alba will hier den König von der schrecklichen Aufregung befreien, indem er ihn auffordert, nicht so in sich versunken dazustehn, sondern sich umzuschauen und mit ihnen zu sprechen: an Karlos wagt er sich nicht. Dieser aber wendet sich von neuem zum König. Auch sich selbst habe er durch die Ermordung dieses mächtigen Geistes beraubt, der längst Antheil an ihm genommen gehabt — eine Ausführung die um so weniger wirksam ist, als sie seiner unmittelbar vorhergehenden Aeußerung widerspricht.**) Er schließt mit der niederschmetternden Frage, was er thun könne, um diesen einzigen Geist der Welt wiederzuerstatten. Die Granden sind so bewegt, daß sie entweder den Blick wegwenden oder das Gesicht in ihre Mäntel verhüllen.***) Gefaßter wendet er sich jetzt, nachdem sein

*) Erst 1805 ließ Schiller bei anderer Vertheilung der Verse vor „Ihre Freundschaft“ die Worte „Ihr königlich Vertrauen“ aus, und setzte dafür „und.“

**) Ausgefallen sind hier 1801 die Worte: „O der königlichen Dummheit, die so viel Göttliches zerstört“, wodurch aber der Vers litt, den Körner willkürlich herstellte, indem er nach „Bestohlen“ unpassend einschob „sich und mich“.

***) Die prosaische Fassung läßt alle sich verhüllen, was entsprechender sein dürfte. Vorher fehlten die fünfzehn Verse „O, nein“ bis „wie diese war“.

wilder Schmerz ausgetobt hat, zum Könige, dem er seinen Degen zurückgibt*): jetzt könne er als König über ihn verfügen, was er wolle, auch ihn morden; wisse er ja wohl**), daß er jetzt das Leben durch die unehrbietige Art, wie er gegen den König sich geäußert, verwirkt habe; ihm sei es nichts mehr. Er möge sich jetzt einen andern Erben suchen; das einzige, was für ihn noch Werth habe, liege am Boden. Erschöpft sinkt er dann am Leichnam nieder.

Nach längerer Zeit erhebt endlich der König sein Auge, und da keiner ihn anblicken noch ansprechen will, erklärt er, seine Unterthanen hätten ihn gerichtet, versinkt dann aber in eine starre Betäubung, worüber er alles Folgende überhört. Das ist höchst unnatürlich, wie überhaupt das Haschen nach Wirkung hier geschadet hat. Der Tumult, den man schon länger gehört, kommt immer näher. Ein Offizier drängt sich endlich durch und verkündet (in der prosaischen Bearbeitung kam Lerma mit dieser durch nichts vorbereiteten Kunde), daß Soldaten und Volk den Palast umringten und die Stadt anzuzünden drohten, wenn man sie nicht vom Leben des Prinzen überzeuge. Weder diese Kunde noch der Rettungsruf der Granden, noch Albas

---

Nach „wie diese war“ standen in der ersten Ausgabe noch sieben Verse, auch noch eine rührende Anrede an die Versammelten, sie möchten diese Sprache dem Sohne gegen den Vater vergeben, indem sie bedächten, was dieser ihm geraubt.

*) In der prosaischen Fassung findet sich hier die szenarische Bemerkung: „wirft es (das Schwert) zu seinen Füßen, läßt seine Hand frei“; vor „Blutender Leichnam“, wie es hier heißt, wird bemerkt, Karlos halte den König noch immer bei der Hand. Aber daß er die ganze Zeit über seine Hand halte, scheint doch etwas unnatürlich.

**) „Ich weiß (es)“, ist Einschiebung der jambischen Bearbeitung. Die Worte sollten wenigstens nicht so ganz allein als Satz für sich dastehn.

Aufforderung zur Flucht*) hört der König, der endlich aus seiner Betäubung von selbst erwacht, und unter die Granden, ohne sie anzuschauen, tritt, die er sich noch in ihrem frühern Zustande denkt. Er sei nicht mehr König, bemerkt er; man weine über den Jammer seines Sohnes und erwarte nur das Zeichen, von ihm abzufallen; sie alle seien Rebellen.**) Ohne auf Albas Zwischenreden zu achten, ruft er sie auf, sich vor dem jungen Könige niederzuwerfen, ihn mit seinem Mantel, den er zerreißt, zu bekleiden und wie auf einem Schild auf seinem zertretenen Leichnam ihn als neuen Herrscher dem Volke zu zeigen. Erschöpft von seinem schrecklichen Wahnbilde sinkt er ohnmächtig hin, wird aber von Albas und Lermas Armen aufgefangen. Da ersterer wegeilen muß, um den Aufstand zu beruhigen, überläßt er die Sorge um den König Feria und Lerma. Daß an die Stelle Albas Feria tritt, nimmt sich doch sonderbar auf der Bühne aus. Besser fiele der König gleich in Lermas und Ferias Arme.

Sechster und siebenter Auftritt. Der Leibarzt der Königin bestellt Karlos zur nächtlichen Zusammenkunft. Lerma kommt, ihn zu warnen; er gibt ihm zu seiner Flucht, von welcher er durch die Königin weiß, einen Dolch und Terzerolen, und nimmt rührenden Abschied von dem geliebten Prinzen fürs Leben. Vgl. S. 153 f.

---

*) Letztere ist Zusatz der jambischen Bearbeitung.

**) Irrig ist es, wenn Rötscher meint, der König beziehe sich auf den ausgebrochenen Tumult. Weshalb er glaubt, sein Thron stehe nicht mehr, er sei nicht mehr König, spricht ja das Folgende aus. Hätte er von der wirklich ausgebrochenen Rebellion gewußt, so mußte er dieser gedenken, während er jetzt nur ihren Ausbruch vorhersieht.

Die Königin bestellt den Prinzen durch einen vertrauten Boten wegen wichtiger Geschäfte zu sich, aber für ihn hat nichts mehr Wert*); erst als er von einem Auftrage des Marquis hört, ist er sofort bereit: kein Wagniß kann ihn zuückhalten, kein noch so abenteuerliches Mittel; um Mitternacht will er bei der Königin erscheinen. Lerma kommt nun, ihn zu warnen und zur Flucht zu treiben. Daß er von den Anschlägen wider des Prinzen Freiheit und Leben nichts verrathen will, erklärt sich daraus, daß er es in seinem Dienste beim Könige vernommen; aber was er vom Wüthen des Königs und von dessen Anschlägen gegen ihn sagt, paßt nicht zum Anfang des neunten Auftritts, wo der König ganz vom Gedanken an die Verrätherei des Marquis, der ihn verachtet habe, beherrscht ist. Karlos' Antwort, er sei in den Händen der Vorsehung, spricht einen merkwürdigen Mangel an Vertrauen gegen diesen aus, welcher der prosaischen Fassung fremd ist, wo der Prinz sich sogleich nach der Warnung und der unmittelbar damit verbundenen Darreichung eines Dolches als Lermas dankbarer Schuldner freudig bekennt, während er ihm jetzt erst nach der Mittheilung dessen, was er durch die Königin von den Anstalten zu seiner Flucht weiß, herzlichen Dank ausspricht. Lerma kann nicht ohne Rührung des Opfertodes des Marquis gedenken. Wenn er sagt, alle Vaterlandsfreunde weinten um ihn, doch mehr könne (früher dürfe) er jetzt nicht sagen, so fällt dies am treuen Diener des Königs doch auf, da an eine Verbindung desselben

*) Schiller hat 1801 die szenarischen Bemerkungen „Merkado nähert sich, Karlos sieht sich um" ausgelassen, dann mußten aber auch in der folgenden die Worte „sieht wieder weg und" gestrichen werden.

mit den Freunden der Freiheit kaum zu denken ist. Karlos kann nicht umhin, hier der ehrenvollen Anerkennung Lermas als eines edlen Mannes von Seiten des Marquis zu gedenken; wirklich hatte dieser im Stücke nur geäußert, der Mann habe nicht lügen gelernt. Lerma huldigt dem Prinzen schon jetzt, da er ein alter Mann sei, der die künftigen schönen Zeiten nicht mehr erleben werde.*) Der Prinz will ihn vergebens abhalten, vor ihm niederzufallen; auch rühre es ihn zu sehr, und nicht gern möchte er sich jetzt weich stimmen.**) Indem er seine Hand küßt, huldigt er ihm als König seiner Kinder, die gern für ihn sterben würden, was er nicht dürfe; möge er sich seiner in seinen Kindern erinnern. Hier würde eine Zwischenrede von Karlos, bei welcher er den Alten aufhöbe, an der Stelle sein, dagegen der Wunsch glücklicher Rückkehr, den die jambische Bearbeitung einfügte, besser fehlen. Sehr wohl ziemt dem alten guten Lerma die Mahnung, der Prinz möge menschlich auf dem Throne sein; habe er ja auch selbst Leiden kennen lernen. Daran schließt sich der dringliche Wunsch, daß er nichts Blutiges gegen seinen Vater unternehme, damit er nicht einst von seinem Sohne gleiches zu fürchten habe, wie sich an Philipp der Zwang räche, den er gegen seinen Vater geübt, was freilich geschichtlich unbegründet ist. Mit einem Segensspruche eilt er fort, da die Rührung ihn übermannen will. Lerma erscheint von hier an nicht mehr beim Könige.

---

*) Das in der jambischen Bearbeitung eingeschobene „Noch einmal, Prinz! Reisen Sie glücklich!“ scheint wenig angebracht.

**) Auch diese Abhaltung Lermas, welche die prosaische Bearbeitung nicht hat, dürfte kaum zu billigen sein.

Karlos muß, ehe er weggeht, sich noch einmal vor der Leiche niederwerfen und sie in seine Arme schließen. Nach der prosaischen Fassung kommt darauf ein Offizier mit Wache, und die Leiche wird durch diese weggetragen. Passender würde wohl hier die Dekoration sich ändern, nachdem Karlos sich noch einmal vor der Leiche niedergeworfen, so daß wir ihn hier verließen.

Achter und neunter Auftritt. Von Alba, der die Stadt beruhigt hat, vernehmen wir, daß man wichtige Papiere gefunden, welche den grenzenlosen Verrath des Marquis ins hellste Licht setzen und auf eine Unterredung deuten, die der Prinz am Abend seiner Flucht mit der Königin haben solle. Der König rafft sich aus seiner Verzweiflung, daß der Marquis ihn verachtet hat, gewaltsam auf und beschließt diesem zum Trotz von jetzt an die grausamste Unterdrückung aller Freiheit, und zunächst die Vernichtung der Plane seines Sohnes. Nachdem er die den Verrath entdeckenden Briefe durchlaufen, läßt er den Großinquisitor zu sich bescheiden, und beschließt, da alle Anzeigen darauf deuten, daß der Prinz in dieser Nacht fliehen und noch vorher mit der Königin sich unterreden will, ihn bei dieser gefangen zu nehmen. Vgl. S. 154 ff.

Feria, der beim König geblieben war (Lerma fehlt hier), berichtet Alba, wie dieser keinen Menschen vor sich lassen wolle; seine ganze Natur sei durch den Verrath des Marquis umgekehrt, so daß er von niemand wissen möge.*) Alba aber hat eben die Stadt beruhigt; zu gleicher Zeit sind bei einem verhafteten Karthäusermönche Papiere des Marquis entdeckt worden, welche

*) In der prosaischen Fassung sind die Rollen Albas und Ferias umgekehrt vertheilt.

den ganzen Plan des Aufstandes und die heute Nacht nach einer Unterredung mit der Königin beabsichtigte Flucht des Prinzen verrathen. Sonderbar wird dem Prinzen die Absicht beigelegt, sich in Cadix einzuschiffen, und von da nach dem von den Niederländern besetzten Kriegshafen von Vließingen auf Walchern zu fahren. Bei der Flotte Solimans, die den König im mittelländischen Meere angreifen soll, benutzte der Dichter zu seinem Zwecke die Angabe bei St. Réal, Soliman habe zur Zeit des niederländischen Aufstandes eine Flotte an der Küste von Granada landen lassen wollen, Karlos aber ihn veranlaßt, diese nach Flandern zu schicken. Als Alba der Reisen erwähnt, welche der Marquis zur Aufregung der nordischen Mächte gegen Spanien in ganz (?) Europa gemacht, bricht Feria in die Worte: „Das war er!“ aus, welche nichts anderes besagen können, als darin erkenne er seinen die größten Plane fassenden und mit Umsicht ausführenden Sinn. Sein weiterer Ausruf: „Welch undurchdringlicher Verräther!“ nach Albas Erwähnung des ins einzelnste ausgearbeiteten Entwurfes des Marquis, dessen Vortrefflichkeit er bewundern muß, soll darauf deuten, daß er, ohne entdeckt zu werden, sich die genauesten Angaben über „alle Quellen, alle Kräfte des Landes“ zu verschaffen gewußt. Auch die verabredete mitternächtliche Zusammenkunft mit der Königin ist entdeckt.

Eben als Alba die Nothwendigkeit, dem Könige diese Entdeckungen mitzutheilen, ausgeführt hat und trotz des von Feria hervorgehobenen Verbotes des Königs in dessen Kabinet dringen will*), tritt dieser in einem wachen Traume heraus. Nachdem

*) Hier hat Schiller 1801 wieder sieben Verse gestrichen.

er langsam an den „anwesenden Granden"*), die er anstarrt, vorübergeschritten ist, bleibt er gedankenvoll stehn, die Augen zur Erde gesenkt, bis er nach einiger Zeit zum Ausdrucke seiner Verzweiflung sich sammelt. Die Ewigkeit, fordert er, soll ihm den Marquis Posa wieder geben**), damit er nicht so verächtlich von ihm denke, wie Karlos es Philipp vorgehalten hat. Da Alba, von Domingo getrieben, ihn anreden will, beginnt er zu erwachen. Daß die Granden nicht vor ihm niederfallen, verletzt ihn; er glaubt, aber er will es nicht dulden, daß alle ihm die gebührende Achtung verweigern, weil der Marquis ihn verachtet habe. Albas Zwischenrede überhört er***): als aber Feria des Prinzen gedenkt, läßt er diesen nicht weiter reden; er erinnert sich, daß der Marquis für diesen in den Tod gegangen ist, während er mit ihm selbst die Herrschaft hätte theilen können.†) Auch kann er nicht vergessen, mit welchem Stolz Karlos

*) Nach der Ueberschrift des achten Auftritts wären freilich nur Alba und Feria „die Vorigen", zu denen im neunten Auftritt der König tritt. Aber in der ersten Ausgabe kommt am Ende noch Domingo hinzu und nicht bloß diesen, sondern auch Taxis finden wir im nächsten Auftritte. In den prosaischen Fassungen trat zu Alba und Feria zuerst Taxis, dann Perez mit einigen Granden oder zugleich Domingo, Taxis und Granden. Die Eile des Abschlusses der jambischen Bearbeiung hat diese und ähnliche Mißstände verschuldet.

**) Die Anrede der Ewigkeit ist in der jambischen Bearbeitung ausgefallen.

***) In der ersten Ausgabe sagt Alba: „Vergessen Sie jetzt diesen Nichtswürdigen!" Durch die letztere Bezeichnung erregt er aber des Königs Grimm, der bemerkt, sie alle gesammt, in einen Menschen zusammengenommen, könnten ihm diesen Todten nicht ersetzen; leichter wäre es ihnen, rechtschaffen zu sein als zu dieser Nichtswürdigkeit emporzusteigen. Im Jahre 1801 wurden hier acht Verse gestrichen.

†) Den scharfen, bittern Ausdruck seiner unköniglichen Scham und Albas Zwischenrede hat Schiller hier 1801 gestrichen, wie er auch gleich darauf gekürzt hat. — Zu diesem Bunde vgl. S. 299. — Vor „Das sind Menschen" hatte

auf ihn heruntergesehen, wie viel dieser sich im Gefühle, dessen Freundschaft gewonnen zu haben, wußte, welch eine Größe des Verlustes sein Schmerz aussprach, wie seine Klagen zeigten, daß er ihn für etwas Uebermenschliches gehalten. An diese Erinnerung, wie hoch Karlos den Marquis geschätzt, schließt sich der sehnsüchtige Wunsch an, diesen wieder zu haben, für den er gern ein ganzes Indien hergeben möchte. Aus Westindien flossen ungeheure Reichthümer nach Spanien, wie Ferreras anführt. Aber leider kann seine Allmacht einen Todten nicht mehr ins Leben zurückrufen. Unglücklich fühlt er sich, daß einer im Grabe ruhe, der ihn verachtet habe, der freieste Mann des ganzen Jahrhunderts, was in ähnlicher Weise Karlos gesagt hatte. Alba fühlt sich dadurch beleidigt, daß sie alle dem Könige nichts gegen diesen e i n e n seien. Ohne darauf zu hören, setzt sich dieser erschöpft nieder, und indem er den Kopf auf den Arm stützt, hält er sich lebhaft vor, daß er i h m also gestorben, daß er den größten Verlust in ihm erlitten. Auch Karlos hatte hervorgehoben, daß der König viel in ihm verloren. Vgl. S. 302. Geliebt habe er ihn, fährt er fort, wie seinen Sohn, in dem ihm ein neuer Morgen aufgegangen, er hätte ihn vielleicht gar zu seinem Thronfolger erkoren; sei dieser ja der einzige gewesen, den er geliebt, und möge Europa ihm als Unterdrücker der Freiheit fluchen, wie der Marquis ihm gesagt hatte, von ihm habe er Dank verdient. Auch Domingos Zwischenrede überhört Philipp völlig. Nicht aus Liebe zu Karlos, fährt der König fort, habe jener dem Leben entsagt, sein Herz habe für die ganze Menschheit geschlagen, und wenn er, statt unter ihm seine auf Gründung

---

die jambische Bearbeitung die szenarische Bemerkung: „Sich unter den Anwesenden umschauend."

von Menschenglück gerichtete Leidenschaft zu befriedigen, ihn aufgegeben, so habe er nur den alten Mann, unter dem er seine Ideen nicht mehr ganz habe ausführen können, dem Jünglinge geopfert, der in einer langen Regierung das Werk vollenden werde; man betrachte ihn nur als Hinderniß der vollen Entwicklung, die man erst mit dem Antritte der Regierung seines Sohnes beginnen zu können glaube. Vgl. S. 285. Freilich sieht man dabei nicht, weshalb der Marquis es dahin gebracht, daß einer von ihnen beiden untergehn mußte. Auch diesmal beachtet der König noch nicht Albas Hinweisung auf die den Aufstand des Sohnes beweisenden Papiere, sondern leidenschaftlich fährt er fort; aber der Marquis solle sich verrechnet haben, und vergebens gestorben sein. Sein Sturz solle sein Jahrhundert und seinen Freund mit sich reißen; er wolle die Menschheit in der seiner Herrschaft noch gegönnten Zeit so zu Grunde richten, daß sie in zehn Menschenaltern nicht hergestellt werden könne, und zunächst gegen seinen Sohn sich wenden, daß dieser nie zur Regierung gelange.

Jetzt endlich hat er in seinem gereiften Entschlusse die Ruhe wieder gewonnen, und so kann er das beachten, was Alba ihm so lange vergebens hatte mittheilen wollen. Er durchliest die ihm übergebenen Papiere und läßt sofort den Großinquisitor zu sich bescheiden, dessen Händen er seinen Sohn überliefern will.*) Die weiter gemachten Mittheilungen von Taxis, Alba und Feria (vgl. oben S. 307 f.) dienen nur dazu, seinen Ent-

*) Bei Mercier tritt der Kardinal Spinola ein, nachdem Ruy Gomez dem Könige des Prinzen Plan zur Flucht verrathen hat. Der König sagt, er habe ihn rufen lassen und trägt ihm auf, den geheimen Rath zu versammeln und auch die Mitglieder der Inquisition bereit zu halten.

schluß zu bestimmen, den Prinzen bei der Königin gefangen zu nehmen. Schon verräth ihm Albas Erwiderung auf seine Frage, ob noch Licht im Zimmer der Königin sei, daß die Unterredung von Karlos mit der Königin bald stattfinden wird*), als die Kunde vom Gespenste, in der Gestalt Karls V.**), das im Vorgemach der Königin verschwunden sei***), ihn nicht mehr zweifeln läßt, daß der Prinz sich eben bei der Königin befinde, worauf er gleich den Zugang zum Flügel der Königin zu schließen befiehlt, damit dieser ihm nicht entwischen könne. Den Schluß bildet das Erscheinen des blinden Generalinquisitors, mit dem der König allein sein will.†)

Zehnter Auftritt. Diesen in der prosaischen und der jambischen Fassung fehlenden Auftritt, in welchem der König seinen Sohn dem Großinquisitor zu übergeben verspricht, hat der Dichter zu gewaltiger Wirksamkeit erhoben, indem er ein-

*) Die prosaische Fassung stellt dieses in lebendigerer dramatischen Bewegung dar. Parma bringt die Nachricht von der Gefangennahme eines Pagen der Königin, der den Prinzen eingeladen habe, wodurch der König in äußerste Wuth versetzt wird.

**) Das Hieronymitenkloster nennt Schiller „Justi". Bei St. Réal, Ferreras und sonst fand er „St. Just", doch steht in der Vorrede des französischen Uebersetzers in der deutschen Uebertragung von Ferreras einmal „des Klosters S. Justi", neben „das Kloster S. Justus vom Orden S. Hieronymus". Spanisch heißt es „Yuste". Die lateinische Form „Justi" allein ohne St. bleibt anstößig. Karl trug nach Ferreras im Kloster immer schwarze Kleider, seine Zimmer waren nicht tapeziert, sein Schlafzimmer schwarz ausgeschlagen. St. Réal spricht von seiner „Zelle".

***) Medina Sidonia bringt in der prosaischen Fassung die Kunde von der Erscheinung des Gespenstes, die ihm ein Soldat, welcher von der Wache gekommen, berichtet und alle Wachen bestätigt hätten.

†) In der jambischen Bearbeitung befiehlt der König, das Inquisitionsgericht solle sich versammeln, vor dem er selbst als König erscheinen werde.

fach ergreifend, freilich mit freier Umgestaltung der wirklichen Verhältnisse darstellt, wie die spanische Regierung seit Karl V. sich unter dem über die ganze Welt ihre Netze spannenden Einfluß der Inquisition befand, und er letztere als Siegerin hervorgehn läßt. Vgl. S. 156.

Der König gesteht dem blinden Großinquisitor, jetzt als Greis müsse er ihn wie einst als Jüngling um Rath fragen. Daß er und sein Vater Schüler des Großinquisitors gewesen, ist eine Erfindung Schillers.*) Als Philipp einen von ihm begangenen Mord eines Betrügers als Grund seiner Berufung bezeichnet, erklärt dieser zu seiner höchsten Ueberraschung, daß er davon wisse. Weiter hören wir, daß er von dem ganzen Plan des Marquis unterrichtet gewesen sei, ja auch dessen Unterredung mit dem Könige kenne, was freilich im Grunde unmöglich, aber doch an dieser Stelle von ungeheurer Wirkung ist, und eben in Folge derselben nicht auffällt. Der Sitz des Großinquisitors wird hier als Santa Casa bezeichnet, wie die Gefängnisse der Inquisition hießen.**) Als der König unwillig fragt, weshalb die Inquisition ihn nicht vor diesem als einen Ketzer gewarnt habe***), schlägt der Großinquisitor ihn mit der

---

*) Hier wurden die zwischen den beiden „Ich habe" (7 und 10) stehenden Verse 1801 gestrichen. Gleichzeitig änderte Schiller Philipps Anrede des Großinquisitors, indem er „Ihr" statt „Sie" schrieb.

**) Jedes Inquisitionsgericht in Spanien hatte sein besonderes Archiv, Register. Um zu erfahren, ob gegen einen Angeklagten etwas vorliege, ließ man in allen diesen Registern nachschlagen.

***) Der Sechsfüßler V. 23 „In wessen Hand" hat Schiller erst 1801 hereingebracht. Früher schloß der erste Vers mit „versäumte", der folgende begann „Man, mich zu warnen?" Auch im folgenden hat Schiller 1801 manches geändert.

andern Frage, warum er nicht bei der Inquisition angefragt; doch nein, er habe ihn ja auf der Stelle als Ketzer erkennen müssen, aber trotzdem mit ihm sich verbunden und ihn ihrem Arme entziehen wollen, wozu er, bestehe die Inquisition überhaupt zu Recht, nicht befugt sei. Vergebens glaubt der König sich damit ausreden zu können, daß jener seinen Lohn empfangen, der Großinquisitor erklärt den Fall des Marquis für einen Meuchelmord, den der König begangen, da doch jener der Kirche zu Ehren auf dem Scheiterhaufen hätte enden sollen. Gott habe diesen Menschen, da es der Zeit Noth thue, bestimmt gehabt, daß er „in seines Geistes feierlicher Schändung die prahlende Vernunft zur Schau führe"; er zeige, daß die sich überhebende Vernunft den göttlichen Geist durch hochtönende Redensarten schände: auch dieser habe endlich, nachdem er so glänzend überall aufgetreten und sich als einer der begeistertsten Verehrer der Denkfreiheit offenbart, seinen Irrthum öffentlich bekennen und büßen sollen.*) Da der König, der die Wahrheit des Vorwurfs nicht leugnen kann, sich mit seiner Leidenschaft entschuldigen will**), wirft der Uralte ihm vor, wie er, schon ein Greis, der Leidenschaft sich hingeben dürfe? Gehe er in seinen Ketten (den Ketten seiner eigenen Leidenschaft), so müsse er auch die Gewissen seiner Völker frei geben, sie nicht starr festbannen wollen, wie die Kirche und seine Monarchie es thue. Des Königs

---

*) Hier standen vor 1801 noch die Verse:

Ihn hätten wir — auf langer Seelenfolter
Zur Mißgeburt verzerrt — dem schaudernden
Gelächter seiner Rotte vorgewiesen.

**) Hier tritt zum erstenmal die Anrede des Großinquisitors „Du" statt „Ihr" ein.

Entschuldigung, er sei in diesen Dingen (in der strengen Durchführung dieser Grundsätze) noch ein Neuling, mit dem man Geduld haben müsse, kann der Großinquisitor nicht gelten lassen. Wie sei es möglich, fragt er strafend, daß er in einem Augenblicke so seine bisherige Regierung habe schänden, seinen feststehenden Grundsatz verlassen, die Unterscheidungsgabe verlieren, von einem in einem sechzigjährigen Leben befolgten Vorsatz habe abweichen können? Philipp weiß sich nur dadurch gegen den blinden Großinquisitor zu vertheidigen, daß die Augen dieses Schwärmers eine wundervolle Gewalt auf ihn geübt. Man schreibt eine solche einzelnen Menschen zu, die eine ungewöhnliche Wirkung üben, wie dem berüchtigten Cagliostro, dessen Treiben damals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Jener fragt, ohne diese Entschuldigung der Rede werth zu halten, wie er sich durch dessen Worte habe berücken lassen können. Dürfte er sich so beirren lassen, so wäre es ein Unrecht gewesen, daß er unzählige Todesurtheile der zum Scheiterhaufen verurtheilten Ketzer unterschrieben habe.*) Freilich sollten eigentlich nur die rückfälligen und verstockten Ketzer verbrannt werden. Gegen die weitere Vertheidigung des Königs, er habe sich durch seine nähere Umgebung so beengt gefühlt, daß er nach einem Menschen verlangt**), bemerkt der Großinquisitor, für einen König müßten die Menschen nur Zahlen sein, er dürfe nichts für sie fühlen; dies sei der erste Grundsatz der Kunst eines Monarchen. Der Gebieter, der sich als Gott der Erde

*) Der König schrieb zur Genehmigung der Urtheile der Inquisition an den Rand die Worte: „Wie es scheint."

**) Nach „dieser Domingo" stand bis zum Jahre 1801 noch „die man fälschlich mir dafür verkaufte".

fühlen wolle, dürfe nicht nach Mitgefühl verlangen, das ihm ja verweigert werden könne. Thue er dies, so gestehe er zu, daß die Welt (eigentlich sein Volk) noch Seinesgleichen habe, wodurch jedes Recht zur Herrschaft für ihn schwinden würde, das ja darauf sich gründe, daß der Herrscher mehr als die übrigen, von Natur ein höherer Mensch sei. Vgl. oben S. 242. Der König gesteht, daß er es dazu noch nicht habe bringen können, er sich dazu zu schwach fühle; es sei dies eine Höhe der Selbstgenügsamkeit, die der Schöpfer allein besitze. Aber der Großinquisitor sieht in seiner ganzen Verbindung mit dem Marquis nur einen Versuch, sich von der ihn drückenden Oberherrschaft der Inquisition*) frei zu machen, und als Philipp darauf schweigt, spricht er seine Freude aus, daß dieser Versuch sich also gerochen habe. Die Kirche wolle als gütige Mutter ihn nicht weiter bestrafen; sie habe seinen Versuch nur zugelassen, damit er durch dessen Erfolg bestraft werde. Daß er so belehrt selbst zu ihnen zurückkehre, sei sein Glück, sonst würde die Inquisition ihn morgen vor sich geladen haben. Diese Drohung ist freilich dem König zu stark, aber seine auffahrende Bemerkung dagegen erweist sich nur als schwacher Versuch des Widerstands, den der Großinquisitor leicht durch die drohende Frage zurückweist, warum er den Schatten Samuels heraufrufe. Der von Saul durch das Weib von Endor beschworene Schatten Samuels verkündete diesem, der Herr werde das Reich ihm entreißen, weil er der Stimme des Herrn nicht gehorcht und den Grimm seines

---

*) Ein „Orden", wie Schiller sie hier nannte, ist die Inquisition nicht, wenn auch der Dominikanerorden sie leitete; sie heißt eigentlich „das heilige Officium" oder, wie Schiller es oben wiedergibt „das heilige Amt", während die Uebersetzung von St. Réal für S. Office „das heilige Gericht" hat.

Zornes wider Amalek nicht ausgerichtet habe (1 Sam. 28, 17 f.). Vergebens, fährt der strenge Großinquisitor fort, habe er gehofft, durch Karl und Philipp das spanische Reich fest zu begründen; Philipp selbst erschüttere sein Gebäude, das Werk seines Lebens. Nach dieser sehr verständlichen Drohung kommt er auf Philipps Beschickung zurück, indem er fragt, was der König von ihm wolle, da er vor ihm noch einmal zu erscheinen keine Lust habe.*) Dieser will vorerst seinen Frieden mit dem Großinquisitor geschlossen wissen. Philipps Frage: „Wir sind versöhnt?“ bejaht der Großinquisitor, unter der Bedingung, daß er sich in Demuth beuge.**) Nun aber soll der Großinquisitor ihn in dem schrecklichen Entschlusse bestärken, seinen Sohn, welcher des Hochverraths verdächtig sei (1801 „auf Empörung sinne“), dem Tode zu übergeben. Auf die Frage, ob er ihm den Glauben verleihen könne***), daß er seinen eigenen Sohn tödten lassen dürfe, verweist dieser ihn auf Christi Kreuzestod†); als er dann seine Scheu vor der Stimme Europas äußert, will

---

*) Statt „Verloren seh ich“ . . . „gerufen?“ hieß es vor 1801:

Mein Tagwerk nun gethan. Umsonst gelebt
Zu haben schmerzt an des Jahrhunderts Neige.
Verzeihung, Sire! — Und jetzt — wozu bin ich
Gerufen? Meine Zeit ist edel. Die
Minute steigt bei Neunzigern im Preise.

„Des Jahrhunderts Neige“ geht hier natürlich auf sein eigenes Alter.

**) Daß der Blinde ihm dabei die Hand reicht, hat Schiller 1801 gestrichen.

***) In der ersten Ausgabe stand: „Können | Sie einen neuen Glauben mir erdenken, | Der Kindermord des Gräßlichen entkleidet?“

†) Nach St. Réal verglichen die Inquisitoren einstimmig Philipp mit Gott dem Vater, der um des Wohls der Menschen willen seinen eigenen Sohn geopfert habe. Vgl. S. 301.

er überall Philipps Recht vertreten, soweit das Christenthum herrsche; die Stimme der Natur komme gegen den christlichen Glauben nicht in Betracht. Mit solchen Sophismen beruhigt er Philipps ganz gebrochene Seele. So übergibt dieser denn das Richteramt dem Großinquisitor, der seine Frage, ob er ganz dabei zurücktreten könne, bejaht, und als sich im Könige die Stimme des Vaters noch einmal regt, der gern das Seine einem Sohne hinterlassen möchte, schlägt er ihn damit nieder, daß besser alles untergehe, als daß die Freiheit herrsche.*) So eilt denn der König, dessen Bedenken alle beschwichtigt sind, den Händen des Großinquisitors den eigenen Sohn, der aus dem Palastflügel der Königin nicht entwischen kann, zu übergeben.

Letzter Auftritt. Der Prinz und die Königin verbinden sich vor des erstern Abreise zu festem Zusammenstehen. Entschlossen, mit aller Kraft die Sache der Freiheit gegen den König zu führen, will Karlos eben scheiden, als er von diesem überrascht und dem Großinquisitor übergeben wird. In der prosaischen Fassung ging ein kurzes Selbstgespräch des Prinzen vorher, der zuerst in den Saal der Königin tritt und durch den Schlag seiner Uhr (es ist zwei) der Königin das verabredete Zeichen gibt, dessen früher nicht gedacht wurde. Daß der Prinz erst jetzt eintritt, entspricht freilich der Zeitfolge nicht recht, da wir schon im neunten Auftritte vernahmen, daß die Wachen gesehen, wie er in den Zimmern der Königin verschwunden sei.

Der Prinz, der zur Befreiung Flanderns auf ungewisse

---

*) Der Ausdruck, besser habe er für die Verwesung gesammelt als für die Freiheit, scheint doch hier, wo von Schätzen die Rede ist, etwas anstößig.

Zeit von der Königin scheiden soll, wagt jetzt zum erstenmal, indem er knieend vor ihr niedersinkt, sie mit dem Namen Elisabeth anzureden, in welchem sich seine ganze innige Anhänglichkeit ausspricht; die Königin aber wird von dem Gefühl ergriffen, daß er seines edlen Freundes so grausam auf immer beraubt ist. Karlos kann ihre schmerzliche Frage nur mit den nämlichen, die Wahrheit derselben tief empfindenden Worten bejahen. Nach einiger Zeit faßt sich die Königin und bittet ihn aufzustehn; er möge sich nicht dem Schmerze hingeben; der große Todte wolle nicht durch Thränen, sondern durch Thaten geehrt sein.*) Mit seinem Blute habe der Hingeschiedene des Prinzen Leben gerettet; dieses dürfe nicht für ein Hirngespinnst, für einen leeren Traum geflossen sein: sie selbst habe sich für sein thätiges Wirken verbürgt; im Vertrauen darauf sei er freudiger gestorben; Karlos dürfe ihr Gelöbniß nicht zu Schanden machen. Mit voller Begeisterung erklärt dieser des Todten Andenken würdig feiern zu wollen; in seinem Reiche solle ein Paradies blühen. Mit Freuden nimmt die Königin dies Gelöbniß**) an, woran sie ihn mahnen, auf dessen Erfüllung sie halten werde, da der Hingeschiedene sie zur Vollstreckerin seines letzten darauf gerichteten Willens gemacht habe. Aber auch noch ein anderes Vermächtniß habe der Sterbende in ihre Hand gelegt: sie solle ihren Karl ewig lieben; ihre Liebe zu ihm sei Tugend. Vgl. oben S. 285.

---

*) V. 6 hat die jambische Bearbeitung „um kleinere Leiden", wo „um" richtiger scheint als das beim Drucke eingeführte „für". Auch war 7 ein vollständiger Fünffüßler, da „strahlenvoller" statt „theuren" stand, und V. 16 fand sich die richtige Versabtheilung.

**) Er selbst nennt es einmal einen „Eid", wofür die prosaische Fassung „Zusage" hat.

Doch Karlos läßt sie die Reinheit ihrer Liebe, die er jetzt selbst als tiefste Forderung seiner Seele erkenne, nicht ausführen. Die sinnliche Liebe zu ihr sei wie ein schwerer Traum gewesen, aus welchem er jetzt erwacht sei; diese wollen sie auf ewig vergessen. Hiermit gibt er ihre Briefe zurück; die seinigen soll sie verbrennen. Daß diese jetzt beim Könige liegen, bleibt unbeachtet. Die Wiedergabe und Verbrennung der gegenseitigen Briefe, wie sie bei Auflösung eines durch Briefe genährten Liebesverhältnisses stattfindet, könnte man wohl entbehren. Von seiner Leidenschaft, fügt Karlos hinzu, habe sie nichts mehr zu fürchten (was eigentlich eine Erwiderung auf die jetzt ausgefallene Berufung der Königin sein soll*), sie habe nicht gebangt, in dieser nächtlichen Stunde mit ihm allein zu sein), seine Liebe sei geläutert; jede Leidenschaft ist mit dem Freunde gestorben, keine Begierde nach einem sterblichen Wesen quält ihn mehr. Und nun, frei von aller sinnlichen Liebe, wagt er ihre Hand zu fassen, um von ihr Abschied zu nehmen. Endlich habe er erkannt, daß es etwas Höheres gebe als ihren Besitz**); er sei auf einmal durch den ungeheuren Schmerz über den Verlust des Freundes zum Manne herangereift.***) In diesem Leben habe er nichts mehr zu thun als sich an ihn zu erinnern (eine freilich wunderliche Behauptung, da ja eine so entschiedene

---

*) Vor „Will einmal" standen vor 1801 noch die Verse:
Sie sehen, Karl, mir bangte nicht mit Ihnen
Allein zu sein in dieser Stunde. Ich.

**) Hier, wo er sich in die Verhältnisse gefügt hat, tritt mit Recht die Anrede als Mutter ein.

***) Der Lauf der Jahre war träg in Vergleich mit der raschen Entwicklung, die jetzt eingetreten ist.

Thätigkeit seiner harrt), all seine gehofften Freuden seien dahin. Die Königin kann bei dem Gedanken, daß alle freudige Lust, jeder Genuß der frischen Jugend auf ewig für ihren Karlos verloren sei, nur den tiefsten, in Thränen sich ergießenden Schmerz empfinden, aber zugleich muß sie den Muth bewundern, mit welchem er sich ins Unvermeidliche fügt. Man hat diese Thränen der Königin unwürdig finden wollen, indem man von ihr einen unweiblichen Heroismus verlangte; sie gelten dem Schmerze, daß er der größten Seligkeit der Jugend habe entsagen müssen. Karlos erklärt darauf, daß die Königin, wie sie die Vertraute seines Bundes mit dem Marquis gewesen, ihm immer das Theuerste, seine einzige Freundin bleiben werde, wie sie noch gestern seine einzige Liebe gewesen; kehre er aber einst zurück, so werde er sie als die Wittwe seines Vaters ehren. Die letztere Bemerkung scheint hier doch etwas fremdartig.*)

Hier tritt der König, von Karlos und der Königin nicht bemerkt, mit seinen Granden und dem Großinquisitor**) ein, um das, was Karlos von seiner Absicht sagt, zu vernehmen; besser dürfte dieser Eintritt, wie es in der prosaischen Fassung der Fall war, erst da stattfinden, wo der Prinz seine Mutter küßt. Seinen Vater, fährt er fort, werde er in seinem Leben nie wiedersehn; seit dem Morde seines Freundes könne er ihn nicht mehr ehren, nicht mehr lieben: sie aber möge demselben den Verlust des Sohnes ersetzen, indem sie wieder ganz ihm Gattin

*) Statt der ganzen Stelle „Ich kam . . . auf diesen Thron“ hat die prosaische Fassung nur die Worte: „Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Leben Sie wohl, meine Mutter!“ Schon die jambische Bearbeitung hatte die weitere Ausführung.

**) Der nur dann fehlt, wenn er überhaupt auf der Bühne nicht erscheint.

werde, in ihre Pflichten gegen ihn zurücktrete. Karlos schließt damit, daß er weggehe, um seinem Volke gegen die Tyrannei seines Vaters beizustehn, er nur als König oder nie zurückkehren werde. Nachdem er die Mutter darauf zum Abschied geküßt, kann diese den wiederholten Ausdruck ihrer Bewunderung seiner Heldenhaftigkeit nicht zurückhalten. Auch er fühlt, wie stark er sei, da er, obgleich er sie in seinen Armen hält, doch in seinem Entschlusse, sie zu verlassen, nicht wankt, er, den gestern kein Schrecken von ihrer Seite gezogen haben würde. Aber schon I, 7 war er dazu entschlossen gewesen. Hier schwebt wohl die Aeußerung I, 7 vor: „Man reiße mich von hier aufs Blutgerüste!" Indem er jetzt ihre Hand los läßt, spricht er die vollste Bestätigung seiner Entsagung aus; er ist durch die letzte Umarmung, die ihn nicht wankend gemacht, gleichsam geweiht.

Hier glaubt der Prinz ein Geräusch zu hören*), aber entweder hat er sich getäuscht oder wirklich hat einer der Anwesenden unwillkürlich eine vernehmbare Bewegung gemacht Einer solchen Täuschung dürfte es kaum bedürfen. Die Glocke, welche wir darauf drei Uhr (dies fügt die prosaische Fassung mit Recht hinzu) schlagen hören, erinnert sie, daß sie sich trennen müssen. So sagt Karlos denn scheidend der Mutter gute Nacht, wofür man freilich lieber ein Lebewohl läse. Von Gent aus**) werde

*) In der prosaischen Fassung stand: „Hörten Sie nicht ein Getöse?"

**) Daß „Gent" hier an die Stelle des in der prosaischen Fassung genannten „Brüssel" tritt, ist wohl durch den Vers veranlaßt. Oder sollte damit bezeichnet sein, daß er über Gent gehe? Nach IV, 8 wollte er in Cadix sich nach Vließingen einschiffen.

sie einen Brief erhalten, der das Geheimniß ihres Umganges verkünden und, da er öffentlich mit Philipp breche, alles entdecken solle, wie es gewesen*); sie brauche diese Enthüllung nicht zu scheuen. Als er, indem er die Maske vornehmen will, diesen Betrug als seinen letzten bezeichnet**), tritt der König mit dem erschütternden Schlagworte: „Es ist dein letzter!“ unter sie. Karlos ist nur um die ohnmächtig in seine Arme sinkende Königin beschäftigt***), während der König dem Großinquisitor seinen Sohn überläßt.†) So schließt das Stück ungemein wirkungsvoll damit, daß Karlos der Inquisition verfällt. Auch die Königin hat ihn und mit ihm alles Lebensglück verloren, während Philipp in den Banden der Inquisition den schauerlichsten Despotismus üben muß. Die prosaische Fassung, welche den Großinquisitor gar nicht einführt, hat hier eine längere Szene, an deren Schluß sich Karlos, um dem Urtheilsspruche der nach seinem Blute dürstenden Richter zu entgehn, selbst ersticht, nachdem er laut die Unschuld der Königin vor Mit- und Nachwelt verkündet hat, und Philipp, voll Entsetzen vor dem Selbstmorde des eigenen Sohnes, gebrochen hinsinkt. Für

*) In der ersten prosaischen Fassung heißt es: „Ich will nichts Heimliches mehr vor ihm haben; alles, was geschehen ist, soll er wissen!“

**) Das vorangehende: „Leben Sie wohl, Mutter!“ hat die jambische Bearbeitung gestrichen.

***) Der aus Shakespeare (Lear I, 2) stammende, in Schillers Jugenddramen mehrfach vorkommende Ausruf: „O Himmel und Erde!“ oder „Himmel und Erde“ war dem Dichter so geläufig, daß er ihn sogar in seinem dramatischen Scherze Körner's Vormittag brauchte. In der jambischen Bearbeitung für Schröder fand sich vor diesem Ausruf noch: „Ist sie todt?“

†) In der für Schröder bestimmten Handschrift stand „Richter an Gottes Statt“ (statt „Kardinal“) und „Thu Du!“ statt „Thun Sie“.

Mannheim hatte Dalberg einen eigenen Schluß ersonnen, in welchem die Granden vergeblich Philipp bitten, nicht sein eigenes Blut zu vergießen, worauf dieser erklärt, es sei vergiftet (vgl. oben S. 32), und endlich der Sbirrenführer den vor der Königin Niedergesunkenen mit dem Stabe berührt, er aufsteht und von den Sbirren umgeben wird.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.





